

30 JAHRE

*Liebe Leserinnen,
liebe Leser!*

Heute feiert DER STANDARD seinen 30. Geburtstag – mit einem neuen Logo, das gleichermaßen für Print und Online steht, und mit dieser Jubiläumsausgabe. Auf 144 Seiten blicken wir zurück auf die Geschichte unseres Mediums, geben Einblicke in die Arbeit der Redaktion und entwickeln Visionen für die Zukunft dieses Landes. Im hinteren Teil dieser Ausgabe finden Sie die tagesaktuelle Berichterstattung.

Gegründet als Österreichs unabhängiges, liberales Qualitätsmedium berichtet DER STANDARD auch heute immer wieder über Entwicklungen, die der liberalen Demokratie zuwiderlaufen – auch in Ländern, in denen der liberale Gedanke schon fast als Selbstverständlichkeit angesehen werden konnte. Großkonzerne, die unsere Daten auswerten, Staaten, die Überwachungstechnik einsetzen, oder auch Tendenzen, die Pressefreiheit einschränken zu wollen. Hinzu kommen viele neue Fragen: Werden Technologien wie künstliche Intelligenz die Demokratie fördern? Wie werden sich Klimawandel und Biotechnologie auf unsere Gesellschaft auswirken? Wird es uns gelingen, den Umgang mit unseren Daten so zu regulieren, dass niemand benachteiligt wird?

In einer solchen Zeit gibt es mehr denn je Bedarf nach einer unbeugsamen Stimme wie dem STANDARD. Das zeigen auch die Zahlen: Zu unserem 30. Geburtstag verzeichnen wir eine Rekordreichweite. Noch nie haben so viele Menschen den STANDARD gelesen. In Print sind wir als einziges Medium in Österreich zuletzt signifikant gewachsen und liegen bei sieben Prozent. Online nutzen uns schon 39 Prozent der österreichischen Internetuser.

Zum Geburtstag sind wir auch all jenen dankbar, die dazu beigetragen haben, den STANDARD erst möglich und dann groß zu machen – stellvertretend für sie alle seien hier meine Vorgänger in der Chefredaktion genannt: Oscar Bronner, Alexandra Förderl-Schmid und Gerfried Sperl. Und wir danken Ihnen, unseren Leserinnen und Lesern, die unser Medium unterstützen. Wir werden auch in Zukunft unabhängig berichten.

Diese Schwerpunktausgabe haben Lisa Nimmervoll und Nana Siebert betreut, gestaltet hat sie unser Art-director Armin Karner. Wir wünschen viel Vergnügen mit dem STANDARD!

*Herzlich,
Ihr Martin Kotynek
Chefredakteur*



Erleben Sie digitale Kunst von Peter Weibel, wie Sie sie noch nie erfahren haben.

Geben Sie derStandard.at/wortkunst in einem Internet-Browser auf Ihrem Mobiltelefon ein, und folgen Sie den Anweisungen auf dem Bildschirm.

HUBLOT

**CLASSIC FUSION
TITANIUM BLUE**

WAGNER
HOME OF DIAMONDS AND TIME
WIEN 1 KÄRNTNER STRASSE 32
WIEN 1 GRABEN 21 / TUCHLAUBEN 2
HUBLOT BOUTIQUE WIEN 1 KOHLMARKT 10
www.juwelier-wagner.at



DER STANDARD



**Wir werfen
uns in Schale**

32 Seiten RONDO

**Scharfe Kritik an
Wiener Immobiliendeals**

CHRONIK Seiten 156 und 157

**Das Auto,
Jahrgang 1988**

3 Seiten AUTOMOBIL



FREITAG, 19. OKTOBER 2018

ÖSTERREICHS UNABHÄNGIGE TAGESZEITUNG — HERAUSGEGEBEN VON OSCAR BRONNER

€ 2,50 | Nr. 9023

30 Jahre Zeitung für Leser



Foto: Matthias Cremer

DER STANDARD feierte am Donnerstagabend seinen 30er. Rund 1300 Gäste aus Politik, Kultur, Wirtschaft – und natürlich aus dem eigenen Haus – folgten der Einladung von Herausgeber Oscar Bronner und Vorstandschef Alexander Mitterracker (Bild) in die Wiener Gösserhalle.

SPÖ beschließt Light-Version ihrer Statutenreform

**Mitbestimmung nur mit Extra-Erlaubnis
Länder kippen Mandatsbeschränkung**

Wien – Die lange geplante Statutenreform der SPÖ kommt nach heftigen parteiinternen Diskussionen nun in einer entschärften Fassung. Die ursprünglich vorgesehene Mitbestimmung der Mitglieder, die über Koalitionen und Regierungspakte entscheiden sollten, wird nun einer Kontrolle unterzogen: Eine solche Mitgliederabstimmung soll es jeweils nur geben, wenn sich der Parteivorstand ausdrücklich und mehrheitlich dafür ausspricht.

Die Beschränkung der Mandate auf zehn Jahre ist für die Landesorganisationen ebenfalls vom Tisch. Ursprünglich war vorgesehen, dass nach zehn Jahren eine Zweidrittelmehrheit in den Gremien für eine neuerliche Kandidatur notwendig wäre.

Die Parteireform war einer Mitgliederbefragung unterzogen und unterstützt worden. Nach Widerstand der Länder wurde sie erst abgesagt und nun entschärft. (red) Seite 153, Kommentar Seite 184

HEUTE

Kopf des Tages

Die Wiener Molekularbiologin **Angelika Amon** gewinnt als erste Österreicherin den Breakthrough Prize für Spitzenforschung. Seite 184

Wöginger versus Hacker

ÖVP-Klubchef Wöginger beharrte im Gespräch auf Kürzungen bei der Mindestsicherung. SPÖ-Stadtrat Hacker sah das anders. Seite 168

Linke Theorie

Hat uns die Postmoderne direkt ins postfaktische Zeitalter geführt? Diese Frage kommt derzeit von links, nicht von rechts. Seite 175

ZITAT DES TAGES

„Was willst du, Alter?“

Die Wiener Polizei übersetzte eine Unmutsäußerung, die der beamtete **Nathan S.** im Laufe eines Polizeieinsatzes tätigte, ins amtlich korrekte Hochdeutsch. Das Original lautete: „Wos wüsst, Oida?“ Die Beamten fassten das als Anstandsverletzung auf Seite 155

STANDARDS

Rätsel, Sport 158, 159
Wissenschaft, Sudoku 160
WebStandard 164
Kino, Veranstaltungen . . 178, 179
Kommunikation 181
TV, Switchlist 182
Wetter 180

Westen: ☀ 8 bis 18°
Süden: ☁ 7 bis 19°
Norden: ☁ 8 bis 18°
Osten: ☁ 11 bis 19°



Zwei Verdächtige im Fall Khashoggi

Weitere Absagen für Investorenkonferenz in Riad

Istanbul/Riad/London – Zwei Wochen nach der mutmaßlichen Ermordung des Journalisten Jamal Khashoggi im saudi-arabischen Konsulat in Istanbul soll nun ein Hauptverdächtiger ausgemacht worden sein. Das berichtet die türkische Zeitung *Sabah* am Donnerstag. Sie bezeichnet den Mann als Geheimdienstagenten, der den saudischen Kronprinzen Mohammed bin Salman auf Reisen oft begleitet habe. Ein weiterer Verdächtiger wurde nach Angaben türkischer Medien am Donnerstag in Riad bei einem Autounfall getötet.

Das Verschwinden Khashoggis löste weltweit Entsetzen aus. US-Präsident Donald Trump sagte am Donnerstag, es handle sich um eine „schlimme, schlimme Sache“, die Konsequenzen würden schwerwiegend ausfallen. Er wolle aber Riads Ermittlungen abwarten. Nächste Woche soll in Saudi-Arabien eine Investorenkonferenz stattfinden, es hagelt aber Absagen. Am Donnerstag erklärte US-Finanzminister Steven Mnuchin, er werde nicht der Konferenz beiwohnen. (red) THEMA Seiten 146, 147
Kommentar der anderen Seite 183

Vollen Hotels bricht Ertrag weg

Steigende Aufwendungen fressen häufig die Erlöse auf

Wien – Trotz Nächtigungsrekorden stehen viele Hoteliers in Österreich mit dem Rücken zur Wand. Einzig die Niedrigzinsen verhinderten, dass es nicht lauter krache, sagte Stefan Rohrmoser, Geschäftsführer der Prodingler Steuerberatung, dem STANDARD. Wie es um Österreichs Ferienhotellerie tatsächlich bestellt ist, wurde erstmals im Sommer tiefergehend untersucht. Die Prodingler Tourismusberatung hat betriebswirtschaftliche Daten von 164 Vier- und Fünf-Sterne-Hotels in Tirol, Vorarlberg und Salzburg

zusammengetragen und analysiert. „Da zeigt sich eindeutig, dass die Erlöse mit der Kostenentwicklung nicht Schritt halten“, sagte Geschäftsführer Thomas Reizenhahn. Besonders stark seien die Personal- und Energiekosten gestiegen. Die Ergebnisse betrachtet Reizenhahn als „Richtschnur, wie es Österreichs Tourismus geht“. Die Bundesregierung will in einer neuen Tourismusstrategie neue Indikatoren definieren, um abseits von Nächtigungszahlen den Puls der Tourismuswirtschaft besser messen zu können. (red) S. 171

Die „Nazion“

Nicht jeder kann mit 24 so kontrolliert sein, dass er eine glänzende politische Karriere macht. Luca Kaiser (24), Sohn des Kärntner Landeshauptmanns, hat im Jänner 2018 gewittert: „Österreich ist eine Nation mit einem sch... Innenminister.“ Dieser alte Tweet wurde jetzt ausgegraben, weil Student Kaiser jun. für die SPÖ bei der Europawahl antreten will. Die für sterile Erregung zuständigen jeweiligen Parteisekretäre gerieten sofort in Schnappatmung. Karl Nehammer, ÖVP: „Ein Landeshauptmann-Sohn beschmutzt öffentlich das Ansehen Österreichs und verharmlöst die Gräueltaten des Nationalsozialismus.“ Christian Hafenecker, FPÖ: „Österreich als ‚Nazion‘ generell zu

beschimpfen und seine Wählerinnen und Wähler als Verbrecher darzustellen ist eine inakzeptable Grenzüberschreitung.“ Dabei wäre Luca Kaiser eigentlich ein Anwärter auf die „Jörg-Haider-Gedächtnis-Medaille“, denn der FPÖ-Heilige hatte ja seinerzeit die österreichische Nation eine „ideologische Missgeburt“ genannt (er dachte, wir gehören zur deutschen Nation). Österreich ist zweifellos keine „Nazion“, wenn auch Nazi-Gedankengut noch immer und schon wieder recht oft anzutreffen ist. Und im Übrigen sollte sich Luca Kaiser gemeinsam mit Efgani Dönmez und anderen bei einem Volkshochschulkurs „Selbstbeschädigung durch Twitter“ anmelden.

RAU

Sexueller Missbrauch: Verurteilter Skitrainer muss nicht in Haft

Graz – Ein Skitrainer, der im November 2017 einen 15-jährigen Schüler der Ski-Akademie Schladming missbraucht hatte, wurde auch in zweiter Instanz verurteilt. Das Strafmaß wurde am Oberlandesgericht Graz allerdings reduziert, der Mann muss nun nicht in Haft. Die Familie des Opfers will zivilrechtlich auf Schadenersatz klagen. Der Jugendliche sah sich nach seiner Anzeige Mobbing ausgesetzt und ist nicht mehr im Spitzensport aktiv. Nicola Werdenigg, die auch anhand ihres eigenen Schicksals Missbrauch im Skisport aufgedeckt hat, zeigt „maßlosen Respekt vor dem Bub und der Familie“. Deren Weg sei kein leichter gewesen. „Dieser Bub ist jetzt ein großes Vorbild.“ (red) Seite 159

0815 18.-28. OKTOBER
11 JAHRE DIE BESTE WAHL
UNSCHLAGBARE ANGEBOTE
statt €279,99
€111,-
NESPRESSO
KRUPS Nespresso Expert XN 6008, Nespressomaschine
WHL 150 NESPRESSO KAPSELN
ALLE ANGEBOTE UNTER www.0815.at/11Jahre

„Unser Job ist notwendiger geworden“



Vor 30 Jahren hat **Oscar Bronner** den STANDARD gegründet, heute führt sein Sohn **Alexander Mitterracker** das Medienhaus. Im Gespräch mit Chefredakteur **Martin Kotynek** erzählen sie, wie sich das Medium Zeitung seit damals geändert hat, welche Rolle DERSTANDARD heute einnimmt und wie er sich künftig finanzieren will.

Vorstand Alexander Mitterracker (links) und Herausgeber Oscar Bronner (Mitte) im Gespräch mit STANDARD-Chefredakteur Martin Kotynek.

Willkommen, Matilda

Wie wir zu einem neuen Logo kamen

Das Logo des STANDARD wurde von Joey Badian entworfen und blieb für die Printausgabe 30 Jahre lang nahezu unverändert. Die Onlineschwester *derStandard.at* sollte hingegen 1999 ein eigenständiges Logo erhalten, optimiert für niedrige Bildschirmauflösungen. Es wurde von Barci & Partner entwickelt. Bis heute sind beide Produkte mit ihren jeweiligen Logos getrennt aufgetreten. Nun ist der Moment gekommen, dass

DERSTANDARD

die Marke DERSTANDARD mit einem Logo unter einer einheitlichen Marke in allen Kanälen auftritt.

Für dieses neue Logo wurde, basierend auf einem Konzept der section.d, gemeinsam mit FaceType, Schriftlabor eine eigene Schrift entwickelt, die in dieser Jubiläumsausgabe erstmals eingesetzt wird. Und weil Schriften einen Namen brauchen, haben wir sie intern Matilda getauft. (aco)

STANDARD: *Ein Jahr ist es her, dass Du Dich aus dem redaktionellen Tagesgeschäft zurückgezogen hast. Fehlt es Dir bisweilen?*

Bronner: Überhaupt nicht. Ich habe mich als Manager schon vor mehreren Jahren aus dem Tagesgeschäft des Vorstandes zurückgezogen und stand dann redaktionell quasi als Aushilfskraft zur Verfügung. Ich habe die Zeitung primär gegründet, um sie lesen zu können – und nicht, um sie zu führen. Führen wollte ich sie nur fünf Jahre lang. Es ist ein bisschen länger geworden. Mittlerweile bin ich ein Leser und genieße das sehr. Meistens jedenfalls.

STANDARD: *Was machst Du jetzt mit Deiner freien Zeit?*

Bronner: Ich arbeite mehr als vorher. Vor dem STANDARD habe ich Kunst gemacht und jetzt wieder. Es tut mir leid um die Zeit, die ich nicht damit verbracht habe, Kunst zu machen. Aber ich bin leider nicht in der Lage, gleichzeitig als Künstler und als Blattmacher zu arbeiten.

STANDARD: *Woran arbeitest Du gerade?*

Bronner: Im Moment mache ich Skulpturen. Nach zwei Bilderausstellungen hatte ich nun zwei Skulpturenausstellungen. Meine Skulpturen sind aus Aluminium, inspiriert werde ich derzeit von Bionik, also von den Bauelementen, die die Natur verwendet. Aber ich verwende sie nicht zweckgebunden.

STANDARD: *Warum hast Du vor 30 Jahren den STANDARD gegründet?*

Bronner: Es gab keine unabhängige, liberale Qualitätszeitung, die mit den Leserinnen und Lesern auf Augenhöhe kommuniziert hat. Das existiert jetzt. Das verschafft mir eine große Befriedigung. Außerdem ist mein damals 15-jähriger Sohn zum Zeitpunkt der Gründung gerade in das Alter gekommen, Zeitung zu lesen. Da wollte ich, dass er eine ordentliche Zeitung zum Lesen hat. Auch dieser Teil ist gelungen.

STANDARD: *Warum sollte die Zeitung rosa sein?*

Bronner: Da haben wir uns von der *Financial Times* inspirieren lassen. Es war das Gründungskonzept, dass DERSTANDARD keine Kompletzeitung war. Es wurde zunächst eine Zeitung für Wirtschaft, Politik und Kultur angeboten. Es ist schwierig bis fast unmöglich, eine ausreichende Zahl von Menschen dazu zu bringen, jene Zeitung, die sie teils seit Jahrzehnten lesen, aufzugeben und zu einer Neugründung zu wechseln. Daher war die Strategie, dass ich diese Zeitung für Wirtschaft, Politik und Kultur gründe, die einfach in diesen Bereichen besser war als alles, was vorhanden war – als Zweitzeitung. Man konnte ruhig bei seiner Stammzeitung bleiben und daneben den STANDARD kaufen. Die Überlegung und die dahinterstehende Kalkulation war: Wir werden am Anfang vielleicht 10.000 Stück verkaufen, und wenn die Auflage dann stabil bei über 30.000 Exemplaren sein wird, dann schalten wir um zur Vollzeitung. Das für uns Überraschende war, dass wir vom Start weg nie

weniger als 35.000 Stück verkauft haben. Wir sind beim Ziel, das wir nach fünf Jahren erreichen wollten, aus dem Stand angelangt. Daher haben meine damaligen Partner und ich nach wenigen Monaten beschlossen, voll durchzustarten. Da war die Zeitung schon einmal rosa; da gab es keinen Grund, die Farbe zu wechseln.

STANDARD: *Wenn Du es heute nochmals machen würdest, also jetzt ein neues Medium gründen würdest: Was wäre das?*

Bronner: Ich bin nicht mehr wirklich in dem Alter, in dem man Dinge gründet. Aber: vielleicht eine Zeitschrift, die nur einmal im Jahr erscheint.

STANDARD: *Eine Kunstzeitschrift?*

Bronner: Nicht notwendigerweise, aber es wäre eine sehr elitäre, für die man lange braucht, sie zusammenzubringen. Eine Jahreschrift.

STANDARD: *Auch als nun hauptberuflicher Künstler bist Du ein politischer Mensch geblieben. Was ist Dein Eindruck von der Regierung, ein Jahr nach der Wahl?*

Bronner: Prinzipiell besteht Demokratie unter anderem auch daraus, dass man eine Regierung abwählen kann. Das Problem bei unserer Parteienkonstellation war aber, dass es abgesehen von der großen Koalition keine andere große Konstellation gab, bei der die Freiheitlichen nicht mit in der Regierung gewesen wären. Wenn man nun die Freiheitlichen von der Regierung fernhalten wollte, konnte man die große Koalition

schlicht nicht abwählen. Das war frustrierend und hat möglicherweise dazu beigetragen, dass die Freiheitlichen stärker wurden, als sie sonst wären. Es ist nachvollziehbar, dass die Menschen eine andere Konstellation ausprobieren wollten.

STANDARD: *Eine Konstellation, bei der die FPÖ in der Regierung ist.*

Bronner: Eine Partei, die freundschaftlich verbunden ist mit diversen anderen Parteien und Regierungen, in denen illiberale Demokraten oder Autokraten tätig sind. Eine Partei, die einen Kooperationsvertrag mit der russischen Regierungspartei abgeschlossen hat und jetzt alle Geheimdienste unseres Landes kontrolliert. Da darf man sich nicht wundern, dass die Pressefreiheit als gefährdet betrachtet wird. Das sind alles Dinge, die vorhersehbar waren. Es ist traurig, dass manche Befürchtungen, die man vorher hatte, nun bestätigt wurden.

STANDARD: *Was macht die Regierung insgesamt mit diesem Land?*

Bronner: Im Verhältnis zu der Vorregierung zieht sie das Land nach rechts. Jedoch wurde sie gewählt, und deshalb muss man das auch respektieren: Wenn die Bevölkerung in diesem Maße rechts wählt, ist klar, dass man eine dementsprechende Regierung bekommt. Das ist logisch.

STANDARD: *Sind erste Auswirkungen auf die Gesellschaft spürbar?*

Bronner: Da sind schon viele kleine Details: Wie mit Flüchtlingen umgegangen wird, wie sie finan-

ziell schlechtergestellt werden, wie unternehmensfreundliche Gesetze kommen, wie die Interessen der Arbeitnehmer in der Sozialpartnerschaft geschwächt werden. Das stelle ich wertfrei fest. DER STANDARD ist auch ein Unternehmen, und daher ist manches auch für uns besser.

STANDARD: Gibt es Punkte, bei denen Du besonders wachsam bist?
Bronner: Dort, wo es nicht nur um Interessenverlagerungen geht, sondern wo die Gefahr besteht, dass die demokratischen Institutionen und die Pressefreiheit als wichtige demokratische Institution gefährdet sind. Das, was rund um das BVT passiert ist, verschafft mir ein massives Unbehagen: Eine Partei, die das Wort „Sicherheit“ so groß vor sich herträgt, weckt in mir ein gewaltiges Unsicherheitsgefühl.

STANDARD: Wie wirkt sich die Regierung auf den STANDARD aus?
Mitteräcker: Eine der ersten Amtshandlungen von einigen Ministern, die dem FPÖ-Lager zuzurechnen sind, war, das Werbebudget für den STANDARD komplett zu streichen. Da stellt man sich dann schon die Frage, mit welcher Absicht so etwas geschieht. Man könnte dahinter Versuche vermuten, uns gefügig zu machen. Es ist sichtlich nicht gelungen, wenn ich unsere kritische Berichterstattung betrachte. Aber das sind schon Methoden, die einem zu denken geben, wie hier mit Macht umgegangen wird. Und ob sich daraus nicht ein generelles Bild ableiten lässt, wie hier auch jenseits der Medienbranche vorgegangen wird.

STANDARD: Vermutlich war der österreichische Medienmarkt schon bei der Gründung des STANDARD recht seltsam.
Bronner: Er ist es geblieben. Mein Bemühen war, das Niveau der Medienlandschaft zu heben. Ich bilde mir ein, dass es auf dem Qualitätssektor gelungen ist. Im Hintergrund fördert aber die Politik mit Unmengen an öffentlichen Geldern die Gründung und Weiterentwicklung von Boulevardmedien, die dafür gesorgt haben, dass

„Wir wollen nicht beeinflussen, wir wollen Beeinflussungen aufzeigen. Das hat nichts mit Kampf zu tun.“

Oscar Bronner

das Niveau der Medien insgesamt weiter gesunken ist. Was Boulevardmedien bewirken und was für eine Volksverblödung damit erreicht wird, kann man am besten in England beobachten – siehe die Brexit-Entscheidung. Die dortige Boulevardisierung des Medienmarktes hat zu einer dramatischen Fehlentscheidung geführt.
Mitteräcker: Eine aktuelle Aufstellung zeigt, in welcher Intensität die österreichische Polizei auf einmal beworben wird und in welchen Medien das stattfindet. Dann sieht man, dass Werbegelder stark in Richtung Boulevard fließen. Das sind ganz eigene Methoden, mit Medien umzugehen. Auf der anderen Seite muss man auch anerkennen, dass jetzt gerade von Medienminister Gernot Blümel diverse begrüßenswerte Initiativen gesetzt werden, den Medienstandort Österreich überlebensfähig zu machen. Es ist eine Tatsache, dass sich das ganze Refinanzierungsmodell von Medien geändert hat. Die Werbeausgaben, die



eine wesentliche Einnahmequelle waren, landen in einem hohen Maße bei wenigen US-Unternehmen wie Facebook und Google – etwa 50 bis 60 Prozent. 90 Prozent des Wachstums werden von diesen Unternehmen vereinnahmt. Überlegungen, wie damit umzugehen ist, haben früher bei der Politik nicht stattgefunden.

STANDARD: Ihr seht für den STANDARD also auch positive Effekte durch die Regierung?

Bronner: Ich glaube, dass ein liberales Medium in einem solchen Umfeld an Bedeutung gewinnt. Wir bemerken auch, was in den USA durch die Trump-Regierung registriert worden ist: Die Reichweiten der großen liberalen Medien wie der *New York Times* und der *Washington Post* sind stark gestiegen. Ähnliches findet nun auch hier statt. In der Reichweite tut uns diese Regierung gut, wenn man es sehr zynisch nimmt.
Mitteräcker: Wir sind in Print auf sieben Prozent und online auf 39 Prozent Reichweite gewachsen. Das sind Rekordwerte, online sind wir das größte österreichische Angebot verlegerischer Herkunft.

STANDARD: Abseits vom Geschäftlichen: Ändert sich durch diese Regierung unsere Rolle als liberales Medium auf inhaltlicher Ebene?

Bronner: Wir sollten nichts ändern. Wir sollten weiterhin das machen, was wir uns bei der Gründung als Aufgabe gesetzt haben: unabhängig berichten, analysieren und kommentieren, was vorfällt. Wir haben es damals so definiert: Wir wollen nicht beeinflussen, wir wollen Beeinflussungen aufzeigen, und das gilt weiterhin. Das hat nichts mit Kampf zu tun, auch wenn es manche jetzt als kämpferisch interpretieren. Es ist unser normaler Job, den wir weitermachen müssen und der notwendiger geworden ist.

STANDARD: Manche sehen den STANDARD dabei als linkes Medium.

Bronner: Ja gut, das mit dem Links, Rechts ist natürlich immer relativ. Wenn die Regierung nach rechts rückt, dann ist klar, dass wir als liberales Medium, also als Medium der Mitte, links davon stehen. In dieser liberalen Mitte sollten wir weiterhin bleiben. Und während wir eine Regierung, die weiter rechts von der Mitte steht, kritisch begleiten – genau so, wie wir das immer getan haben, auch bei anderen Konstellationen –, dürfen wir auch nicht außer Acht lassen, dass es auch andere Missstände in diesem Land gibt, die nicht von dieser Regierung kommen. Wenn sich die Opposition lächerlich macht, müssen wir auch das beschreiben.

STANDARD: Nicht nur durch die neue Regierung haben sich Veränderungen ergeben, auch die Art, wie sich Menschen informieren, verändert vieles. DER STANDARD wird online inzwischen mehr als die Hälfte der Zeit am Handy genutzt. Was heißt das für uns?

Bronner: Wir müssen damit umgehen, dass die „Breaking News“ unseren Print-Abonnenten bekannt sind, wenn sie die Zeitung in die Hand nehmen. Somit geht es darum, Wege zu finden, die Geschichten so zu präsentieren, dass sie über die reine Nachricht hinaus für die Leserinnen und Leser interessant sind. Es gilt, nicht mehr jeder Nachricht hinterherzuhecheln, sondern sich darauf zu konzentrieren, die Zusammenhänge dahinter zu erklären.

Mitteräcker: Für die Print-Zeitung fällt die Pflicht weg, alles abzubilden, was als irgendwie wichtig gesehen werden könnte. Mittlerweile kann man davon ausgehen, dass die Nachricht den Konsumenten bereits erreicht haben wird, wenn die Zeitung erscheint.

STANDARD: Wie spielt da Deine Vision hinein, den STANDARD „zum relevantesten Diskursmedium im deutschsprachigen Raum zu machen“, wie Du immer sagst?

Mitteräcker: Mit 40.000 Userkommentaren am Tag sind wir schon einmal die größten. Das Wesentliche ist, dass wir die Interaktion mit unseren Leserinnen und Lesern als Teil unserer Mission sehen. Ich kenne zumindest kein anderes deutschsprachiges Medium, das das so klar artikuliert. Im Gegenteil, die meisten mögen ihre Community nicht, reduzieren sie auf das Notwendigste, beklagen sich teilweise über den Umstand, dass man sich mit den Meinungen und Wünschen der Leser auseinandersetzen muss, und interessieren sich nicht dafür. Für uns ist klar: Wir binden die User ein, wir nutzen den Rückkanal, und wir sind fasziniert, was sich damit für Möglichkeiten auftun.

STANDARD: Nicht jeder in der Branche teilt Deine Begeisterung für Nutzerkommentare.

Mitteräcker: Es ist unbestritten, dass sich da auch Probleme auftun, aber wir sehen es als unsere Aufgabe, diese zu lösen. Wir merken, dass wir großen Zuspruch auch außerhalb unserer Landesgrenzen bekommen. Ich sehe hier eine kontinuierliche Möglichkeit,

unsere Reichweite über Österreich hinaus auszuweiten.

STANDARD: Zugleich gibt es vor allem rund um Social Media Kritik an Hasspostings. Manche glauben, dem Problem am besten mit der Pflicht zu begegnen, im Netz unter seinem echten Namen auftreten zu müssen.

Mitteräcker: Eine Fehlannahme. Facebook hat bewiesen, dass Hasspostings nicht weniger werden, wenn man Klarnamen vorschreibt. Klarnamen schränken die Möglichkeiten einer Community ein. Man würde feststellen, dass Menschen mit generischen Namen wie „Hans Müller“ eher bereit sind, ihrer Stimme öffentlich Gehör zu verschaffen, da sie quasi anonym agieren, als Leute mit Namen, die selten sind, wie es beispielsweise bei ethnischen Minderheiten der Fall ist. Es spricht einfach sehr viel dafür, weiterhin Pseudonyme im Netz einzusetzen. Man muss solche Diskussionen im Netz einfach gut moderieren, damit sie konstruktiv verlaufen. Das machen bei uns 13 Moderatorinnen und Moderatoren. Gleichzeitig gilt es zu akzeptieren, dass wir noch immer am Anfang sind im Umgang mit diesem Rückkanal. Seine Möglichkeiten sind aber definitiv zum Vorteil der demokratiepolitischen Aufgabe, die ein Medium wie das unsere verfolgt.



STANDARD: Moderatoren, Redakteure, Verlagsmitarbeiter – wir alle kosten Geld. Wie finanzieren wir uns in Zukunft, wenn die Werbeumsätze sinken?

Mitteräcker: Das stimmt, der ganze Wahnsinn kostet Geld. Man kann momentan auch trotz Digitalisierung nicht feststellen, dass man weniger Leute braucht. Im Gegenteil, man braucht immer mehr Leute mit unterschiedlichen Fähigkeiten, und man muss viel mehr experimentieren als in der Vergangenheit. Experimentieren muss man auch was die Erlösströme betrifft.

STANDARD: Was heißt das genau?

Mitteräcker: Es stellt sich doch die Frage, wie man sich vom Werbemarkt unabhängiger machen kann und für die Finanzierung unseres Journalismus auf die Leserinnen und Leser zugeht. Es gibt die Möglichkeit von Paywalls, also Be-

„Wir binden die User ein, wir nutzen den Rückkanal, und wir sind fasziniert, was sich für Möglichkeiten damit auftun.“

Alexander Mitteräcker

zahlangeboten. Mit dem „Pur“-Abo haben wir dieses Jahr ein Angebot gestartet, das die Nutzung des STANDARD online frei von Werbung und Tracking macht. Ich glaube, auch in diesem Bereich ist die Innovation noch am Anfang. Eines wird immer stimmen: Je mehr sich die Leser für ein Medium interessieren und je qualitativ hochwertiger die Inhalte sind, desto eher sind sie bereit, dafür zu zahlen. Die Zeit, die die Menschen in Summe auf unseren digitalen Inhalten verbringen, ist die höchste von allen heimischen Medien verlegerischer Herkunft. Das Interesse an unserem Produkt ist einfach höher. Insofern bin ich auch zuversichtlich bei der Wahrscheinlichkeit der Refinanzierung.

STANDARD: Heißt das, DER STANDARD bekommt eine Paywall, wird also online kostenpflichtig?

Mitteräcker: Ich würde es eher so ausdrücken: Wir werden unseren Leserinnen und Lesern mehr Angebote machen, für das Nutzererlebnis, das sie bei uns haben, zu bezahlen.

STANDARD: Wann?

Mitteräcker: Wir haben dieses Jahr das erste Produkt gestartet. Ich gehe davon aus, dass weitere nun zügig folgen werden.

STANDARD: In fünf Jahren feiern wir wieder Jubiläum, 35 Jahre STANDARD. Was soll sich bis dahin geändert haben?

Mitteräcker: Wenn ich einen Herzenswunsch äußern könnte: Ich würde mir wünschen, dass die Stimmen verstummen, die das vereinte Europa in Zweifel stellen. Wir sollten das Gemeinsame in den Vordergrund stellen, womöglich schaffen wir es dann auch bei Themen wie der digitalen Entwicklung, gestalterisch tätig zu sein, statt auf Trends zu reagieren, die woanders gestartet werden.

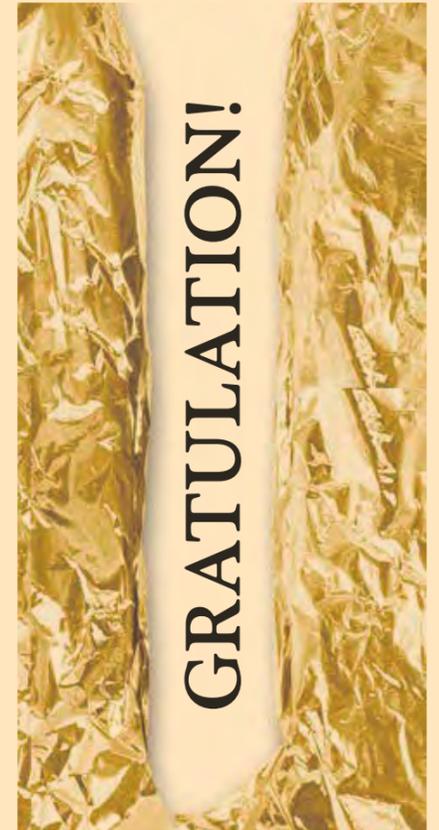
Bronner: Was mich im Moment beschäftigt, ist, dass gewisse demokratische Spielregeln in diesem Land in Zweifel gezogen werden. Ich hoffe, dass in fünf Jahren dieser Spuk vorbei sein wird.

OSCAR BRONNER ist Herausgeber des STANDARD, den er 1988 gegründet hat. Sein Sohn **ALEXANDER MITTERÄCKER** arbeitet seit 1998 beim STANDARD. Seit 2000 war er Geschäftsführer und dann Vorstandsmitglied von derStandard.at; seit 2017 ist er alleiniger Vorstand der STANDARD-Verlagsgruppe.



Elfriede Jelinek
Literaturnobelpreisträgerin

Ich fange meinen Tag immer mit dem *Morgenjournal* auf Ö1 und dem STANDARD an. Fast nie gehe ich dann aus dem Haus, es fällt mir schwer, rauszugehen, aber mit diesen beiden Freunden kann ich mich tief in meinen Lehnstuhl hineinbohren und habe nicht das Gefühl, etwas zu versäumen, ich habe das Gefühl, daß ich dableiben kann. Ich muß nicht raus und kann drinnenbleiben, ich muß niemanden treffen, weil mir fast alles gesagt wird, was ich wissen muß. Ich muß also niemand treffen und kann selbst betroffen sein (aber niemand damit belästigen), falls nötig. In die Foren des STANDARD, die in der Medienlandschaft des deutschsprachigen Raums einmalig sind, komme ich sogar manchmal vor, ohne daran teilzunehmen. Das ist das meiste an und von Menschen, was ich brauchen kann. Mehr Menschen und mehr von Menschen brauche ich nicht und suche ich auch nicht. Bei vielen Postings hau ich mich ab. Da muß ich nicht selber abhauen. Ich bin dabei und danke dem STANDARD, den ich glaub ich seit der ersten Nummer lese, für die Hilfe beim Dableiben.



Alexander
Van der Bellen
Bundespräsident

In der Früh gibt es zuerst einen Kaffee, dann greife ich zum STANDARD – und löse erst mal ein Sudoku. Erst danach beginnt die Zeitungslektüre. Den RAU auf der ersten Seite lasse ich nie aus. Dann wechsle ich zu den Leitartikeln auf der letzten Seite, bevor ich die Zeitung von vorn bis hinten durchgehe. Eine alte Angewohnheit habe ich bis heute beibehalten: Artikel, die mich besonders interessieren, schneide ich aus und lege sie ab. Das kann etwas aus der Politik sein oder ein anregender „Kommentar der anderen“. Und das geht jetzt schon seit 30 Jahren so.

Alles Gute
zum Geburtstag.



Fotos: Herbert Corn, Christian Fischer

Was vor 30 Jahren mit Antrieb und Energie begann, ist heute Standard.

**VERBUND gratuliert zum
30-jährigen Jubiläum.**

Wer den Antrieb hat, die Welt zu
verändern, hat die richtige Energie.

Verbund
Am Strom der Zukunft

Von null auf 9023

CHRONOLOGIE: Sebastian Pumberger

30. Juni 1988

Die Planungen für das „Wirtschaftsblatt“ – so der damalige Titel – gehen in die Intensivphase, Nullnummern werden an Testleser verteilt, eine Redaktion wird aufgebaut. Der Axel-Springer-Verlag beteiligt sich zu 50 Prozent an Oscar Bronners Zeitungsprojekt, nachdem heimische Banken keine Finanzierung bereitstellen wollten.

19. Oktober 1988

Die erste Ausgabe des STANDARD erscheint – so Bronner – nach „zwei Jahren Bemühungen und Verhinderungsversuchen“ mit 32 Seiten. Diese Jubiläumsausgabe ist Nummer 9023.

4. März 1989

Das ALBUM erscheint zum ersten Mal.

15. April 1989

Den STANDARD gibt es nun auch am Samstag zu kaufen.



1. September 1992

Gerfried Sperl wird geschäftsführender Chefredakteur (oben).

2. Februar 1995

derStandard.at geht als erste deutschsprachige Tageszeitung online. Eine der Gründerinnen, Gerlind Hinterleitner (unten), ist heute Verlagsleiterin für den Bereich Online.



30. April 1995

Der deutsche Springer-Verlag zieht sich aus dem STANDARD zurück, Oscar Bronner übernimmt die Anteile.

Juni 1998

Der erste Livebericht geht online.

Dezember 1998

Der Süddeutsche Verlag beteiligt sich am STANDARD mit 49 Prozent.



Die erste Titelseite des STANDARD: Eine „intelligente, mündige, überregionale“ Zeitung soll er sein, so Oscar Bronner im ersten Brief des Herausgebers, für ein Land, das „bedeutender ist, als seine gegenwärtige Erscheinung vermuten läßt“.



5. März 1999

Das RONDO erscheint erstmals.

12. April 1999

Das erste Posting auf derStandard.at wird veröffentlicht.

4. April 2005

Start der Beilage New York Times.



1. Juli 2007

Alexandra Förderl-Schmid wird als erste Frau Chefredakteurin einer österreichischen Tageszeitung.

6. Oktober 2007

Die erste Schwerpunktausgabe erscheint: Schriftsteller machen STANDARD.

August 2008

Der Süddeutsche Verlag zieht sich zurück.



Dezember 2012

Die STANDARD-Gruppe übersiedelt in ein neues Gebäude in die Vordere Zollamtsstraße 13 im dritten Wiener Bezirk.

26. Februar 2013

DER STANDARD-KOMPAKT erscheint zum ersten Mal.

19. Juni 2013

DER STANDARD organisiert sich neu, Redaktionen von Print und Online sowie Anzeige und Marketing werden zusammengelegt. Ein neuer Bereich für User-Generated-Content wird geschaffen.

1. Jänner 2017

Alexander Mitterracker übernimmt die Leitung der STANDARD Medien AG als alleiniger Vorstand.

24. Juli 2017

DER STANDARD expandiert nach Deutschland: derStandard.de geht online.



8. November 2017

Martin Kotynek wird Chefredakteur des STANDARD. Mit 1. Mai 2018 wird die Chefredaktion erweitert: Nana Siebert (li.) und Petra Stüber werden neben Rainer Schüller (re.) stellvertretende Chefredakteurinnen.

19. Oktober 2018

DER STANDARD wird 30 Jahre alt.

Österreich, eine Vermessung

Österreich ist nicht mehr das Land, das es beim Erscheinen der ersten STANDARD-Ausgabe war: Die Lebenserwartung ist deutlich gestiegen, genau wie die Arbeitslosenquote. Dafür ging die Zahl der Verurteilungen und der Alkoholkonsum zurück. Wie sich das Land in den letzten 30 Jahren sonst verändert hat, was es geprägt und bewegt hat – die interessantesten Kennzahlen.

LANDVERMESSER: Michael Matzenberger, Daniela Yeoh

Durchschnittliche TV-Nutzungsdauer

über 12-Jährige, Minuten pro Tag



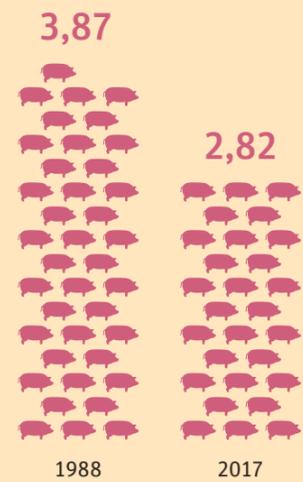
Kinobesuche

jährliche Zuschauerzahlen



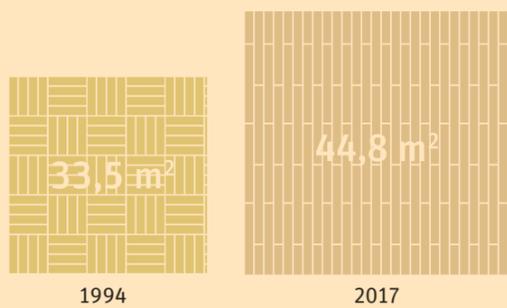
Schweinebestand

Tiere in Millionen



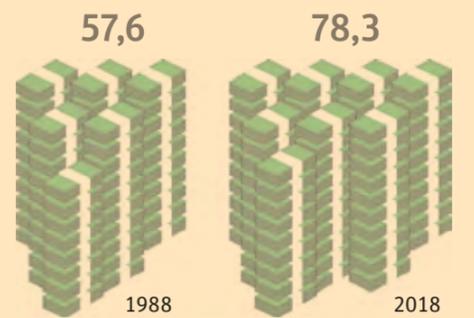
Wohnfläche pro Person

im Durchschnitt



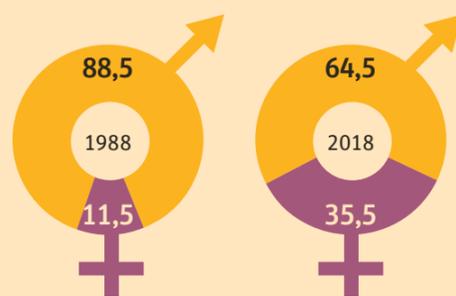
Staatsschulden

in Prozent des BIP

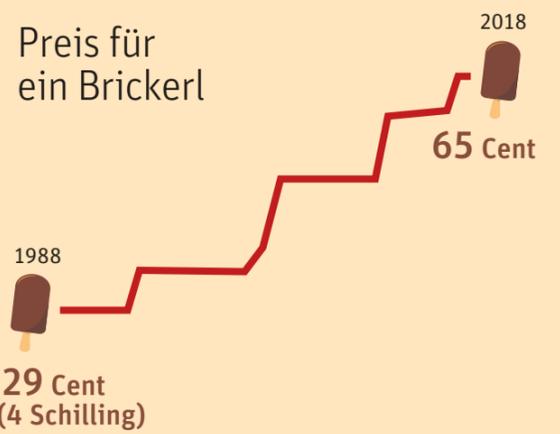


Geschlechterverhältnis im Parlament

in Prozent



Preis für ein Brickerl



Bierkonsum

in Liter pro Person und Jahr



Internetnutzer seit 1996

in Prozent der Bevölkerung



Häufigste Auftritte als Jedermann

seit 1988



Erfolgreichste Volksbegehren

Prozent der Stimmberechtigten



Bevölkerung nach Wohnortgröße

Prozent der Einwohner in Gemeinden



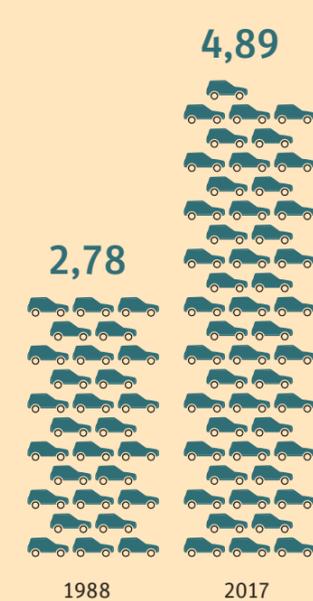
Arbeitslosenquote

ationale Berechnung



Fahrzeugbestand

Pkws in Millionen



Erfolgreichste österreichische Kinofilme

nach Besuchern



Fotos: Filmladen (2), Bonus Film, B. A. / Dor / Iduna / Kuchenreuther / Perathon, Dor Film

Erfolgreichste Singles seit 1988

Anzahl der Wochen auf Platz 1

- 18**
Elton John
Candle In The Wind
1997
- 16**
Luis Fonsi feat. Daddy Yankee
Despacito
2017
- 13**
Salt 'n' Pepa
Let's Talk About Sex
1991
- 13**
4 Non Blondes
What's Up
1993
- 13**
O-Zone
Dragostea Din Tei
2007
- 13**
DJ Ötzi und Nik P.
Ein Stern ...
2000

Fotos: AP / Brent N. Clarke, Reuters / Steve Marcus, Warner, Videostill (2), dpa / Jörg Carstensen

*Journalismus ist wie Einschenken:
Alles eine Frage der Haltung*

STIEGL GRATULIERT DEM STANDARD ZU
30 JAHREN QUALITÄTSJOURNALISMUS

BRAUKUNST AUF HÖCHSTER STUFE.

In drei Schritten zur Lösung: So können Sie mitspielen

Schritt 1 Wir haben neun Fragen für Sie. Ihre Antworten können Sie in die grauen Felder eintragen, ein Buchstabe je Feld – das gilt auch für ä, ö, ü und ß.

In jeder Antwort sind zwei Felder nummeriert. Alle Nummern finden Sie auch in einem der blauen Felder wieder, dorthin können Sie Ihren Buchstaben schon einmal übertragen.

Schritt 2 Nun gilt es, neun Schlagzeilen, die in den vergangenen 30 Jahren im STANDARD erschienen sind, in den grauen Kästen zu rekonstruieren und ergänzen. Die

meisten davon waren große Aufmacher auf Titelseiten. Einzelne Buchstaben oder Zahlen sind dabei manchmal erfreulich verräterisch. Wenn Sie die neun Ereignisse anschließend in ihre chronologische Reihenfolge bringen, dann ordnen Sie damit zugleich die blauen Textfragmente so, wie es für den nächsten Schritt nötig ist.

Schritt 3 Sobald die neun blauen Textfragmente richtig aneinandergefügt wurden, müssen Sie nur noch die fehlenden Buchstaben ergänzen – und vor Ihnen steht der Lösungsspruch.

Beispiel: Nehmen wir an, Sie hätten in Schritt 1 folgende Buchstaben herausbekommen und in die blauen Felder übertragen:

U N T G
S Z

Wenn nun das Schlagzeilenspiel in Schritt 2 ergäbe, dass die Blöcke in folgende Reihenfolge geordnet gehörten ...

T G S Z
U N

... dann könnten Sie in Schritt 3 diesen Lückentext vervollständigen zu dem Lösungswort „TAGESZEITUNG“.

Nur dass in unserem Rätsel mehr als nur ein einzelnes Wort gesucht wird – eine vollständige Formulierung, nämlich eine Beschreibung des STANDARD.

derStandard.at/Jubilaumsraetsel lautet die Adresse, unter der Sie Ihre Lösung bis Freitag, 2. November, 12 Uhr eingeben können. Tags darauf, am 3. November, veröffentlichen wir die Auflösung im gedruckten STANDARD und auf der genannten Webadresse.

derStandard.at/dst30raetsel Hier können Sie unser Rätsel auch interaktiv lösen, die Schlagzeilen immer neu ordnen und Textfragmente so lange herumschieben, bis es klick macht.

11 2

Ä p j b :
M a
t tt z
V z ä d :
M ä r t
ü r mm d
M c - A ee
v s r h
f ie W h n

11 12

Diese Titelseite erschien vor einigen Monaten, vielleicht erinnern Sie sich ja noch. Dann werden Sie vermutlich auch schon bemerkt haben, dass wir in obiger Abbildung ein Wort verändert haben, das so gar nicht gedruckt wurde. Mit welchen drei Buchstaben begann die Zeile damals tatsächlich?

18 10

M a
P m r
D dj
s ü
S r i
C ao
A sn m z t
v hä -
M f ah n g d
v rm

Nanu, hat da jemand auf die Zeitung gekritzelt? Nein, so wurde es damals tatsächlich gedruckt: Ein bestimmter Teil des STANDARD wurde nämlich noch bis 1996 von Hand geschrieben und gezeichnet. Das schneefahnelartige Gebilde, das sich von rechts in diesen Ausschnitt hereinschiebt, und die kleinen Kringel links darüber bilden gemeinsam einen festen Begriff, der in Zusammenhang mit derlei Darstellungen häufiger vorkommt. Wie lautet er?

13 14

16 4

Z T v F , Ö
e s m u n h i m e z P p t
„... b c s e e h t F r“

15 16

Erst wenn man diese Skulptur aus dem Jahr 1974 von mehreren Seiten betrachtet, begreift man, wie raffiniert sie geformt ist. Es handelt sich um ein frühes Werk eines Österreichers, der in den 70er- und 80er-Jahren als Maler und zeitweise auch Bildhauer in New York arbeitete. Dann jedoch kehrte er nach Wien zurück, wo er ... nun ja: etwas sehr Folgenreiches wagte. Erst 2009 begann er wieder zu malen – anfangs sogar, bis seine Finger bluteten. Denn ohne Pinsel, nur mit den Fingern reibt er die Farben in die Leinwand. Wie heißt der Gesuchte?

Bildnachweis folgt am 3. November.

9 5

O tt f i e t s n
U b ä g k
X n n G s m o a P ä
d 192. S a a d E v e d g

In diesen beiden Textspalten hier sind alle Zeilen gleich lang, man nennt das Blocksatz. Dieser hübsche Effekt lässt sich nicht allein durch Silbentrennungen erzielen – zusätzlich müssen die Abstände zwischen den einzelnen Wörtern angepasst werden. In manchen Zeilen stehen die Wörter enger beisammen als in anderen, so dass immer die gleiche Zeilenlänge entsteht. Was dabei aber unverändert bleibt, ist der Abstand der einzelnen Buchstaben innerhalb eines Wortes.

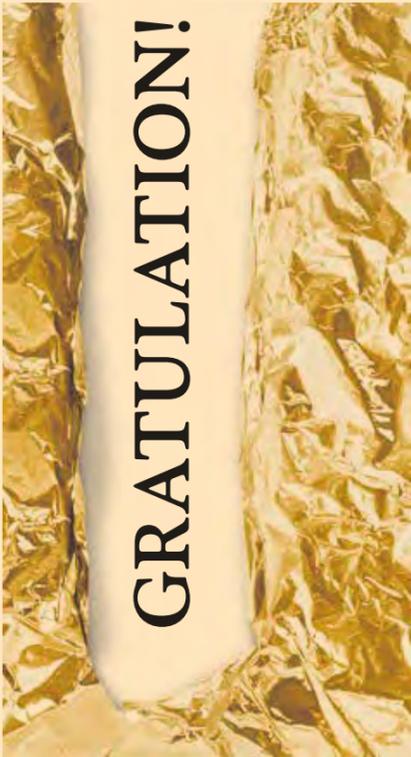
17 18

3 12

D k r E e a a
v M ä r b u l
z T
v r r t
N c d
H n ht
C s s
R g e g
h b
T r o g s e
a

Haltungsübung Nr. 20
Neugierig bleiben.

Eine leichte, beinahe kinderleichte Haltungsübung ist gleichzeitig eine der wichtigsten: neugierig bleiben. Wenn Sie das jeden Tag üben, machen Sie es irgendwann automatisch. Wir sprechen da aus Erfahrung.



Anna Mitgutsch Schriftstellerin

Ich erinnere mich gern an den Anfang des STANDARD, daran wie Ingeborg Sperl mit einer wunderbaren Rezension meinen dritten Roman rettete, an die fünfzehn Jahre, in denen ich regelmäßig für das ALBUM Rezensionen schrieb, 108 Besprechungen über die Jahre, viele inspirierende Stunden mit Büchern, die ich sonst vielleicht übersehen hätte. Bei jedem Besuch in Wien war ich damals ein freundlich empfangener Gast in der Herrengasse. Cornelia Niedermeier nahm mir die Scheu vor der digitalen Übermittlung von Texten. Mit ihr verband mich eine besondere Freundschaft, ein gegenseitiges, bereicherndes Verständnis, wie es einem nicht oft passiert. Noch heute vermisse ich die Rituale meiner Besuche bei ihr, die Abendessen am Karmelitermarkt, nicht weit von ihrer Wohnung, das Frühstück um acht Uhr früh im Bräuner Stüberl, bis sie in die Toskana in ein ganz anderes Leben verschwand. Diese intensive Zeit mit dem ALBUM und seinen Menschen gehören zu meinen besten Erinnerungen.



Gerhard Haderer Karikaturist



Rainer Hazivar „ZiB“-Moderator

Den (cs) gibt es immer noch. Der hat damals, also im Sommer 1990, meine ersten Zeilen überflogen. War eine Bildunterschrift, irgendwas mit dem Bundesheer, und mein Textvorschlag wurde von seinem überschrieben – gnadenlos und zur Gänze. Conrad Seidl konnte schon damals ziemlich gut schreiben. Ein paar Tage später, nächster Versuch, irgendwas mit dem Wahlrecht der Auslandsösterreicher, da kamen dann schon ein paar Worte vor, die ich verfasst habe, wenn auch nicht in der ursprünglichen Reihenfolge, der (cs) war wie gesagt gnadenlos. Mit dem Text habe ich dann versucht, im alten Militärbad am Bodensee eine angehende Journalistin zu beeindrucken. Sagen wir so: Die war auch gnadenlos, ich glaube aber: eigentlich mit dem (cs). (raha)

Sebastian Kurz Bundeskanzler

1988 sorgte eine neue Zeitung für mehr Farbe am österreichischen Medienmarkt. Nicht nur optisch, sondern – und das ist viel wichtiger – in ihrer inhaltlichen Ausrichtung und Blattlinie. Was die *Süddeutsche Zeitung* bei unseren Nachbarn oder *Le Monde* in Frankreich ist, das ist DER STANDARD in Österreich. Es ist den Gründern gelungen, 30 Jahre oder über 9000 Ausgaben später den STANDARD als eine angesehene Qualitätszeitung im deutschsprachigen Raum zu etablieren. DER STANDARD begleitet meine Arbeit seit Amtsantritt als Staatssekretär im Jahr 2011 sehr kritisch. Der Umgang war, ist und bleibt trotz unterschiedlicher Zugänge von gegenseitigem Respekt geprägt. Unabhängig von der Berichterstattung wünsche ich mir als Staatsbürger, dass DER STANDARD auch in 30 Jahren noch am Markt ist und unsere Medienvielfalt weiter stärkt. Ich wünsche dem Herausgeber und dem gesamten Team alles Gute zum 30. Geburtstag.



Lotte Tobisch-Labotýn Ehemalige Burgschauspielerin

Ich und DER STANDARD – das ist eine lange Geschichte, die fast ein Drittel meines Lebens umfasst. Ich bin jetzt 92, und in Wien kann man ja eigentlich nur drei Zeitungen wirklich lesen: den STANDARD, die *Presse* und die *Wiener Zeitung*. Da ist von konservativ bis liberal alles dabei – und in der Mitte bin ich. Für Menschen wie mich, die keiner Partei angehören, ist DER STANDARD ganz, ganz wichtig. Die *Presse* habe ich quasi in der Familie geerbt, und die *Wiener Zeitung* lese ich, damit ich auch über Amtliches informiert bin. Den STANDARD lese ich, weil er eine wirklich gute Zeitung ist und die Beiträge gescheit sind. Da bekomme ich als politisch interessierter Mensch eine breite Palette an Beiträgen, die mich wirklich interessieren.





André Heller
Universalkünstler

1. DER STANDARD ist unverzichtbar für die geistige und politische Hygiene unseres Landes.
2. Er ist das Herzstück der vielfältigen und grandiosen Leistungen, die Ossi Bronner für die mediale und journalistische Aufforstung der Zweiten Republik erbracht hat. Wir schulden ihm dafür liebevollen Dank.

Mit herzlichen Grüßen aus Anima, Marrakesch
André Heller

Helga Rabl-Stadler Präsidentin der Salzburger Festspiele

DER STANDARD war und bleibt besonders:

Ersonnen wurde er vom Künstler Oscar Bronner ursprünglich als Wirtschaftsblatt.

Gedruckt wurde und wird er auf rosa Papier, als Zitat der *Financial Times* gemeint, was man aber durchaus auch als Bekenntnis zu Internationalität und Offenheit für alle Lebensformen deuten darf.

Und als andere Zeitungen das Internet noch als feindliches Medium erlitten, gestaltete DER STANDARD seine Online-Ausgabe bereits besonders attraktiv.

Der jüngste Coup ist „Österreich spricht“. In einer Zeit, da das Internet zum Echoraum für die eigene enge Weltsicht zu verkommen droht, lädt DER STANDARD zu Diskussion statt Konfrontation.

Danke, STANDARD! Weiter so!



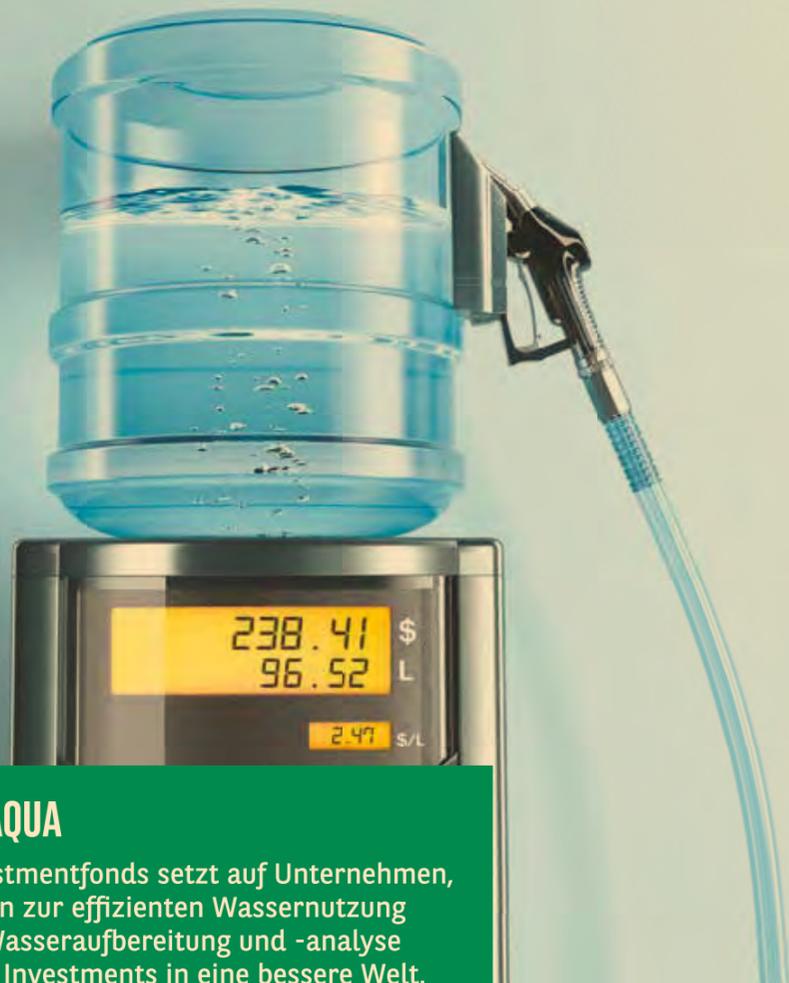
David Schalko Autor und Regisseur

Zunächst: Einem Medium, das es auf eine schwarze Liste von Herbert Kickl schafft, dem kann man prinzipiell schon gratulieren. Ein solches hat mit relativ hoher Sicherheit einiges richtig gemacht. So etwas spricht für einen „schlechten“ Ruf, den es zu verteidigen gilt. Dem STANDARD ist es über die Jahre gelungen, nicht nur anzuecken und Haltung zu bewahren, sondern auch beständige Qualität abseits des verbreiteten Tendenzjournalismus zu etablieren. Konterkariert durch eine Postingkultur, über die und mit der es sich streiten lässt. Der Begriff „STANDARD-Poster“ ist zu einem Deonym geworden. Er ist jedem gängig und Teil der österreichischen Diskussionskultur. Um nicht zu sagen, es wurde damit ein digitales Milieu begründet. DER STANDARD ist vermutlich das lebendigste Medium dieses Landes. Dazu und zu manch anderem sei herzlich gratuliert!



Fotos: APA / Neubauer, Gindl, Punz

IN EINER WELT IM WANDEL WIRD WASSER ZUM KOSTBARSTEN ROHSTOFF.



PARVEST AQUA

Dieser Investmentfonds setzt auf Unternehmen, die Lösungen zur effizienten Wassernutzung sowie zur Wasseraufbereitung und -analyse entwickeln. Investments in eine bessere Welt.

www.bnpparibas-am.at



BNP PARIBAS
ASSET MANAGEMENT

Der Assetmanager
für eine Welt
im Wandel

Entwicklungen in der Vergangenheit sind kein Hinweis für künftige Erträge und der Wert einer Investition in ein Finanzinstrument kann sowohl fallen als auch steigen. Investoren erlangen möglicherweise nicht ihren ursprünglich investierten Betrag zurück. BNP PARIBAS ASSET MANAGEMENT France, die "Verwaltungsgesellschaft", ist eine vereinfachte Aktiengesellschaft französischen Rechts mit Gesellschaftssitz in: 1, boulevard Haussmann 75009 Paris, France, RCS Paris 319 378 832 und ist bei der französischen Aufsichtsbehörde "Autorité des marchés financiers" unter der Nummer GP 96002 registriert.

Wie ein Dichter lernte, Automaten zu lieben

Odessa, Ried im Innkreis, Paris, Wien, New York, Köln, Karlsruhe – und ab dem nächsten Jahr wieder in Wien. Das sind einige der Stationen im turbulenten Leben des Medienkünstlers und -theoretikers Peter Weibel. Ebenso vielfältig ist sein Werk. Dem STANDARD hat er jetzt zwei Geburtstagsgeschenke gemacht.

PORTRÄT: Helmut Ploebst

Seit Jahrzehnten bewegt sich Peter Weibel im kreativen Raum zwischen Medien und Kunst, im kommenden Jahr kehrt er nach Wien zurück. Da passt es, dass der Medienrebell mit zwei typischen Weibel-Aktionen zur 30-Jahr-Feier des STANDARD beigetragen hat. Für diese Jubiläumsausgabe entwickelte er einen Marker, über den man via Mobiltelefon auf Beispiele digitaler Wortkunst zugreifen kann (siehe Seite 1). Und der STANDARD-Jubiläumsfeier am Donnerstagabend stellte er zwei seiner interaktiven Installationen zur Verfügung.

All das fügt sich gut in die Lebensgeschichte des 74-jährigen Medien(kunst)pioniers, Kurators und Theoretikers, der seit fast 20 Jahren das Zentrum für Kunst und Medien (ZKM) in Karlsruhe leitet, nach jüngstem Ranking die weltweit vierthöchste Kunstinstitution. Ich treffe ihn in den neuen Räumlichkeiten des 2017 gegründeten „Peter Weibel – Forschungsinstituts für digitale Kulturen“ in Erdberg. Dort ist alles frisch renoviert. Nur die Beleuchtungsautomatik funktioniert noch nicht ganz. Im Foyer mit seinem riesigen weißen Besprechungstisch aber leuchten die Lampen.

Nur sechs verkaufte Bände

Weibel will „das Buch über Automatentheorie“ aus seinem Zimmer holen. Aber halt, ich habe eine Ausgabe des 1974 von Peter Weibel mit Franz Kaltenbeck edierten Bandes aus meiner eigenen Bibliothek mitgebracht: *Studien zur Theorie der Automaten* von Informationstheorie-Begründer Claude Elwood Shannon und John McCarthy, der den Begriff Artificial Intelligence prägte. „Wahnsinn“, staunt Weibel, „das Original – eine Rarität!“ Damals hatte er den Verlag überredet, den Band in einer Auflage von 1000 Exemplaren herauszubringen. Eine Enttäuschung, nur sechs davon wurden verkauft. „Es war zu früh für ein Buch über Computer mit Formeln drin.“

Der Verleger forderte Kompensation: „Jetzt müssen Sie mir einen Bestseller schreiben.“ Weibel sah sich außerstande, hatte aber eine andere Idee. Die Rechte für *Kokain*, einen Skandalroman von Pitigrilli alias Dino Segre aus den 1920er-Jahren, seien abgelaufen gewesen. „Und damals, 1974 in München mit Rainer Werner Fassbinder, waren alle high auf Kokain.“ Das Buch kam mit einer Vorrede und einem Nachwort von Weibel heraus. Fassbinder kaufte die Rechte und wollte das Buch verfilmen. „Aber er ist leider am Kokain gestorben, bevor er den Film fertigmachen konnte.“ Schließlich produzierte Frank Castorf eine Bühneninterpretation von *Kokain*. Weibel lacht über den Coup: „Durch die Film- und Theaterrechte habe ich den Verleger langfristig wieder saniert.“

Wenn sein Vertrag mit dem ZKM 2019 ausläuft, will er nach



Foto: Robert Newald

Modern. Moderner. Modernerer: Peter Weibels Karriere als Künstler begann mit der Literatur und führte ihn über den Film, aber auch über Medizin und Mathematik in das weite Land der Medienkunst, wo er neue Standards setzte.

Wien zurückkehren und einen zwölfstöckigen Containerturm inmitten seiner Bibliothek bewohnen. Zusammen mit dem Forschungsinstitut ist das sein Altersexperiment in einem turbulenten Leben. Weibels Familiengeschichte ist eine der generationenübergreifenden Migration von Deutschland nach Zentralasien, vom dortigen Alma-Ata nach Besarabien (heute Republik Moldau) wo die Mutter geboren ist. Sie übersiedelte während des Zweiten Weltkriegs nach Odessa, wo Peter 1944 zur Welt kam.

Ohne Pass in Oberösterreich

Das Kriegsende war keine gute Zeit für Russlanddeutsche. Als die Großmutter erschossen wurde, floh die Mutter mit dem Kind über Polen nach Oberösterreich – als Displaced Person ohne Pass oder Papiere. „Meine Mutter fürchtete, dass sie nach Russland zurückmusste“, erzählt Weibel. „Da hat sie zwei Leute gefunden, die sagten, dass sie meine Taufpaten in Polen gewesen wären. Ein polnisches Kind durfte man nicht nach Russland schicken, auch nicht die Mutter. Und weil uns der evangelische Pfarrer einen Taufschein gab, konnten wir bleiben.“

In Ried im Innkreis arbeitete die Mutter als Stiegenputzerin und

wurde dann Kellnerin. „Ich bin in einem Lager aufgewachsen und war bis zum 16. Lebensjahr in wechselnden Internaten“, sagt Weibel. Lesen hatte er sich schon vor der Schule selbst beigebracht. Im American Information Center am Rieder Hauptplatz schaute er Propagandafilme, entdeckte Mickey Mouse, verschlang Bücher, entwickelte einen „wahnsinnigen Wissensdrang“. Mit dem Geld, das er bei einem Kreuzworträtselwettbewerb gewann, leistete er sich im Alter von 14 ein Abo der *Frankfurter Allgemeine Zeitung*. Und er hatte den Traum, nach Paris zu gehen: „Als ich 18 war, bin ich in den

Zug gestiegen und dorthin gefahren. Ohne Geld, mit gar nichts.“

Wie er an die Kunst geraten ist? „Anfangen habe ich mit 14 als Dichter. Dann wurde ich bis zur Matura moderner Dichter und in Frankreich ein noch modernerer Dichter.“ In Paris angekommen, rief er die Witwe von Paul Valéry – „damals und bis heute mein Lieblingsdichter“ – an, so oft, bis sie ihn empfing. „Ich habe alle Berühmtheiten abgeklappert“, bis hin zu Lotte H. Eisner, der legendären Filmautorin und Chefkonservatorin der Cinémathèque française. Sie schenkte ihm 1963 eine Dauereinfahrt für das Filmmuseum: „Dort habe ich meine erste Medienausbildung genossen.“

So modern wie die Wiener

Ein Jahr lang studierte er französische Literatur, dann reiste er „noch modernere Dichter“ zurück nach Wien, wo er entdeckte, dass andere dort genauso modern waren: „Ich habe Lesungen von Friederike Mayröcker, Ernst Jandl und der Wiener Gruppe besucht und mich vorgestellt.“ Und er fand heraus, dass er durch die Lektüren während seines Parisaufenthalts in puncto Theorie weiter war als die Wiener. „Ich konnte besser als andere erklären, was die machten. Da hat man mich – als 19-Jährigen

– eingeladen, ich soll vor den Lesungen Reden halten.“

Er inskribierte Medizin, wollte sich auf Neurologie spezialisieren und später zur Mathematik wechseln. Aber nach drei Jahren hatte er genug von der Heilkunde und studierte gleich „mathematische Logik“, die damals „Logistik“ hieß, die heutige Informatik. Zur Medienkunst kam er über die Dichtung: „Alle machten Dichtung auf der syntaktischen und semantischen Ebene, aber keiner Arbeiten auf der pragmatischen Ebene – mit Beziehung zum Publikum. Und ich habe gedacht, damit ich einen Schritt weiter gehe, muss ich etwas tun, was das Publikum einbindet.“ Also mussten die Zuhörer während seiner Lesungen Sätze vorlesen. Außerdem wurden Geräte wie Schreibmaschine, Magnetophon oder Megafon zu Bestandteilen von Weibels dichterischer Arbeit: „So habe ich angefangen, mich ins Mediale zu bewegen.“

Gemeinsam mit Valie Export

Die Verwandtschaft seiner Werke mit denen von Aktionisten wie Otto Mühl oder Günter Brus kennzeichnet ein markanter Unterschied: „Die haben Malerei in Wirklichkeit verwandelt, aber ich habe Sprache und Filme, also abstrakte Zeichensysteme, in Wirklichkeit verwandelt.“ Er machte Filme, verdiente Geld mit Jobs in schwedischen Hotels, Auto- und Baufirmen. Seine Zusammenarbeit mit Valie Export wurde legendär. Das war 1968. In diesem Jahr lieferte ihm eine Sondernummer über „Expanded Arts“ der Zeitschrift *Film Culture* einen wichtigen Begriff: „Expanded Cinema“. Weibel: „Da wusste ich rückwirkend, was meine Aktionen von 1966 und '67 waren.“

Weil Weibel weiterhin parallel Film, Mathematik und Aktionen betrieb und bei Festivals vertreten war, wurde er in den Kreisen der amerikanischen Expanded-Cinema-Filmer bekannt. Seine Karriere startete durch. Als sich in den 1980ern die Computeranimation etablierte, sollte diese auch universitär unterrichtet werden. Ein Spezialist wurde gesucht. Etliche Künstler sprachen sich für Peter Weibel aus, also kam 1984 der Ruf an die New York City University, wo er ein Digital Arts Laboratory gründete. Im selben Jahr wurde Weibel Professor für visuelle Mediengestaltung an der Wiener „Angewandten“.

Ab 1989 leitete er in Köln bis Mitte der 1990er-Jahre das Institut für Neue Medien. Seit 1986 arbeitete er „zwischen durch“ für die Ars Electronica, der er 1992 bis 1995 vorstand. Er kannte alle Programmierer und Medienkünstler in den USA und konnte sie zu seiner Ars nach Linz einladen. 1999 übernahm er die Leitung des ZKM. Ans Aufhören denkt er nicht – auch nicht in Wien.

HELMUT PLOEBST ist seit 2003 freier Mitarbeiter und Tanzkritiker des STANDARD.

Weibels Wortkunst

In einem einmaligen künstlerischen Experiment zeigt Peter Weibel, wie er sich die Zukunft des STANDARD vorstellt. Wenn etwa redaktionelle Arbeit personalisiert wird, Texterzeugung und Textverarbeitung online und offline konvergieren. Kein Industrieprodukt, sondern ein Kunstwerk, das eine partizipative Performance der Leserschaft ermöglicht. derStandard.at/wortkunst



Foto: Walter Wobrazek

September 1988. In der Innenpolitik schreiben Thomas Mayer (rechts) und Paul Vécsei die ersten Artikel für den STANDARD.

Wir sind Texthauer

Mit dem Medienmachen ist es wie in der Kunst: Man muss bereit sein, die Probleme der Welt aufzuspüren und abzuarbeiten, offen und fair sein, Haltung zeigen, Mut zum Experiment beweisen, Zweifel zulassen, Selbstkritik üben – darum bemühen wir uns jeden Tag.

SPURENSUCHE: Thomas Mayer

Zur 30-Jahr-Feier schenkte mir Oscar Bronner vergangene Woche ein Buch. Eine schöne Geste. Genau genommen ist es ein Katalog zu seiner Bilderausstellung in Wien vor fünf Jahren. Zu der Zeit hatte er sich als Chefredakteur zurückgezogen, war (wieder) zum Berufsmaler und Bildhauer geworden.

Er malte damals großformatige, expressive Bilder. Die Farben trug er nicht mit dem Pinsel, sondern mit den Fingern auf, die Leinwand flach vor ihm auf einem Tisch. Ingrid Brugger schrieb von seiner „Konsequenz, (...) sich an Problemen abzuarbeiten, sie aufzuspüren, zu verfolgen und zu einer Lösung zu führen“.

Das Thema sei „Lebendigkeit“ – und wie man „die Komplexität der Welt in Malerei fassen kann“.

Darum geht es bei uns seit 30 Jahren auch beim Zeitung- und Medienmachen, früher nur gedruckt, heute immer mehr in digitalisierter Form. Es handelt sich um ernste und ernsthafte Dinge. Medien sind auch ein Geschäft. Aber im Vordergrund steht ein kreativer Akt, die intensive Befassung mit der Welt, mit der Gesellschaft, mit dem Menschen im Mittelpunkt, der Versuch, all das darzustellen und zu deuten – fast wie beim Malen.

Dazu muss man im Herzen und im Geist „offen sein“, bereit für das Unerwartete, das Unberechenbare. Spaß, Freude, Witz gehören dazu, Wildheit, die Lust nach dem Neuen, das ständige Angehen gegen das Eingefahrene, gegen die Macht. Man muss zupacken, mit den Fingern hineingreifen in Ge-

schichten und Geschichte, sitzt man doch immer wieder vor dem weißen Blatt, dem leeren Bildschirm. Wir Journalisten sprechen vom „in die Tasten hauen“. Wir sind Texthauer – wie Bildhauer.

Es gibt ein Foto in diesem Buch, da beugt sich Bronner arbeitend über ein Bild, genauso wie er sich 1988 im Layout mit seinem ersten Blattmacher Gerfried Sperl über die Druckvorlagen der aktuellen Zeitungsseiten beugte, um das Material, um Form und Inhalt des Gedruckten zu prüfen, bevor es an die Leser ging.

Experimentieren als Prinzip

In einem Beitrag in diesem Katalog „über das Entstehen von Bildern und Zeitungen“ reflektierte er darüber, wie er zeit seines Lebens schwankte, was er eigentlich sei: Verleger, Herausgeber, Journalist, der er nach dem verflungenen Traum vom Schriftstellersein geworden war? Oder doch Maler, als der er sich immer fühlte, eine Herzensangelegenheit.

Nicht zufällig war Bronner nach der Gründung von *Trend* und *Profil* respektive deren Verkauf 1975 als Maler nach New York gegangen, um elf Jahre später zur Geburt des STANDARD wieder nach Österreich zurückzukehren. Er habe sogar mit dem Gedanken gespielt, den STANDARD zum Kunstwerk zu erklären, schrieb er weiter.

Das ist ein spannender Gedanke, der die Entstehung des lachsrosa Blatts als liberale Qualitätszeitung mit internationaler (und vor allem europäischer) Ausrichtung im damals etwas verstaubten Österreich vielleicht besser trifft

als viele Beschreibungen der äußeren politischen und wirtschaftlichen Umstände, von denen es viele gibt: Experimente waren nicht nur erlaubt, sondern Pflicht.

In den 1980er-Jahren waren die Zustände nicht rosig, schon gar nicht liberal und aufklärerisch. Es gab Parteizeitungen, marktbeherrschende Regionalzeitungen, die *Krone* sowie die *Presse*, die der Wirtschaftskammer gehörte. *Profil* war die große Ausnahme, der *Falter* eine von vielen als lästig empfundene kleine Stadtzeitung.

Detto die Parteienlandschaft: SPÖ und ÖVP kamen bis zum Einzug der Grünen ins Parlament 1986 und Jörg Haider's Aufstieg mit der FPÖ auf mehr als 90 Prozent der Wählerstimmen. Eine liberale Partei? Fehlanzeige. Österreich hatte ein doppeltes Problem, was

für junge aufmüpfige Leute wie die späteren STANDARD-Redakteure kaum auszuhalten war: Das Land war nicht in der Lage, mit kritischem Blick in die NS-Vergangenheit zu schauen. So kam es, dass Kurt Waldheim 1986 zu seiner Wehrmachtvergangenheit die Unwahrheit und „Ich habe nur meine Pflicht erfüllt“ sagen konnte – und trotzdem zum Bundespräsidenten gewählt wurde. Auch die rot-blaue Regierung unter Fred Sinowatz hatte zuvor einen Skandal produziert: Der SS-Sturmbannführer und „Schlächter von Marzabotto“, Walter Reder, wurde nach der Heimkehr vom Verteidigungsminister per Handschlag am Grazer Flughafen begrüßt.

Auch mit der Zukunft tat sich das neutrale Österreich, dessen verstaatlichte Industrie vor der

Pleite stand, schwer: Die EU-Mitgliedschaft war weit weg. Aber im tieferen Untergrund, vor allem bei der jungen Generation an den Universitäten, da brodelte es.

Kaum war die Zeitung auf dem Markt, griffen vor allem Studierende zu der neuen Lektüre, fanden zehntausende Gefallen am Prinzip der Trennung zwischen Bericht, Analyse und Kommentar. Wir lernten, dem Leser Informationen an die Hand zu geben, damit er sich in der Welt besser orientieren kann. Und nicht, dass wir ihm Orientierung vorgeben.

Wunderjahr 1989

Kein Zufall, dass ein in New York lebender Maler schärfer als andere erkannte, dass die Zeit reif sei für dieses Aufklärungsprojekt. Aus der Ferne sieht man klarer.

Eigentlich hatte ich mich mit dem Herausgeber getroffen, um nochmal über markante Episoden, Gschichtln, aus der Gründungszeit zu reden. Er meinte nur: „Ich schaue nicht zurück, ich schaue nach vorn.“ So ging es uns allen, als im „Wunderjahr 1989“ eine Revolution über Europa hereinbrach und den Eisernen Vorhang sprengte, als (Ost-)Europa zum zweiten Mal nach 1945 von einer Diktatur befreit wurde. Es war wie ein Traum. Und heute? Heute ist das gemeinsame Europa bedroht wie seit Jahrzehnten nicht. Uns stehen weitere 30 harte Arbeitsjahre bevor.

THOMAS MAYER begann im September 1988 als Redakteur in der Innenpolitik und ging 1994 nach Brüssel. 2002 Chef vom Dienst in Wien, seit 2010 leitender Europa-Redakteur.



EU-Wahlkampf 2014: Auf einem Flug von Lissabon nach Athen erklärt Jean-Claude Juncker seine Ziele als EU-Kommissionspräsident.

Foto: privat

Ein tägliches Happening

Metamorphosen technischer Unwägbarkeiten prägen von jeher die Zeitungsproduktion

Gregor Auenhammer

Was heute steinzeitlich anmutet, war damals innovativ. Heute, in einer Ära der Reizüberflutung durch akustischen und optischen Sondermüll – von Qualitätskriterien ganz zu schweigen –, in der jede zweite Kaulquappe ungefragt und ungebeten via Twitter, Facebook oder was weiß der Himmel (oder die Hölle) etwas unhinterfragt, unreduziert „publiziert“ bzw. sein Innerstes und Äußeres freiwillig der weiten Welt offenbart, ist es schier unvorstellbar, über welche technischen Möglichkeiten respektive Unmöglichkeiten vor 30 Jahren die Zeitungsproduktion verfügte.

Es war das Zeitalter analoger Fotografie, analoger Telefonie, analogen Fernsehens und analoger Gestaltung. Nachrichten kamen per Telex, Telefax steckte noch in den Kinderschuhen. Schriftarten wurden geschnitten, Fotos von der Filmrolle in der Dunkelkammer entwickelt etc. Das kreative Chaos des täglichen Produktionsprozesses geriet im Stile virtuoser Improvisation zum Wettlauf gegen die Zeit. Inklusive Le-Mans-Start der Kugelblitzkurierstafetten vom Gestade, von der Gonzagagasse, später vom Michaelerplatz in die Druckerei, wo Fotos gerastert, Texte und Inserate montiert und per Klebeumbruch auf Film belichtet und Druckplatten gebannt wurden.

Gemach, gemacht, der Gutenberg'sche Bleisatz war auch anno 1988 schon Geschichte. Aber: Artikel wurden auf Schreibmaschine getippt, dann in ein System namens Atex übertragen. Man sah bis zum Schluss nicht, wie das final aussah. Setzer und Metteure montierten einzelne Textblöcke auf Leuchttischen auf die Seite.

„Wysiwyg“ – „what you see is what you get“ – kam erst mit ersten Apple-Geräten, deren Bildschirme wie alle anderen einen halben Meter Tiefe aufwiesen! Von der (schneckenartigen) Geschwindigkeit ganz zu schweigen. Unglaublich die virtuellen, Glaubenskriegen gleichenden Gefechte der Administratoren über die Systemwelten. Unfassbar, im Vergleich zum heutigen Wisch & Weg, die Anwender-Unfreundlichkeit.

Apropos: Ohne allzu viel Einblick in die Eingeweide des Medienkonzerns zu geben, sei hier eine der „schönsten“ Antworten eines mittlerweile pensionierten IT-Experten beim Melden eines Problems memoriert: „Mia ham jo eh zuag'schaut, wie's net geht.“

Dass alle Seiten tagtäglich exakt bis zum Zeilenrand, bis zum Satzspiegel und nicht darüber hinaus gefüllt sind, zudem auch noch (halbwegs) pünktlich via Glasfaserkabel bzw. Standleitung in die Druckerei fliegen, ist ein Mysterium, ein kleines Wunder.

Bleisatz vs. Glasfaserkabel

Bei „Vorwärts“ in der Schlachthausgasse erblickten die ersten Exemplare des STANDARD das Licht der Welt. „Do gengan dem Pudel de Hoa aus!“ Ein Jahr später raste die Rotation in Tulln, bei Goldmann. Transport und Logistik waren noch mehr gefordert. „Wird scho' wern“ – bis zuletzt.

Seit 2008 wird bei der Media-print gedruckt. Genauer gesagt die auf rosa Papier gedruckten Teile. All-Time-Klassiker wie RONDO, CURE, OPEN HAUS, RONDO mobil oder PORTFOLIO entstanden fast über das gesamte Bundesgebiet verstreut: bei Leykam, bei Goldmann, im NÖ Pressehaus, im tschechischen Breclav etc., etc.

Zeitung ist aber weit mehr als nur die schreibende Zunft. Es bedarf kreativer Köpfe, die Texte in-

szenieren, faconieren, in Form bringen, Korrektur lesen, kontrollieren, in die Druckerei schicken, Platten belichten, drucken, Menschen, die fertige Exemplare im Expedit stapeln, verladen, Logistiker und Distributoren, die Abläufe optimieren, allnächtlich tagtäglich adaptieren, Fahrer und Hauszusteller, die das pt. Publikum in aller Früh mit frischen News versorgen. Nicht zu vergessen die guten Geister von Vertrieb, Verwaltung, Anzeigenabteilung, die dafür sorgen, dass die Zeitung auch (aus)finanziert ist. Somit unabhängig ist – von Einflussnahmen jedweder Art und Provenienz.

Nur wenn alle Zahnräder mit Respekt vor der Arbeit des anderen zusammenarbeiten, kann man dem demokratischen Auftrag der Suche nach der Wahrheit nachkommen. Gleichgültig in welcher Form. Ob Klassik, Kompakt, E-Paper, Internet-Homepage, egal ob digital am Handy, Tablet oder PC.

Nur gemeinsam sind Unabhängigkeit und Qualität gewährleistet.

Anlässlich der 100. Ausgabe des STANDARD apostrophierte Oscar Bronner in einem Interview das Produzieren der Tageszeitung als „tägliches Happening“. Nun ja, den Performance-Charakter von einst mit dem klar prononcierten demokratischen Auftrag, mit der Goldgräberstimmung haben normierte Abläufe, x Workflow-Diskussionen, Fusionen, Innovationen und Neupositionierungen ersetzt. Das 68er, pardon, das 88er-Image des kreativen Chaos, des Happenings, der Nimbus der jungen Wilden ist mittlerweile hoher Diplomatie, minutiöser Planung mit Weitblick gewichen. Aufrechten Ganges, erhobenen Hauptes. Geblieben ist die Leidenschaft.

GREGOR AUENHAMMER, seit 1988 Grahshüter sinnvoller Blattstruktur, seit 2007 Autor mit Schwerpunkten Zeitgeschichte, Kunst & Fotografie.

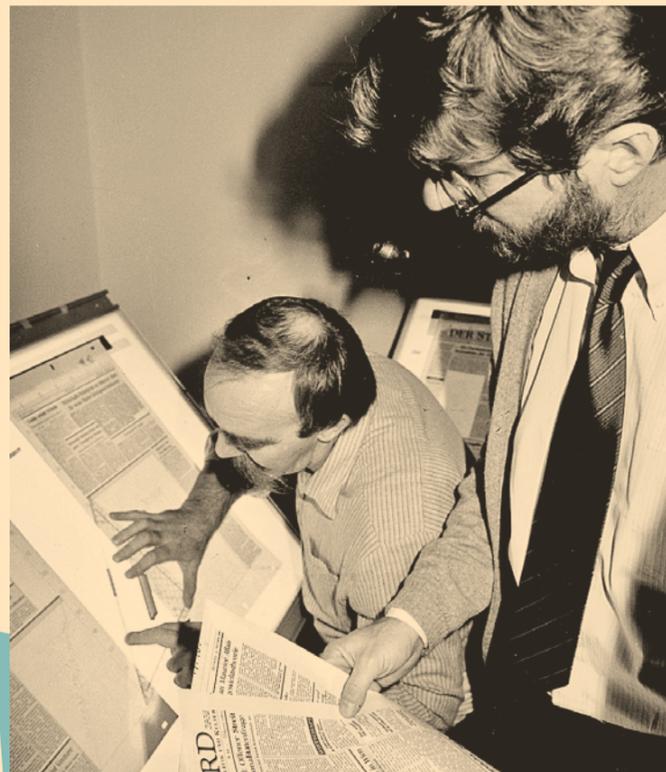


Foto: Profil / Walter Wobrazek

Geburtsstunde, 18. Oktober 1988. Herausgeber Oscar Bronner und Grafiker Peter Frey beim Feinjustieren: Klebeumbruch am Leuchttisch.

TIFFANY & CO.

Believe In Love

Tiffany.com

SB x JY



Ex-Teamchef Josef Hickersberger fachsimpelt (scherzt) mit Ist-Redakteur Christian Hackl, es muss 2007 gewesen sein.

Foto: Matthias Greiner

Spiel, Satz, Sport

Was Oscar Bronner nie haben wollte, hat er ein paar Monate nach der Gründung endlich bekommen: einen Sportteil. Nicht zuletzt die enthemmten Weihnachtsfeiern führten dazu, dass er sein Glück irgendwann auch fassen konnte.

EINWURF: *Christian Hackl*

Sportredakteure werden in Zeitungen weltweit als Dodeln abgestempelt. Das mag eine zulässige Verallgemeinerung sein, sie stimmt aber nicht. Es war 1976, ich war gerade 16 Jahre alt. Ein Rebell, ein kitschig schlechter Schüler, die Schande von Wien-Ottakring. Ein Bildungsproblemfall ohne Migrationshintergrund. Meine Eltern waren der Pubertät ihres mittleren Sohnes kaum gewachsen, in höchster Not schickten sie den Aberwitzigen zu einem Psychologen. Der machte einen Intelligenztest, und siehe da: ein IQ von 132, ein wahrlich sensationelles Ergebnis. Natürlich ist die Methodik bis heute umstritten. Ob die Zahl mittlerweile gesunken ist, will ich nicht wissen, vermutlich ja.

Es war also Anfang Oktober 1988, als sich mein Freund und Kollege Michael Völker gemeldet hat. Jener Michael Völker, der auf Seite 23 dieser Spezialausgabe schreibt: „Damals schon kam regelmäßig Christian ‚Gigi‘ Hackl, weltbesten Sportreporter, vorbei und erzählte dreimal hintereinander voller Inbrunst den gleichen schlechten Witz. Das tut er heute noch, manche Dinge ändern sich eben nie.“ Selten so einen Unsinn gelesen, Presse- und Meinungsfreiheit gehen manchmal zu weit. Über „weltbesten Sportreporter“, kann man wenigstens diskutieren.

Völker sagte im Auftrag von Oscar Bronner, man brauche dringend irgendwen, der kurze Sportmeldungen verfasst. Ich, mitten in der Sinnkrise, zog meinen schönsten Trainingsanzug an und stellte mich vor, Bronner und Chefredakteur Gerfried Sperl waren aus dem Häuschen. Bronner hatte ja nichts gegen Sport, er war ihm nur

wurscht. Jedenfalls stimmt es nicht, dass der STANDARD überhaupt keinen Sport hatte. Damals wurde Müll nicht getrennt, es gab eine Seite, die mit „Magazin“ paginiert war. Intern hieß sie „Vermischtes“, sie war ein journalistischer Mistkübel.

Am 19. Oktober 1988 habe ich, Christian Hackl, geschrieben (ohne Autorenzeile und eigentlich am Tag davor): „CA-Trophy in Wien: Thomas Muster schlug in der ersten Runde den Kanadier Martin Laurendeau in drei Sätzen 6:4, 1:6, 6:3.“ Es war der Beginn einer großen Karriere. Muster gewann 1995 die French Open. Die Meldung war nicht schlecht formuliert, „in drei Sätzen“ hätte ich weglassen können. Mittlerweile wurde Johann Skocek als Leiter des Ressorts „Vermischtes“ ver-

pflichtet, im März 1989 war es so weit: Sport und Chronik wurden eigene Stabstellen, die ultimative Mülltrennung, Skocek war der Chef vom Hackl. Der Auftrag lautete: Macht was Gescheites. Sportredakteure genießen gewisse Freiheiten: Ihre Expertise wird selten angezweifelt, die Einmischung der Bosse ist überschaubar (Danke, Gerfried Sperl! Danke, Alexandra Förderl-Schmid! Martin Kotynek kann noch nicht endgültig beurteilt werden, aber voraus-eilend: Danke!). Sie sind in Politik, Wirtschaft und Kultur blitzgeschneidert, Sport ist jedoch zu speziell. Obwohl Sperl in seiner Jugend ein begnadeter Läufer war.

Intern war es ein erbitterter Kampf. Bei den morgendlichen Konferenzen wurde gefragt: „Was macht die Außenpolitik?“ „Was

die Innenpolitik?“ „Was die Kultur?“ „Was die Wirtschaft?“ Auf den Sport wurde vergessen. Jessas, haha und Entschuldigung. Der Durchbruch gelang mit der Einführung der Sportweihnachtsfeier. Die fand nach der offiziellen, durch Reden sinnlos verlängerten statt. Selbst Herr Bronner liebte dieses enthemmte Beisammensein. Es gab einen eigenen Christbaum, den hässlichsten, der im ersten Bezirk erhältlich war. Geschmückt war er super. Brigitte Kautschitsch, unsere Sekretärin, die sich den Kaffee immer bringen ließ, putzte ihn niemals unredlich auf. Getanzt wurde „Griechischer Wein“, geöffnet österreichische Veltliner. Das Fest ist längst Geschichte, aus 60 Mitarbeitern sind knapp 600 geworden, die kann man nicht auf eigene Kosten an-

füllen. In der Welt draußen wurde man mit der Frage konfrontiert: „Was, der STANDARD hat einen Sport?“

Er hatte einen. Es wurde Wert auf Formulierungen gelegt, kein Hurra-Patriotismus, keine Verherberung, dafür Hintergründe, Gespräche über Gott und die Welt. Serien wie „Das wurde aus“ wurden ein Markenzeichen, der „Kick-Talk“ war ein Hit. Mit Prominenten abseits des Sports wurden Fußballspiele besucht, der selbige Fußballspieler Karlheinz Hackl hat unsere Namensgleichheit lustig gefunden. Oder der Soziologe Roland Girtler, der mit seiner Enkelin im Stadion erschienen ist und „so ein Schas“ gesagt hat. Worauf die Enkelin ihn zurechtwies. „Schas“ sagt man nicht, Opa.“

Apropos Schas: Das 0:1 gegen die Färöer war ein Höhepunkt meiner Laufbahn, für Josef Hickersberger ein Tiefpunkt. 30 Jahre sind circa 1200 Bundesligapartien, viele mit Rapid-Beteiligung, Hochachtung vor mir selbst. Fehler wurden gemacht: Bei einem Weltrekord über 100 Meter standen drei verschiedene Zeiten im Artikel, die richtige war nicht dabei. Mittlerweile sind es recht viele Dodeln im Sportressort, 2013 wurden Print und Online fusioniert, die Zeit des Vergessenwerdens war einmal.

Ist man 58, hat man die große Zukunft hinter sich. Die Sehnsucht nach Entschleunigung wächst. Der letzte Satz naht. Der letzte Witz droht.

CHRISTIAN HACKL ist seit Oktober 1988 dem STANDARD ausgeliefert. Der Umkehrschluss ist zulässig. Die Anstellung erfolgte im März 1989, als das Sportressort offiziell wurde.



Foto: Matthias Greiner

Hier der ultimative Beweis: Es hat schon immer eine Sportberichterstattung im STANDARD gegeben. Trotzdem war es zunächst ein erbitterter Kampf. Aber das ist halt das Wesen des Sports.



Foto: Matthias Cremer

Die Story für Weihnachten: Ferdinand Bauer war der letzte Hutschpferdehersteller Wiens, vielleicht sogar Europas. In seiner Werkstatt in Währing lieferten wir uns noch eine wilde Verfolgungsjagd, ehe er schließlich zusperrte.

Was waren das für Zeiten

Die ersten Tage waren sehr bewegt und doch seltsam entschleunigt. Oscar Bronner hielt seine Ansprachen im kalten Buffet, ich ritt auf Schaukelpferden um die Wette, Matthias Cremer fotografierte noch schwarz-weiß.

VETERANENGEDENKEN: *Michael Völker*



Foto: Matthias Cremer

Eine Reportage für den STANDARD: der Keleti-Bahnhof in Budapest, das Tor zum Westen oder der Wartesaal zu ebendiesem. 1991 stauten sich hier wieder einmal Flüchtlinge, für Schlepper auch damals ein profitabler Geschäftszweig.

Die allererste Ausgabe des STANDARD war nicht die erste Ausgabe, die am 19. Oktober 1988 erschienen ist, sondern jene, die ein paar Wochen zuvor am 23. September nicht erschienen ist. Es war die Nullnummer, jene, die mit 001a nummeriert war. Es war die allererste Ausgabe des STANDARD, die – in geringer Zahl – gedruckt wurde. Ein Übungsexemplar. Dieses verbesserten wir in den nächsten Tagen mit 001b und 001c noch zwei Mal, ehe wir mit 002 die zweite Nullnummer wagten.

In dieser allerersten Ausgabe war ich mit einer Geschichte vertreten. Es ging um das Velosolex, ein Fahrrad mit Hilfsmotor, dessen Produktion eingestellt wurde. Matthias Cremer fotografierte. Im damals noch nicht ausgebauten Museumsquartier in Wien trafen wir den Stadtökologen Bernd Lötsch, der ein solches Exemplar besaß, es war ihm von Friedensreich Hundertwasser geschenkt worden.

Während ich als Autor natürlich meinen Namen über die Geschichte schrieb, vergaß ich bei der Bildunterschrift auf den Fotocredit. Cremers allererstes Foto im STANDARD erschien also ohne Nennung seines Namens. Das trägt er mir bis heute nach. Er hält mir übrigens auch vor, dass ich versprochen hatte, ihm ein Exemplar ebendieser ersten Nullnummer aufzuheben, da er beim Erscheinen

dieser nicht in Wien war. Auch darauf vergaß ich.

In dem Video, das zur Gründung des STANDARD auf den Stiegen der ersten Redaktionsadresse Maria am Gestade in der Wiener Innenstadt gedreht wurde, ist Cremer übrigens auch nicht zu sehen. Er war ausgerechnet zum Dreh des Videos, das die Gründungsmannschaft in der ersten Arbeitseuphorie zeigt, zu einem Fototermin eingeteilt worden. Nicht von mir. Ich bin im Video übrigens gut zu sehen, ganz jung noch.

Das Ressort war voll

Die Seite, auf der der Velosolex-Artikel erschien, war mit „Magazin“ überschrieben, im Unterschied zu „Politik“, „Kultur“ und „Wirtschaft“. Mehr Ressorts gab es damals nicht. Für den Rest war ich zuständig: Das „Magazin“ war ein Sammelsurium aus Sport, Mode, Kriminalität und Leben, täglich eine Seite, manchmal zwei.

Beworben hatte ich mich eigentlich für die Innenpolitik, in der ich erst viele Jahre später landen sollte. Damals war das Ressort aber schon voll. Peter Sichrovsky, der das Bewerbungsgespräch mit mir führte (noch in der Prinz-Eugen-Straße), bot mir einen Job in der Kultur an. Als ich ablehnte, erzählte er mir von einer „vermischten Seite“. Ob ich mir das zu traute, diese täglich zu füllen? Ich traute es mir nicht zu, sagte aber zu. Chefredakteur Gerfried Sperl



Foto: Michael Völker

Matthias Cremer 1991 mit Latzhose und Zigarette in einem Bingo-Salon in Budapest. Nach den mühevollen und gefährlichen Recherchen gab es ein Bier, die Reportage erschien international.

räumte mir anschließend meine Gehaltswünsche runter, und es wurde doch noch eine gute Zeit.

Damals zeichnete bereits Oliver Schopf die Karikaturen. Aus der Anfangsmannschaft vom September 1988 sind heute noch fünf Leute beim STANDARD tätig: Cremer, Schopf, Thomas Mayer (derzeit Korrespondent in Brüssel), ich – und natürlich Oscar Bronner, der Gründer und Herausgeber.

Die Seite „Magazin“ überlebte nicht lange, denn es stellte sich bald heraus, dass DER STANDARD eine komplette Zeitung sein wollte, und als solche brauchte es ein eigenes Sportressort. Da gab es eine überraschend starke Nachfrage. Spätestens mit der Mordserie im Krankenhaus Lainz wurde klar, dass es auch ein eigenes Chronikressort bräuchte, mit Leuten, die regelmäßig zu Gericht gingen, wie Daniel Glattauer, die sich um das Rathaus kümmerten, wie Petra Stuißer und Roman Freihs, oder die bei Hausbesetzungen dabei waren und regelmäßig bei der Polizei anriefen, wie ich.

Ich sah meine erste Leiche, eigentlich war es nur ein Kopf, und der lag in einer Auslage. Ich wurde bei der Opernball-Demo

von der Polizei verprügelt, obwohl mich das unfassbar große ausgeliehene „Mobiltelefon“ zweifelsfrei als Reporter auswies.

Bedrückender Skandal

Ich deckte einen Skandal auf, der mich heute noch bedrückt, wenn ich daran denke: Karo, ein drogensüchtiges Mädchen, das sich am Karlsplatz herumtrieb, war im dortigen Wachzimmer von zwei Polizisten vergewaltigt worden. Ein dritter Beamter schaute zu – oder weg. Die einhellige Meinung aller, die ich kontaktierte, lautete: Das ließe sich niemals beweisen. Ich hatte nur das Mädchen, ihre Schilderung und ihre Angst. Aber ich wandte mich an einen Polizeibeamten, vor dem ich heute noch den größten Respekt habe, der kniete sich auch gegen den Widerstand des Korps in die Sache hinein, bis es Geständnisse gab und schlussendlich Verurteilungen, wenn auch mit äußerst milden Strafen. Aber Karo wurde nie wieder dieselbe. Sie brachte sich schließlich um.

Die schönen und die beiläufigen Geschichten gab es auch. Etwa die Reportage über Ferdinand Bauer, den letzten Hutschpferd-

erzeuger von Wien, eine Geschichte, die zu Weihnachten 1989 gut ins Blatt passte. Cremer fotografierte. Bauers Großvater hatte 1893 mit der Werkstatt begonnen, die Herstellung der Schaukelpferde war aufwendig. Als ab den 70er-Jahren die Konkurrenz der Plastikschaukelpferde übermächtig wurde, war dieses Geschäft kaum noch lohnend. Wir ritten noch eine kleine Verfolgungsjagd in der Werkstatt, ehe sich Herr Bauer einen Job als Museumswärter suchte und zuspernte.

Schlepper und Bingo

Cremer und ich suchten die Geschichten aber nicht nur im Kleinen, wir fanden sie auch im Großen. Die „Völkerwanderung“ führte uns bereits 1991 nach Budapest zum Keleti-Bahnhof, Wartesaal für Flüchtlinge und Umschlagplatz für Schlepper. Für die einen war dort Endstation, für andere der Umstieg in eine bessere Zukunft. Wie man sieht, haben sich die Themen kaum geändert. Die Reportage über das „Tor zum Westen“ erschien im Rahmen eines World-Media-Projektes auch in *Le Monde*, *Liberation* und *La Repubblica*. Cremer und ich gingen nach den Recher-

chen in Budapest in einen Bingo-Salon, tranken dort ein Bier, spielten Bingo und gewannen zwar kein Vermögen, spielten aber immerhin unsere Reisekosten wieder herein.

DER STANDARD veränderte sich laufend. Wir gewannen an Farbe und veröffentlichten nicht mehr ausschließlich schwarz-weiß, was auch Cremer als Chance begriff. Wir erfanden das Internet, sortierten dort erst unser Archiv und publizierten ab 1995 mit einer eigenen Redaktion regelmäßig *derStandard.at*, das erste Nachrichtenportal im deutschsprachigen Raum. Die Teams von Print und Online sind mittlerweile zusammengeführt – und fast schon unzertrennlich.

Oscar Bronner hält keine Ansprachen mehr bei unseren Weihnachtsfeiern, er steht dabei nicht mehr auf der Anrichte mitten im Buffet mit der kalten Platte zwischen Salami, Schinken und Gurkerln. Ich finde das schade, auch wenn die jetzigen Feiern Events und professionell organisiert und die Buffets Weltklasse sind – so wie die Arbeit und die Zeitung viel professioneller geworden sind, was zweifellos ein großer Fortschritt

ist. Aber es ist schon viel zu lange niemand mehr bei der Weihnachtsfeier am Luster schaukelnd von diesem abgestürzt, das muss auch gesagt werden. (Das wurde übrigens nicht als Arbeitsunfall im engeren Sinn gewertet.)

Im Gang vor der Kultur

Ich sitze mittlerweile nicht mehr im Gang vor dem Kulturressort, wie das in den allerersten Tagen in Maria am Gestade der Fall war. Es ist mein viertes STANDARD-Gebäude, wir sind jetzt in der Vorderen Zollamtsstraße in Wien-Landstraße, ich sitze in einem Großraumbüro mit 70 Leuten (gefühlte sind es 170), und manchmal denke ich melancholisch an meinen ersten Schreibtisch zurück.

Damals schon, das war noch im ersten Jahr, kam regelmäßig Christian „Gigi“ Hackl, weltbesten Sportreporter, vorbei und erzählte dreimal hintereinander voller Inbrunst den gleichen schlechten Witz. Das tut er heute noch, manche Dinge ändern sich eben nie.

MICHAEL VÖLKER ist seit September 1988 dem STANDARD verpflichtet, seit 2003 leitet er das Ressort Innenpolitik und schreibt auch über Autos.



IMMO

FESTE FEIERN

Wir gratulieren dem Standard zu seinem 30-jährigen Jubiläum. Qualitätsjournalismus ist wesentlich. Für Werte, die wachsen. simmoag.at

#jubiläum #glückwunsch

30 Jahre Haltung



Mitten in der Zeit Waldheims und des Aufstiegs Jörg Haider's gründet Oscar Bronner die Tageszeitung DER STANDARD und präsentiert sie am Abend des 18. Oktober 1988 im Wiener Kunsthistorischen Museum.



Von Anbeginn ein großer Erfolg.



Vor allem bei den Studenten.



Das gallische Dorf gegen den Hegemonen.



Journalisten experimentieren und improvisieren - einer Jam-Session gleich, zur Freude der anwachsenden Leserschaft.



Ab 1995 wird vierhändig gespielt.



Knappe 18 Jahre später die Zusammenführung: zweihändig mit 20 Fingern. - Multitasking.



DIESE VERFLIXTEN LINKEN GALLIER!

Besonders unbeugsam in den Jahren 2000 bis 2007.



Überhaupt ein Leuchtturm in einem Schattenreich zunehmenden rechten Gedankenguts.



Schwerpunktausgaben werden zum Hit.



Diskursstark im Netz.



Augenblicklich "Österreich spricht."



GALLIER UNTER UNS! WIR SCHAFFEN DAS??



Auf vielen Schienen soll es in die Zukunft gehen...



"DER HALTUNG GEWIDMET!"

30 Jahre Haltung

30 JAHRE



Wir

Journalisten über die Geschichten ihres Lebens und den Alltag in einer Redaktion. Plus: Unsere größten Scoops / Seiten 25 bis 48



Am Haupteingang des Verlags schaltet und waltet „der Empfang“. Martin, Ronny und Gitti (v. li.) sind aber weit mehr als das Willkommenskomitee.

Fotos: Heribert Corn

Willkommen!



Bienvenue!

Welcome!

Man kann sie Portiere nennen, Telefonistinnen oder Empfangsdamen und -herren. „Der Empfang“ des STANDARD ist mehr. Er heißt willkommen, hilft aus der Patsche und ist auch ein wenig das Gedächtnis des Verlags.

BEGRÜSSUNG: Renate Graber

Auf der einen Seite ist die Eiger-Nordwand, auf der anderen sind die Menschen.

Wer als Hausfremder Zutritt zum STANDARD sucht, ist auf letzterer Seite richtig, in der Vorderen Zollamtsstraße 13. Hier ist der Empfang des Verlags daheim, hier, hinter dem gläsernen Eingang, neben dem Aquarium (unserem gläsernen Konferenzraum) und vor dem riesigen Newsroom walten unsere Empfangsdamen und -herren ihres Amtes. Sie lassen Besucher ein, holen Redakteure rein, die wieder einmal ihre Zutrittschips vergessen haben, telefonieren, stellen durch (ja, manchmal auch nicht). Sie erledigen noch viel, viel mehr – aber dazu später. Zunächst ist da noch unsere Eiger-Nordwand.

Auf sie treffen Mitarbeiter, die den Newsroom von der U-Bahn-Seite her betreten. Und natürlich gibt's da keinen 1800 Meter hohen Schweizer Berg. (Wir übertreiben manchmal – aber, notabene, nie in unserer Berichterstattung.) Vielmehr steht beim Hintereingang eine 1,90 Meter hohe Kastenkette, die den hier Werkenden den Rücken

freihält, sie ein wenig von der Außenwelt abschirmt.

Sichtbare Offenheit herrscht dagegen beim Empfang. Besetzt ist der von 8 bis 18 Uhr, an ihm kommen die rund 550 Mitarbeiter des Verlags meistens einmal, oft zweibis dreimal pro Arbeitstag vorbei. Hier vorn holt man Post und Zeitungen ab, bestellt Taxis und Boten, legt ein amikales Pläuschchen ein. Hier vorn begrüßen die Empfangsleute unsere Besucher, leiten sie an die richtige Stelle weiter.

Early Birds

Hier vorn wohnt aber auch das Gedächtnis des Verlags: Unsere Empfangsleute haben viel erlebt, viel zu erzählen. Früher etwa, als DER STANDARD noch am Michaelerplatz im Herzen der Innenstadt daheim war, da war der Empfang rund um die Uhr besetzt – und das wurde auch genutzt. Gegen vier, fünf Uhr in der Früh pflegte einer der höheren Mitarbeiter ins Haus zu kommen, alle aufliegenden Zeitungen durchzublätern – um den Kollegen später in der Redaktionssitzung rügend seine Schlüsse aus der Konkurrenzbeobachtung mitzuteilen.

Unsere Zeitungen zogen freilich auch Hausfremde an, die sich ihre Lektüre abends druckfrisch am Ort ihres Entstehens holten – gratis. Als das überhandnahm, sodass nicht einmal mehr Exemplare für die Chefs übrigblieben, ging man zur Bezahlvariante über.

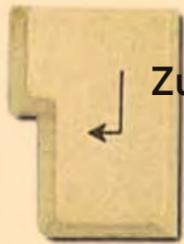
Am Michaelerplatz hatte die Redaktion übrigens noch freien Blick auf Gugelhupf und Apfelstrudel: Es gab, was gar nicht alle wussten, einen Durchgang direttissimo in die Küche des Café Griensteidl. Was das fürs Kampfgewicht der Mitarbeiter hieß, ist nicht überliefert. Wobei man damals im Büroalltag viel Bewegung machte: Internationale Meldungen kamen via Fernschreiber ins Haus, und der stand beim Empfang. Die Nachrichten, die so herbeiratterten, musste der diensthabende Portier an den Diensthabenden oben in der Redaktion bringen.

Was für ein Unterschied, als der Verlag Mitte 1997 ein paar Häuser weiterzog, in die Herrengasse 19. Dort, im Palais Trauttmansdorff, stand am Empfang schon ein Terminal, in dem man die Schlagzeilen aus dem blutjungen *Standard.at* lesen konnte.

Dort bekam „der Empfang“ auch ab und zu Besuch eines betagten, Anschluss suchenden Herrn. Er gab diskrete Kontaktanzeigen auf, die Antwortbriefe an seine Chiffre-Nummer holte er ausnahmslos persönlich beim Portier ab. „Hoffentlich ist heute was dabei“, pflegte der rüstige Rentner zu seufzen. Ob dem so war? Das wissen nicht einmal unsere Empfangsleute – aber wahrscheinlich sind sie nur zu diskret, uns diese Geschichte zu Ende zu erzählen.

Nicht müde werden sie dagegen, von unseren Spompanadeln zu berichten, die sie oft mitbewältigen müssen. Übernachtung in der „Kuschelmuschel“ (so nennen wir die Besprechungsinselfen im Newsroom) nach der Weihnachtsfeier? Soll vorkommen. Aber was ist das schon gegen die Weihnachtsfeier im Weißen Salon in der Herrengasse, bei der sich ein Kollege zu früher Morgenstunde vom Fensterstock aus auf den Luster schwang, welchselbiger darunter ziemlich litt. Natürlich musste „der Empfang“ helfen – der war ja wie immer im Haus.

Das ist er heute noch. Nur wir sind braver geworden.



Zurück zu meiner Geschichte in den November 1992

Als die Hofburg brannte

Was sind schon ein paar Vorderzähne im Vergleich zu dem guten Gefühl, ein österreichisches Nationalheiligtum gerettet zu haben? Eine Erinnerung an die Nacht, als mich ein Lipizzaner trat.

BRANDAKTUELL: Petra Stuibler

Heute würde mir das wahrscheinlich nicht mehr passieren. Heute breche ich spätestens nach der *ZiB 2* zusammen und falle ins Bett, froh, dass das Vorgenommene erledigt, der Alltag bewältigt, die Kinder im Bett sind. Ich muss den Tatsachen ins Auge sehen: Heute hätte ich den Hofburgbrand verschlafen.

Damals, am 27. November 1992, war ich kurz vor Mitternacht noch quietschfidel – und weit entfernt vom Land der Träume. Ich war eine sehr junge Mitarbeiterin im Wien-Ressort des noch sehr jungen *STANDARD* und ging nach Redaktionsschluss selbstverständlich aus.

Konkret saß ich noch immer im Gasthaus Schwarzer Adler im fünften Wiener Gemeindebezirk, mit einem netten Kollegen. Der Kellner rieb sich bereits die Augen, und im Radio liefen die Mitternachtsnachrichten. Mit einem Ohr hörte ich, dass der Sprecher etwas von „Hofburg“, „Brand“, „Dachstuhl“ sagte.

Wir waren alle wieder hellwach. Der Kollege rief beim Radio-Nachredakteur des ORF an (natürlich am Festnetz) und erfuhr sensationelle Neuigkeiten: Angeblich stand die Hofburg in Flammen, vor allem die Prunkräume seien betroffen. Die Gefahr bestehe, dass das Feuer auch auf die Nationalbibliothek und die Stallburg übergreife. Ich holte den Fotografen Matthias Cremer aus dem Bett (auch per Festnetz, natürlich), und der Kellner beeilte sich, bei uns abzukassieren.

Ein Tipp von Häupl

In meinem geliebten weißen, rostigen Käfer ratterten der Kollege und ich, so schnell es ging, auf den Heldenplatz. Erst dort begriffen wir das Ausmaß des Brandes. Die Flammen auf dem Dach des Redoutensaals schlugen so hoch, dass sie den Nachthimmel orangerot färbten. Funken sprühten, verbrennendes Holz knisterte und knackte, kleinere Teile des Dachstuhls fielen immer wieder mit Knallen zu Boden. Feuerwehrautos überall, viel Rauch, schaulustige Passanten – und ein Politiker, den ich kannte: Michael Häupl, damals Wiener Umweltsstadtrat. Er erzählte mir das neueste Gerücht: „Angeblich wollen sie die Lipizzaner evakuieren. Davor kann ich nur warnen, die sind bestimmt hochnervös.“ Häupl deutete in Richtung Stallburg.

Lipizzaner? Evakuieren? Da musste ich dabei sein. Diesmal gehörte die große Reportage mir. Ich kämpfte mich vor in die Richtung, in die Häupl gedeutet hatte. Ein Wega-Polizist öffnete gerade die Tür eines Nebeneingangs der Stallburg, ihm folgte ein weiterer mit einem Pferd an der Hand. Ohne Umstände drückte er einem herumstehenden Kiebitz den Strick in die Hand und war bereits wieder im Inneren der Stallburg verschwunden.

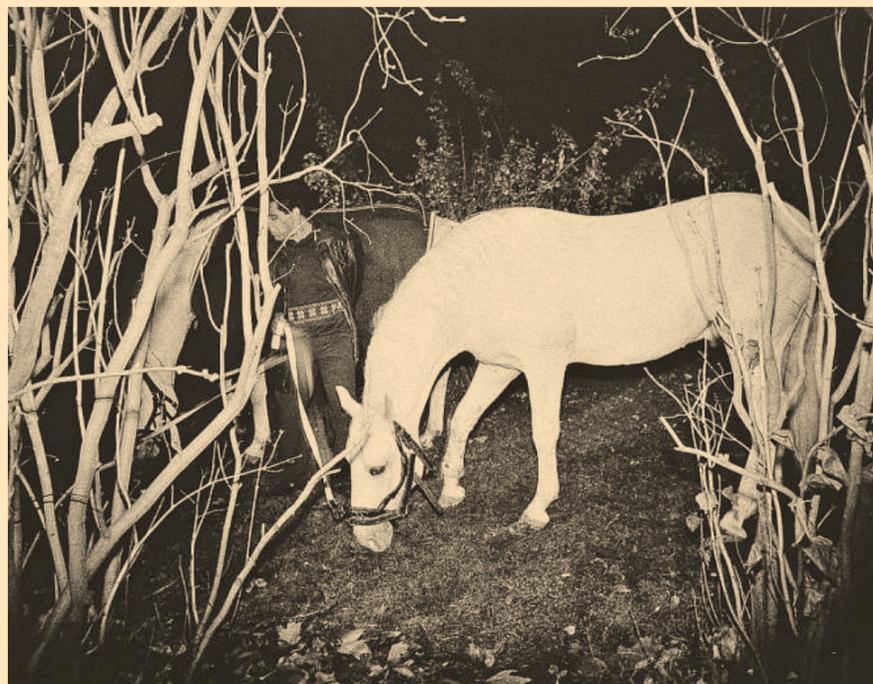
Ich schaute fasziniert zu, wie der Mann verdattert in Richtung Graben abzog. Das weiße Pferd trotzte erstaunlich brav hinter ihm her. Schon kam der nächste Polizist mit dem nächsten Pferd, die Szene wiederholte sich. Irgendwann stand ich ganz vorn in der Menge der Schaulustigen und hatte plötzlich auch einen Strick samt Lipizzaner in der Hand.

Von Pferden hatte ich nicht viel Ahnung. Was ich wusste: ruhig bleiben, mit möglichst tiefer Stimme sprechen, nur keine Hektik verbreiten!

„Mein“ Pferd schaute mich freundlich und ein wenig desinteressiert an und ich setzte mich mit einem mulmigen Gefühl im Bauch in Bewegung. Im Gänsemarsch trabten wir, ein gutes Dutzend Menschen mit weißen Pferden an der Hand, weg von den knisternden Flammen und dem



STANDARD-Fotograf Matthias Cremer war der Erste, der den lichterloh brennenden Dachstuhl der Hofburg fotografierte – ein ikonografisches Bild, auch 26 Jahre später noch. Die evakuierten Lipizzaner futterten am Ende dieser Katastrophennacht friedlich frisches Grün im Volksgarten.



Rauchgeruch. Es war ein bizarres Bild, mitten in der Nacht. Ein paar Pferde liefen frei über den Graben, umrundeten die Pestsäule – es sah so aus, als tollten sie herum und versuchten, einander zu fangen. Ein paar wenige Pferdeproufs bemühten sich, die Tiere einzufangen. Eines wollte partout nicht, es galoppierte fröhlich weiter – genau auf „mein“ Pferd zu, das friedlich den winterlichen Tannenreisig in einem Blumentrog anknabberte. Ich sah es kommen, versuchte, es zu vertreiben – und scheiterte. Der Hengst rempelte den meinen, biss ihn kurz ins Hinterteil – und der meine stieg mit beiden Vorderhufen erschreckt in die Höhe.

Handkuss mit Huf

Leider streichelte er auf dem Weg hinauf mein Gesicht mit seinem Vorderhuf. Ich verlor den Strick, drehte mich einmal um die eigene Achse, spuckte Blut und hatte zwei Zähne in der Hand. Ich spürte nichts, nur mein Schädel brummete ein wenig. Um mich herum plötzlich Menschen. Einer führte das Pferd weg, ein anderer drückte mir ein Handtuch in die Hand.

Ein Polizist nahm mich am Arm, redete auf mich ein. Ich sollte auf die Wache mitkommen oder so. Ich wehrte mich. Wieso? Alles gut! Die paar Zähne? Lächerlich! Irgendwann war der lästige Ordnungshüter weg, ich drückte das Handtuch auf meinen Mund und ging wieder Richtung Hofburg.

Irgendwann setzte mich jemand in ein Rettungsauto, das führte mich ohne Umweg mit Blaulicht ins AKH. Dort dann die Hammerdiagnose: Kieferbruch, zwei Zähne ausgeschlagen, eine Platzwunde am Kinn, eine auf der Lippe. An Recherchieren und Schreiben sei nicht zu denken, sagten die Ärzte. Meine Reportage drohte mir zu entgleiten. Nach ein wenig Wimmern fasste ich einen Entschluss: Leidtun konnte ich mir später. Jetzt musste ich erst einmal raus da.

In der Opferrolle

Unter Protest und gegen Revers, versorgt mit Schmerztabletten für alle Fälle, entließen mich die Ärzte. Und ich nahm mir ein Taxi in die Redaktion. Endlich kam ich zu meiner Reportage! Ich begann zu schreiben, was insofern schwierig war, als einerseits der Schädel wieder brummete und mich andererseits dauernd jemand besuchte. Ich war das erste (und, wie sich später herausstellte, auch das einzige) Opfer des Hofburgbrands. Alle *STANDARDS*, die an der ersten Sonderausgabe in der Geschichte des Mediums werkten, wollten mich und mein geschwollenes Gesicht sehen. Irgendwann stand Oscar Bronner vor mir. „Wie sehen Sie denn aus?“, fragte er entgeistert, und ich lachte vor Schreck los.

Besonders gut ist die Geschichte nicht geworden. Berühmt hat sie mich trotzdem gemacht – zumindest ganz kurz. Sogar die *Krone* wollte ein Foto von mir. Ein Jahr später hatte ich dann wieder ein normales Gesicht – und neue Zähne. Die hatte netterweise *DER STANDARD* bezahlt, die Hofreitschule sah sich außerstande. Immerhin verlieh man mir eine Urkunde mit dem besonderen Dank der Republik. Schließlich hatte ich ein österreichisches Nationalheiligtum gerettet. Das war allemal zwei Zähne wert.

PETRA STUIBLER ist, mit Unterbrechungen, seit Oktober 1989 beim STANDARD. Vor zehn Jahren hat sie ihre Angst vor Pferden überwunden und reitet seither, manchmal auch durch wilde Weltgegenden. Wildnis kennt sie also, vielleicht ist sie deshalb seit Mai Stellvertretende Chefredakteurin.

Zurück zu meiner Geschichte in den Mai 1989



2. Mai 1989 im Niemandsland zwischen Nickelsdorf und Hegyeshalom – ungarische Soldaten beginnen damit, der tiefen europäischen Wunde die Fäden zu ziehen.

Ein neuer Anfang am Ende der Welt

An der Grenze bei Nickelsdorf begann im Mai 1989 der Abbau des Eisernen Vorhangs. DERSTANDARD war damals mit dabei. Und schaut bis heute immer wieder vorbei am einstigen Ende der freien Welt.

RÜCKSCHAU: Wolfgang Weisgram

Nickelsdorf liegt ein bisserl blöd. Direkt an der kontinentalen Hauptverkehrsader von und nach Südosteuropa. Irgendwo zwischen hier und dort also. Lage dieses 1800-Einwohner-Dorf nicht direkt an der Grenze, wäre es so bekannt wie – sagen wir – das benachbarte Jánossomorja oder das nahe Čunovo; also gar nicht.

So aber wird über Nickelsdorf zumindest en passant geredet. Buchstäblich im Vorbeifahren. Kommt Nickelsdorf allerdings in den Nachrichten vor, dann gewiss im Zusammenhang mit Unannehmlichkeiten oder gar Schreckensmeldungen. Nur in den geschulten Ohren der Jazzfans hat Nickelsdorf seit 1980 einen wunderbaren Klang, der herrührt von dem Hans Falb und seiner Jazzgalerie und den jährlichen Festivals.

1980 lag Nickelsdorf an einem echten Ende der Welt. Jedenfalls hatte ich diesen Eindruck, wenn ich von Wien nach Budapest fuhr. Ich tat das damals so häufig, dass ich die Reihenfolge der Orte an der B10 im Schlaf hersagen konnte wie Haltestellen an einer oft befahrenen Bahnstrecke: Parn-

dorf, Neudorf, Gattendorf, Zurndorf, Nickelsdorf Ort, Nickelsdorf Grenze.

Im Frühling des Jahres 1989 trieb ich mich mit dem Fotochef des STANDARD, mit Matthias Cremer, ein paarmal in dieser Gegend herum. Wir folgten der Wiener Magyarhilfer Straße, wie man die Mariahilfer Straße der shoppenden Ungarn wegen auch genannt hat, bis zum burgenländischen Zubringer. Gattendorf, Zurndorf, Nickelsdorf – ein „áruház“ neben

dem anderen; meist nur ein Container.

Es folgte also einer gewissen Logik, dass mich am 2. Mai 1989 DERSTANDARD dorthin geschickt hat (oder jedenfalls nicht widersprochen hat, als ich mich darum gerissen habe). Robert Newald, der Fotograf, saß auf dem Beifahrersitz. Spätestens in Zurndorf war absehbar, dass wir uns sputen müssten. Beziehungsweise hätten sputen müssen. In Nickelsdorf Grenze wechselten wir tollkühn

auf die Diplomatspur und rechneteten mit dem Schlimmsten.

Aber „Presse“ war an diesem Tag das „Schibboleth“ der Ungarn: ein Wort wie ein Pass. Wir wurden durchgewunken. Nicht einmal ein „adatlap“, das umfangreiche Datenblatt, war auszufüllen an diesem Tag, der mir – und dem Robert Newald nicht minder – stets als ein Gnadentag erschienen ist: dabei sein zu dürfen, wenn Weltgeschichte anfängt zu passieren (denn so, erzählt uns Robert Musil, sagt der Österreicher, wenn man anderswo glaubt, es sei wunders was geschehen).

Im Volksheim in Hegyeshalom verkündete das erodierend realsozialistische Ungarland in Gestalt eines Oberst Balázs Nováky, dass man nun die Damen und Herren von der nationalen und internationalen Presse hinausbitten werde ins Gelände, damit sie aller Welt verkünden, dass dem Eisernen Vorhang ab nun der Garaus gemacht werde. Diese „technischen Grenzsperren“ wären veraltet. Und zwar – daran ließ der Oberst keinen Zweifel – sowohl als auch.

Draußen, im kalt-windigen Gelände, waren die Grenzsoldaten



Ein historischer Augenblick: der Anfang vom Ende des Alten. Wolfgang Weisgram posierte, Robert Newald fotografierte.

ter vor meiner Tür eingeschlagen“ (was tatsächlich passiert ist) hätte für die Aufständischen eine nützliche Zielhilfe fürs nächste Mal sein können. Nun riefen die lieben Kollegen aus Wien – ich glaube, es war Markus Bernath – aber einmal genau an, als wir noch in den Gängen des (gebunkerten) Gebäudes auf Entwarnung warteten. Da saß ich mit meinen schlotternden Knien und machte Smalltalk. Kein Wort über das, was gerade los war. Alles super hier!

Die EU-Arbeit

Bagdad war eine Schule in vielerlei Disziplinen. Ich ging zwar als Irak-Spezialistin hin, der Hauptteil meiner Arbeit hatte jedoch mit Brüssel, mit der Koordinierung der EU-Botschafter, zu tun. Hätte ich das bedacht, wer weiß, ob ich mich getraut hätte. Aber ich biss mich durch.

Unter der österreichischen EU-Präsidentschaft wurde 2006 der erste HoMs-Bericht über den Irak geschrieben: „Jaja, machen wir“, sagte ich völlig naiv, als der Auftrag aus Brüssel und Wien kam. Klingt einfach: Die im Irak stationierten EU-Missionschefs, Heads of Mission (HoMs), schreiben einen gemeinsamen Bericht über die Lage im Irak (plus Empfehlungen). Konkret hieß das jedoch, ein Wording für Sachverhalte zu finden, die die beteiligten Staaten diametral unterschiedlich einschätzen. Für Großbritannien musste es eine Erfolgsstory sein, für die Kriegsgegner Frankreich und Deutschland die Beschreibung eines Desasters.

Um einzelne Formulierungen wurde hart gefeilscht. Die energische EU-Vertreterin in Bagdad, eine spanische Diplomatin, war federführend: Der französische

Botschafter nannte uns einmal – liebevoll – „duo infernal“. Wir blieben dran. Der britische Botschafter wurde immer konsensbereiter, je schlechter die Lage im Land wurde.

Die Hilfslosigkeit

Und das wurde sie. Zu den unauslöschlichen Eindrücken gehörte die allgemeine Hilfslosigkeit – nicht zuletzt in der US-Botschaft – angesichts der sich anbahnenden Katastrophe des Bürgerkriegs.

Auch das war eine wichtige Lektion. Sie hatten keinen Plan.

Meine diplomatische Matura fiel bereits in den vollen Krieg: ein Besuch einer Politische-Direktoren-Troika. Da hieß es für mich Klinkenputzen an allen möglichen irakischen Stellen, um Termine auf höchster Ebene – Präsident, Premier etc. – zu sichern. Für den Botschaftsrat war es eine sicherheitstechnische Herkulesaufgabe. Von unserem „PolDi“, Thomas Mayr-Harting, sei hier verraten, dass er

damals seiner Frau verschwiegen, wohin er reiste.

Während des Besuchs fragte er mich, ob ich mir vorstellen könnte, nach Ende der Mission im Außenministerium zu bleiben. Für mich ein schöner Moment: Es hätte ja sein können, dass man in Wien nicht erwarten kann, mich wieder loszuwerden. Mein Ringen dauerte nicht lange – aber ganz einfach war die Rückkehr nicht. Da war ein gewisses Fremdsein. Ich kam nie in Versuchung, ein Buch

über meinen Einsatz in Bagdad zu schreiben: als ob die dort gesammelten Informationen und Eindrücke doch nicht ganz mir gehörten, zu meiner alleinigen Verfügung. Während ich das schreibe, kehrt das Gefühl zurück.

GUDRUN HARRER, Leitende Redakteurin, stieß Anfang der 1990er zum STANDARD: als Korrektorin. Dort lernte sie, wie man es nicht macht. Zwischendurch durfte sie auch übers Kochen schreiben.



Foto: Gudrun Harrer

Im richtigen Moment abgedrückt: Die Straße vom Flughafen Bagdad in die Stadt war zu gefährlich, deshalb reiste man per Hubschrauber zum Dienstort. Hier schießt unser Puma Leuchtkugeln ab, nachdem uns feindliches Radar erfasst hat.

Gut zu wissen: auf shopping.at sind nur die besten österreichischen Händler daheim. Das bedeutet für Sie: kürzere Transportwege. Und ohne schlechtes Gewissen einkaufen. Fühlt sich ziemlich gut an. Und ist auch noch besser für die Umwelt.

EIN UNTERNEHMEN DER  Post

Bevor das Schlechte Gewissen Sie überkommt: lieber bei shopping.at einkaufen!

shopping.at

Zu wissen: mit gutem Gewissen!



Foto: Heidi Seywald

Das sind wir. Nicht ganz. Wir sind viel mehr, als auf dem Foto – im Garten des MAK – zu sehen sind. Denn insgesamt gehören zur Redaktion und zum Verlag des **STANDARD** 545 Personen.



Wir

Alle Abteilungen auch unter [derStandard.at/ueberuns](https://www.derstandard.at/ueberuns)



Anfangs wurden die Texte der Korrespondenten von Jutta Kroisleitner abgetippt, Oona Kroisleitner kam damals immer nachmittags ins Büro. Jean Veenenbos zeichnete ab den 1980er-Jahren für den STANDARD – und 1997 ins Stammbuch.

Fotos: privat



Wo der Kakao floss



Wie ist das, als 31-Jährige auf 29 Jahre im und mit dem STANDARD zurückzublicken? Und wie war das nun wirklich mit dem Geld, das Herr Bronner im Bankomat deponiert hat? Eine Mutter-Tochter-Erinnerung.

MUTTER: Jutta Kroisleitner, TOCHTER: Oona Kroisleitner

Oona: Die ersten verschwommenen Erinnerungen an den STANDARD beginnen ein Jahr und drei Monate, nachdem die rosa Zeitung gegründet wurde. Im zweiten Redaktionsgebäude in der Herrngasse 1 mit Eingang neben dem ehemaligen Café Griensteidl. Die Redaktion war ein kleines, verschworenes Team. Ich, zwei Jahre alt, kannte jeden beim Namen und verbrachte die Zeit am liebsten bei den Sport-Buben. Dort gab es überzuckerten Kakao und Papier zum Kritzeln. Das Büro der Mama lag im dritten Stock. Das Zimmer befand sich am Ende eines mit Stoff tapezierten ewig langen Ganges, es war klein der Ausblick imperial: über den Michaelerplatz zur Hofburg. Wenn es die Rauchschwaden erlaubten, hatte man auch die Innen- und Außenpolitik im Blick.

Jutta: Im Jänner 1990 begann ich im STANDARD. Erst als Chronikassistentin, später in der Innenpolitik. Die Redaktion war eben erst von Maria am Gestade in die Herrngasse gesiedelt, alle Studenten hatten die rosa Zeitung unterm Arm. DER STANDARD war cool und neu. Es raschelte im Blätterwald – wie es die Werbung versprach. Wenn man ihn gelesen hat, war man dabei. Ich wollte dabei sein. Vollzeit. Großes Problem: kleines Kind. Der Kindergarten nahm die G'schrappen erst mit vier Jahren auf, und das Wort „Nachmittagsbetreuung“ war zu Rudolf Steiners Zeiten noch nicht erfunden, dabei blieb es auch in den 1990er-Jahren. Abhilfe schaffte ein Netzwerk aus Großeltern, Freunden, Kindermädchen. Wenn es riss, kam das Kind in die Redaktion. Nicht ungerne. Besonders seit ihr der Begriff „Arbeit“ altersgemäß erklärt wurde: „Spielzeug kostet Geld. Wohnen, Essen, Geschenke müssen bezahlt werden. Darum gehe ich jeden Tag, manchmal auch am Sonntag, ins Büro und helfe Herrn Bronner, seine Zeitung zu machen. Als Dank legt er Geld in den Bankomaten.“ Das war nachvollziehbar. „Ein Pony, einen Hasen, einen Hund und eine Schwester.“ Diese Wünsche damit abzuschmettern, dass dafür das Geld nicht reiche, funktionierte nicht. Die Antwort der Mini: „Dann soll der Herr Bronner mehr Geld in den Bankomaten legen.“ Auch nachvollziehbar.

Oona: Jutta saß im Büro links, gegenüber residierte Gertraud Schneider, Außenpolitikassistentin. Anfangs als Gast geduldet, wurden mir nach und nach immer mehr Aufgaben gegeben. Gertraud schickte mich kopieren oder platzierte mich vor dem Faxgerät, das die Texte der Korrespondenten ausspuckte. Dann mussten sie in Windeseile zu den Assis-

tentinnen gebracht werden, die ihn abtippten und so irgendwie in die Zeitung brachten. Es ging um Sekunden, sagte man zumindest mir. Die fremden Medien mussten geordnet werden. Mangels Lesekenntnis nach Logos, Farben und Wetterbericht. Auch Bestellungen für Automatenkaffee nahm ich entgegen.

Jutta: Das Kind traf meist zum stressigsten Zeitpunkt ein, kurz vor 17 Uhr. Im Produktionsendspurt, wenn die letzten Seiten fertiggestellt wurden und die Layouter auf Nadeln saßen. Trotzdem hatten die Kollegen immer Zeit für nette Worte oder steckten ihr Süßigkeiten zu. Das gefiel dem Zwerg so gut, dass sie die Redakteure bald Freunde nannte und ihr Stammbuch im Büro durchreichte. Darin gestaltete nicht nur der Sport eine Doppelseite, auch der viel zu früh verstorbene Karikaturist Jean Veenenbos malte ein Krokodil. Zeichner Peter Kufner spendierte die Geburtstagsfeier – zehn Zehen fragten: „Alle zehn da?“ Mitschüler wurden von nun an Kollegen genannt.

Oona: Zur Beruhigung wurde Karl Danningner, ehemals Innenpolitikressortleiter, ein Aquarium geschenkt. Die Fische schwammen bald oben. Lange blieb Buzzo. Der Cockerspaniel war eine richtige Dame. Sie schurlte durch die Gänge als gehörten sie ihr – schließlich war Buzzo nicht nur Redaktionsliebling, sondern auch angesehene Kolumnistin. Manche behaupten bis heute, eine der besten in der Geschichte des STANDARD. Beißkorb und Leine brauchte die gemütliche Black Beauty nicht, sie war wohlgezogen. Anders Barabas. Beides brauchte Barabas. Manch ein Redakteur näherte sich ihm nur, indem er einen Bürosessel zur Verteidigung vor sich herschob. Die Karriere verbaute sich der Mischling selbst, als er den Herausgeber gegen die Wand stellte, seine Pfoten auf dessen Schultern parkte und knurrte.

Seither hat sich im STANDARD einiges geändert. Viele haben einen neuen Job oder sind in Pension. Die Frau Mama etwa. Korrespondenten schicken Texte längst per Mail oder schreiben ins Redaktionssystem. Das Büro ist rauchfrei, es gibt keinen Automatenkakao, dafür Hundeverbot. Eines ist nach 30 Jahren gleich: die Freude über Kinderbesuch.

OONA KROISLEITNER begann 2011 im UNISTANDARD zu schreiben, seit 2015 legt ihr Herr Bronner für ihre Arbeit im Chronikressort Geld in den Bankomaten. JUTTA KROISLEITNER war von 1990 bis 2017 Redaktionsassistentin.

hdgö Haus der
Geschichte
Österreich

Eine wirklich gute Geschichte.

Das Haus der Geschichte Österreich
gratuliert dem STANDARD
zum 30-jährigen Jubiläum.

Wir eröffnen am 10. November 2018 um 11 Uhr am Heldenplatz.
www.hdgoe.at

Bei der Arbeit

Was STANDARD-Redakteurinnen und -Redakteure so alles erleben

Im Gerichtssaal

Der lange Instanzenweg zu besserem Saalklima

Jahrelang transpierte man im Gericht

Michael Möseneder

Was das Schlimmste an der Arbeit als Gerichtsreporter im Straflandesgericht Wien vulgo „Grauen Haus“ ist? Nein, es sind nicht die Schilderungen brutaler Verbrechen. Es sind auch nicht die teils emotionalen Einvernahmen von Opfern. Selbst die Tatsache, dass es keinen Raucherraum mehr gibt, spielt keine große Rolle. Bis 2018 war das Schlimmste die Temperatur. In den Verhandlungssälen. Es gab in den vergangenen Jahren Sommer, in denen Akteure interessehalber Thermometer mitgebracht haben und während eines Prozesses teils Werte deutlich jenseits der 30 Grad Celsius gemessen haben.

Die Folge: Richter verhandelten in kurzärmeligen Hemden, Staatsanwältinnen in leichten Sommerkleidern, Verteidiger versuchten mit schweißnassen Haaren, ihren Mandanten lebenslange Haft zu ersparen. Ein eher sinnloses Unterfangen, da die Geschworenen sich selbst nicht mehr konzentrieren konnten. Im Haus geht die Anekdote, dass in einem Verfahren eine schwangere Laienrichterin in der stickigen Luft kollabierte und kurz ohnmächtig wurde.

Als das Gebäude zuletzt in den 1980er- und 1990er-Jahren saniert und umgebaut wurde, hatten manche wohl noch nicht mit den Folgen des Klimawandels gerechnet. Der damalige Architekt László Egyed hatte zwar durchaus den Einbau von Klimaanlage vorgeschlagen, Verantwortliche waren aber überzeugt, wegen „vier, fünf Tagen im Jahr“ lohne der Aufwand nicht.

Er lohnte. 2013 wurde in Wien ein Temperaturrekord von fünf Tagen über 35 Grad aufgestellt, zwei Jahre später dieser Wert pulverisiert: Da waren es schon 15 Tage. Kein Wunder also, dass der 2010 zum Landesgerichtspräsidenten bestellte Friedrich Forsthuber sich auf den langen Weg durch die Instanzen machte, um für besseres Klima zu sorgen. Der Wille war da, das Geld nicht: Im Justizministerium versprach man eine Klimaregulation bei der nächsten Renovierung, die aber Jahr für Jahr verschoben wurde. Dazu kamen Probleme mit dem Denkmalschutz und der elektrischen Infrastruktur.

Im Sommer 2017 dann ein Durchbruch: Das Ministerium stellte einige mobile Klimageräte zur Verfügung. Die hatten allerdings zwei Nachteile. Der Abluftschlauch durch die Fenster war innenarchitektonisch wenig vorteilhaft. Und vor allem waren die Dinger so laut, dass die Schriftführerinnen und -führer mitunter nicht mehr verstanden, was ein zwei Meter entfernt sitzender Angeklagter von sich gab.

Möglicherweise ist es aber einem Angeklagten zu danken, dass es schließlich zur endgültigen Wende und zum Einbau fixer Geräte gekommen ist: Karl-Heinz Grasser. Für die Adaptierung des Großen Schwurgerichtssaals anlässlich des Buwog-Prozesses. Mittlerweile gibt es übrigens schon Klagen über die arktischen Temperaturen, bei denen verhandelt wird.

MICHAEL MÖSENER hat 1993 als Volontär die ersten Zeilen für den STANDARD geschrieben und ist im Chronikressort hängengeblieben, wo er heute primär als Gerichtsreporter tätig ist.



Ein Morgen im August 2007, noch kann man über die Temperaturen lachen. Ein paar Stunden später nützt Tropenoutfit nichts mehr.

Beim Militär



Foto: HBF

Conrad Seidl 2005 mit dem Bundesheer im Kosovo: Kevlar-Helm und Splitterschutzweste in Kombination mit Lederhose und Wetterfleck.

Im Räuberzivil mit dem Bundesheer unterwegs

Sicherheit geht vor Bequemlichkeit

Conrad Seidl

Im Fernsehen sehen die „kugelsicheren Westen“ immer so dünn und leicht aus. Tatsächlich sind die Splitterschutzwesten, die einem beim Bundesheer verpasst werden, ziemlich unförmige Dinger – und man weiß eigentlich nicht, wie man sie vernünftigerweise zu ziviler Kleidung tragen soll. Unter das Sakko passen sie nicht. Über dem Sakko tragen sie mächtig auf; gut, dass der Trachtenumhang so weit geschnitten ist, dass man ihn dann noch darüber tragen kann. Den Hut kann ich getrost vergessen. Es gibt Gegenden, in die das Bundesheer Journalisten nur unter der Auflage mitnimmt, dass sie eben einen Kampfhelm tragen. Das ist dann schon ein ziemlicher Räuberzivil, den man da anhat.

Vielleicht macht es den Soldaten ja auch Spaß, die mitgenommenen Journalisten in solcher Kleidung vorzuführen und zu fotografieren. Bitte schön: Hier sollen auch die Leser einmal darüber lachen können.

Wenn man selbst in der Situation ist, nimmt man es ernster. Und man versteht die Soldaten, die den mitgenommenen Medienmann ja heil wieder heimbringen wollen. Denn das ist ja jedem Teilnehmer solcher Presereisen bewusst: Die Militärs laden die Journalisten deshalb zum Besuch von Übungen oder von im Ausland stationierten Truppen ein, damit nachher zumindest nicht allzu negativ berichtet wird.

Also: Auch wenn manche Übungseinlage spektakulär aussieht, auch wenn manches Auftreten österreichischer Soldaten bei ihren Auslandseinsätzen martialisch wirkt – man fühlt sich persönlich halbwegs sicher. Dass auf dem Panzer oder dem Hubschrauber ein Schütze mit geladenem Maschinengewehr die Umgebung sichert, erinnert allerdings manchmal daran, dass die Lage vielleicht weniger ruhig ist, als sie scheint.

Natürlich gibt es unter Kollegen verbreitete Legenden, die von dem mit Journalisten vollbesetzten Hubschrauber bei einer Reforger-Übung in den 1980er-Jahren wissen wollen, der leider abgestürzt ist. Einmal war ich dann selbst bei einer dieser damals routinemäßig durchgeführten Übungen des „Return Forces to Germany“-Programms und hatte den Eindruck, dass US-Piloten tatsächlich weniger aufmerksam als ihre österreichischen Kameraden sind, wenn sie ihre Helis einsatzmäßig über das Gelände fliegen. Passiert ist nichts. Aber man hat Einblick bekommen, wie Berufssoldaten aus Amerika leben, wie sie arbeiten und wie sie denken.

Und nein: Der Freizeitwert eines Mot-Marsches entlang der vom Tsunami verwüsteten Küste Sri Lankas oder durch die Wüste des Tschad ist äußerst beschränkt, der Komfort an Bord einer Hercules C-130 auf dem Flug von Wien in den Nahen Osten bescheiden. Aber man hat der Leserschaft gute Storys zu erzählen.

CONRAD SEIDL arbeitet seit 1989 in der Innenpolitikredaktion des STANDARD und widmet sich häufig militärischen Themen. Er trägt täglich Lederhosen. Alle drei Wochen stellt er ein Bier in die „Minibar“-Kolumne des RONDO.

In Südosteuropa

Eine Reporterin unter Spionageverdacht

Auf dem Balkan braucht man viel Humor

Adelheid Wöfl

Als ich kürzlich in Sarajevo eine Blinddarmpoperation hatte, fuhr mich der Chirurg mit dem Rollstuhl im Karacho die Gänge entlang bis zum Operationsraum und stellte mich den anderen Ärzten folgendermaßen vor: „Das ist Adela, sie ist Österreicherin, sie behauptet, Journalistin zu sein, aber sie arbeitet für die CIA.“ Ich musste so lachen, dass mein Bauch noch mehr wehtat, und erwiderte: „Das haben Sie falsch recherchiert Herr Doktor, ich arbeite nur für den Mossad.“ Ab dann war das Eis gebrochen, und die bosnischen Ärzte erzählten mir so viel, dass ich annehme, dass sie mich nicht mehr für eine Agentin hielten.

Aber viele tun das. Der Bürgermeister von Čapljina etwa, der bei viel Rakija meinte, ich sei extra zu Spionagezwecken in die Herzegowina gefahren. Auch ein etwa 50-jähriger Typ in Zagreb dachte, stichhaltige Beweise für meine nachrichtendienstlichen Tätigkeiten zu haben. „Du bist sicher eine Spionin! Wieso solltest du sonst ausgerechnet in diese Bar kommen?“, sagte er. „Ich wohne hier nebenan“, meinte ich. „Aber wieso wohnst du ausgerechnet in diesem Block?“, fragte er. „Irgendwo muss ich ja wohnen!“, versuchte ich, mich zu rechtfertigen. „Ja gut, aber wieso bist du allein da? Wo ist dein Ehemann?“, wandte er ein. „Ich habe keinen Ehemann, aber ich bin trotzdem keine Spionin. Und wo ist überhaupt deine Ehefrau?“, entgegnete ich. „Ich bin geschieden, aber meine Exfrau wäscht mir noch immer die Socken“, sagte er. „Du aber – bist verdächtig!“

Ich bin das Verdächtigwerden gewohnt. Viele deutsche und amerikanische Journalisten hatten gute nachrichtendienstliche Verbindungen in Jugoslawien. Der jugoslawische Staatssicherheitsdienst vermutete stets, dass sämtliche ausländischen Journalisten, Diplomaten und Wissenschaftler auch nachrichtendienstlich tätig waren. „Vielen waren es auch“, sagt Christian Axboe Nielsen, Südosteuropa-Experte von der Universität Aarhus. In Geheimdokumenten sammelten die Behörden Informationen über ausländische Journalisten.

„Irgendetwas stimmt nicht mit dir!“, erklärte mir kürzlich mein Bekannter Edo. Zuvor hatte ein Polizist, mit dem ich mich gerade nett unterhalten hatte, die Bar fluchtartig verlassen. „Was stimmt nicht mit mir, und weshalb ist dieser Typ davongerannt?“, fragte ich Edo. Edo wackelte mit dem Kopf, der Mann hatte ihm noch etwas ins Ohr geraunt. „Er meinte, du arbeitest für den Mossad.“ Ich fragte: „Und welche Anzeichen gibt es dafür, dass ich für den Mossad arbeite?“ Edo zeigte auf mein künstliches Auge, das ich wegen einer Krebsoperation seit meiner frühen Kindheit habe. „Er glaubt, der Mossad habe dir eine Kamera in dein Auge hineingeoperiert und du würdest uns alle dauernd filmen!“ Man hatte mich also überführt.

ADELHEID WÖFL schreibt seit 2004 für den STANDARD und hat sich auf Mittel- und Südosteuropa spezialisiert. Seit 2012 ist sie Korrespondentin und lebt in Sarajevo.



Foto: Džanaefendić

Adelheid Wöfl (re.) tourt seit vielen Jahren durch den Balkan und wird oft als eine Art Kundschafterin mit doppelter Agenda betrachtet.

Inshallah, Herr Präsident

Vom Interview mit Mubarak und dem Warten auf Rohani

Gudrun Harrer

Für einen Nahost-Journalisten ist die Gleichmut eine wertvolle Eigenschaft: „Inshallah“, das heißt in der Praxis „vielleicht ja, vielleicht nein“. Wobei es nicht notwendigerweise Allah ist, der es sich noch überlegen muss. Wenn der Präsident des Landes, den man zu interviewen von weit her ange-reist ist, dann doch nicht will, nutzt es gar nix. Manchmal ist auch sein Apparat das Problem.

Oktober 2007: Das Interview mit Präsident Hosni Mubarak war zugesagt und wurde auch noch bei meinem Eintreffen in Kairo bestätigt. Tolle Sache. Der damals 79-Jährige, der gut drei Jahre später gestürzt wurde – und heuer im Kreis der Familie in Freiheit seinen 90. Geburtstag feierte –, stellte sich ganz selten Journalisten im Einzelgespräch.

Die Fragen hatte ich, wie durchaus üblich, vorher eingereicht: An meinem zweiten Tag in Kairo wurden sie mir von einem netten Herrn vom Informationsministerium zurückgegeben. Beantwortet. Das war das Interview. Protest zwecklos, ganz überraschend kam es ja nicht, dem Chefredakteur der *Presse* war kurz zuvor Ähnliches widerfahren.

Es folgte jedoch eine Einladung zu einem gemeinsamen Handshake-Foto mit Mubarak. Eigentlich wollte ich nicht. Ich erklärte grantig, dass ich weder mit noch ohne Interview für so ein Bild Verwendung hätte. Ich hätte ja nicht einmal ein Nachtkastl! Das verstanden sie nicht: Da darf jemand Mubarak die Hand schütteln und will nicht? Letztlich machte ich gute Miene zum unnötigen Spiel und ließ mich in den Präsidentenpalast karren, zum Fototermin.

Kein Blatt vor dem Mund

Als ich in Mubaraks Büro geben wurde, war kein Fotograf da, dafür wurde mir gleich Platz angeboten – und der Präsident begann zu plaudern und beantwortete bereitwillig meine Fragen. Aufnehmen durfte ich nicht, aber mitschreiben. Nach einer guten Stunde war es der Sekretär, der Mubarak an einen anderen Termin erinnerte. Der Präsident hätte weitergeredet. Wir hatten die Tagespolitik – und seine erwartbaren Antworten dazu – längst verlassen, er sprach über seine eigene, mit der ägyptischen verbundene Geschichte. Er erzählte über seine Zeit als junger Luftwaffenoffizier im Irak, er nahm sich kein Blatt vor den Mund, Israelis, Palästinenser, alle bekamen ihr Fett ab, off record.

Als ich Mubarak wieder verließ, war mein Aufpasser aus dem Ministerium weg. Der Präsident hatte auf den Plan seiner Informationsprofis gepfiffen – und die waren stinksauer.

Gaddafi aufwecken

Etliche Politiker, die in der schwierigen Nahost-Geschichte ihren Platz haben, konnte ich in meiner Zeit beim STANDARD interviewen. Andere konnte ich bei anderen Gelegenheiten, unter anderem Treffen mit österreichischen Politikern, beobachten: un-vergessen etwa der Besuch mit der damaligen Staatssekretärin Benita Ferrero-Waldner beim libyschen Oberst Muammar al-Gaddafi im Beduinenzelt. Er war offenbar für uns aus dem Schlaf – vielleicht auch aus einem Drogenräuschlein – geholt worden, fuchtelte mit seiner Fliegenklappe herum und knurrte einsilbige Antworten, die sein Dolmetsch wortreich elaboriert übersetzte. Die Regel „Erst wenn man mit dem Interview auf

dem Tonband wieder die Türe hinter sich schließt, hat es stattgefunden“ wurde mir zuletzt schmerzhaft im Spätsommer 2015 bestätigt: Politische Gespräche Alpbach, ich war dort, um mit einem von mir ausgesuchten prominenten Gast über Islam und Nahost zu sprechen. Aber dann kam der Anruf: Ich müsse sofort – sofort – nach Teheran fahren, zum Interview mit Präsident Hassan Rohani.

Ich ließ Alpbach und meinen Gast sitzen – und war kurze Zeit später die Sitzengelassene. Eine Woche Teheran, teure Flugumbuchungen, Bewegungsfreiheit eingeschränkt, denn man könnte ja unversehens gerufen werden (und die Wege in Teheran sind lang). Das Interview fand nicht statt. Der Bruder unseres damaligen Botschafters im Iran, Fritz Stift, ist ein renommierter Weinbauer. Das trug zu meiner Gelassenheit bei.

Im Nahen Osten



Hosni Mubarak und Muammar Gaddafi, damals beide noch Staatschefs in Ägypten und in Libyen. Gaddafi wurde 2011 von Aufständischen getötet, Mubarak feierte heuer seinen 90. Geburtstag.

Foto: Picturedesk / Khaled Al Fiqi

Oberbank
3 Banken Gruppe

Jede Zeitung schreibt Nachrichten.

Nicht jede seit 30 Jahren in Top-Qualität.



Dr. Franz Gasselsberger – Generaldirektor der Oberbank – gratuliert dem Standard zu 30 Jahren Qualitätsjournalismus.

Oberbank. Nicht wie jede Bank.

Am Schanzentisch

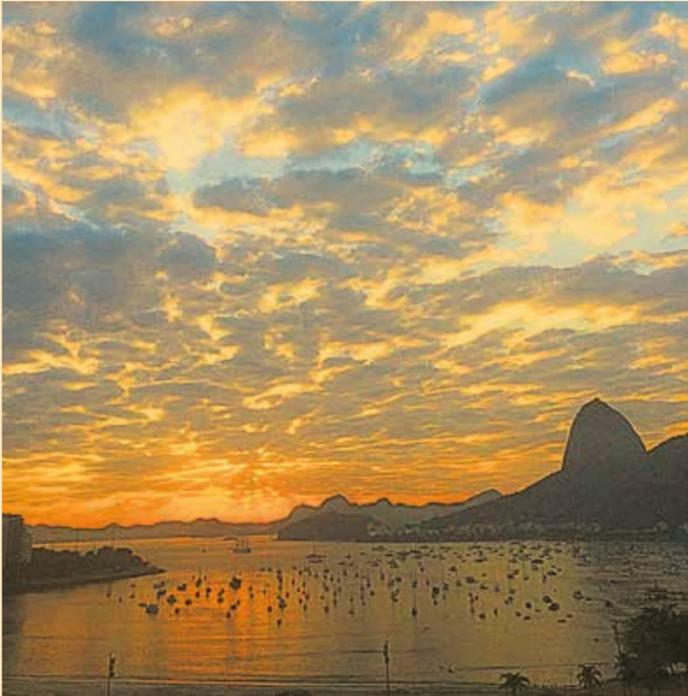


Foto: Nun ja, privat

Zugegeben, das ist kein Schanzentisch, sondern die Aussicht aus dem STANDARD-Room bei den Olympischen Spielen 2016. Sportjournalisten hackeln nicht nur im Winter voll rein, sondern auch im Sommer.

Jugendherberge, Kurheim, Zelt

Die vielen Reisen sind das Beste am Sportjournalistenjob. Heißt es

Fritz Neumann

Dein Job ist ein Traum, mich frisst der Neid. Auch der Sportjournalist kennt Menschen mit 9-to-5- oder gar 8-to-4-Jobs, sie liegen ihm oft mit solchen Aussagen in den Ohren. Du kannst länger schlafen, bekommt der Sportjournalist zu hören, und du kommst in der Welt herum. Beides stimmt ja auch. Aber.

Aber das ist noch lange nicht alles. Der Sportjournalist, der tatsächlich erst um 9.30 Uhr beginnt, darf sich dann oft noch am Abend zum Beispiel ein Fußball- oder Handball- oder Eishockeyspiel reinziehen, und: „Fußballschauen ist doch keine Arbeit.“ Mit Glück und Verlängerung darf er sogar bis 23 Uhr in einem Stadion oder in einer Sporthalle oder auch vor dem Fernseher im Büro sitzen.

Besser sind nur die Dienstreisen. Sie haben ja auch mit Arbeitszeit an sich überhaupt nichts mehr zu tun. Kennen Sie beispielsweise den schönen Ort Oberstdorf im Allgäu? Sportjournalisten kennen ihn. In Oberstdorf findet alljährlich der Auftakt zur Vierschanzentournee der Skispringer statt. Ende Dezember fallen tausende Skisprungfans in Oberstdorf ein, und wer nicht rechtzeitig dran ist, hat fast keine Chance, eine Unterkunft zu finden.

Unter uns: Der STANDARD-Sportjournalist war noch nie rechtzeitig dran. In der Theorie bleiben ihm zwei Möglichkeiten: ordentlich ablegen oder nehmen, was übriggeblieben ist. In der Praxis, wir müssen nämlich aufs Geld schauen, bleibt ganz genau eine Möglichkeit. So ist DER STANDARD auf Vermittlung des stets rührigen Oberstdorfer Tourismusbüros vor vielen Jahren gelandet, wo er dann viele Jahre blieb. „Evangelisches Mütterkurheim Hohes Licht“ hat das gute Haus geheißt. Spitalszimmer, Spitalsbett. Ein Klassiker.

Immerhin ein Bett. Ein Bett hat es ja auch nicht immer gespielt. Ich sag nur: Tour de France 1998. Der werte Kollege Armin Karner, Layoutgott und Radsportfan, war mit von der Partie, wir haben uns ein Zelt, einen Twingo und einen Fußball geteilt, mit dem wir in freien Minuten hin und her köpkelten. Es war das Jahr des Pantani-Triumphs und des Festina-Dopingskandals. STANDARD-intern wird die Geschichte eines bis heute gültigen Köpkelrekords immer wieder aufgewärmt, sechzigmal flog die Frucht hin und her. Die wahrscheinlich heißen oder kalten oder beengten oder lauten und ganz gewiss zu kurzen Nächten im Zelt haben wir verdrängt.

Kurze Nächte sollen im Sportjournalistendasein ganz generell schon einmal vorkommen. Schließlich muss das Geschehene und Gesehene manchmal auch nachbesprochen werden. Ein armer Mensch namens Peter, der während der Eishockey-WM 1995 in Stockholm in einer Jugendherberge hackelte und dem von der Nachbesprechung heimkehrenden und läutenden STANDARD nächtens stets die Haustür öffnen musste, weiß ein Lied davon zu singen.

Ab und zu tut sich DER STANDARD bei der Quartiersuche mit, nun ja, befreundeten Medien zusammen. Auf einen gewissen Presse-Halbfinnen ist dabei Verlass. Der hat etwa bei den Olympischen Spielen 2016 in Rio de Janeiro einen tollen Presse-&-STANDARD-Room gefunden. Die Aussicht gibt jedenfalls mehr her als ein Bild vom Bett im Kurheim Hohes Licht. Die Aussicht ist ein Traum. Der Job meistens eh auch.

FRITZ NEUMANN schreibt seit 1989 über Sport, seit 1994 für den STANDARD. Schläft dennoch meistens daheim, wenn auch aufgrund gewisser nächtlicher Völkerwanderungen nicht immer im selben Bett. Kurze Nächte sind quasi ein roter Faden.

Im Kriegsgebiet

Kalaschnikows und Dirndl

Österreich als Deal-Maker im (fast) postrevolutionären Libyen

Gianluca Wallisch

Tripolis im Oktober 2011: Die Jagd der Rebellen auf den untergetauchten libyschen Diktator Muammar al-Gaddafi ist noch in vollem Gange, doch Österreich wittert schon demokratische Morgenluft – und Geschäfte. Also setzt sich Außenminister Michael Spindelegger in eine AUA-Maschine, um gemeinsam mit Botschafterin Dorothea Auer die österreichische Vertretung in der libyschen Hauptstadt wiederzueröffnen. Begleitet werden sie von einer großen Wirtschaftsdelegation: Österreich will rasch Nägel einschlagen.

Nur sechs Stunden dauert die Visite, um 17 Uhr muss die Maschine wieder in der Luft sein – außer Reichweite allfälliger Boden-Luft-Raketen. Noch kämpfen

die Rebellen gegen versprengte Gruppen Gaddafi-Treuer. Dennoch muss Zeit sein für einen Besuch im Krankenhaus. Dort liegen auf der Chirurgie verwundete Rebellen. Alles sauber, alles ordentlich, als der Außenminister auftaucht, um den Helden seine Aufwartung zu machen.

Im Stock darunter, keine vier Meter Luftlinie entfernt, sind die verwundeten Gaddafi-Kämpfer untergebracht – streng bewacht von schwer bewaffneten, grimmig dreinschauenden Rebellen in Fantasiuniformen. Wie eigenartig an diesem Ort doch das grün-weiße Dirndl der Botschafterin wirkt ...

GIANLUCA WALLISCH schreibt seit 2011 für den STANDARD, seit 2013 ist er stellvertretender Außenpolitik-Ressortleiter. Spannendste Reisen bisher: Irak und Libyen.



Foto: Gianluca Wallisch

9. Oktober 2011: Außenminister Spindelegger (im dunklen Anzug) und Botschafterin Auer (im Dirndl) besuchen verwundete Rebellen in Tripolis.

Am Laufsteg

Mit Blasenpflastern in Mailand

Die Mailänder Fashion Week ist auch eine Sportwoche

Anne Feldkamp

Du hast's gut! Wie viele Koffer nimmst du mit? Und grüß mir Anna Wintour! Regelmäßig werde ich beglückwünscht, bevor ich zur Modewoche nach Mailand aufbreche. Ich nicke dann und packe am Abend vor der Abreise meinen Koffer in Handgepäckgröße. In den letzten Jahren habe ich gelernt: Ein Paar Sneaker hat noch keiner Modewoche geschadet. Sitze ich normalerweise im Büro vor dem Bildschirm, ist Mailand meine Sportwoche. 52 Kilometer, hat meine Schrittzähler-App festgehalten, bin ich zuletzt in vier Tagen quer durch die Stadt gelaufen. Denn während die Kolleginnen von *Vogue* und *Elle* von Fahrern in schweren Limousinen von Show zu Show kutschiert werden, bin ich (wenn ich mich nicht ab und zu in den Wagen einer Kollegin schmuggle) zu Fuß, mit Straßenbahn und Metro unterwegs. Und das ist (solange es nicht regnet) auch okay so.



Freie Platzwahl! Nach der Armani-Show sind die Ränge endlich leer.

Foto: Brigitte Winkler

Zum Glück kenne ich den Schauenplan mittlerweile so gut wie auswendig und weiß, dass jede Modenschau mit (mindestens!) einer halben Stunde Verspätung beginnt. So bin ich dank der Hin- und Herfahrerei zu einer halben Mailänderin geworden. Während ich anfangs noch mit einem Stadtplan unterwegs war, setze ich mittlerweile auf eine App. Die Metro-Linien nehme ich sowieso blindlings, ich weiß, wie man den Auf- und Abstieg der Fotografen und das Schaulaufen der von Kopf bis Fuß gestylten Influencer vor der Fendi-Show am cleversten umläuft und in welchem Café sich vor der Prada-Show (meist nach wie vor mein persönlicher Höhepunkt der Woche) noch ein Espresso ausgeht. Die vier Tage sind trotzdem immer wieder ein Getetze.

Deshalb ist seit drei Saisonen abends ein Tisch bei der Nonna, einer kleinen, energiegelichen Restaurantbetreiberin, reserviert. Da wird dann mit den Kollegen neben ganz normalen Mailändern, die mit Mode nichts am Hut haben, bei hausgemachten Gnocchi über nichts als die Mode (na ja, fast) gefachsimpelt. Was war die katastrophalste Show-Einladung in dieser Saison? Warum bin ich diesmal in Reihe fünf gesessen? Und warum geraten die *Vogue*-Redakteurinnen auf ihren High Heels (nur die deutsche *Vogue*-Chefin Christiane Arp kommt in Birkenstocks) trotz Modewochenstresses nicht ins Straucheln? Die Antwort auf die letzte Frage habe ich noch immer nicht herausgefunden.

ANNE FELDKAMP ist seit 2016 Moderedakteurin des STANDARD. Zur Modewoche fährt sie schon seit über vier Jahren. Die Koffer sind seither auf Handgepäckgröße geschrumpft – Hauptsache, Sneaker dabei!

„Schreiben Sie nicht so viel!“

Der Fall der Gewerkschaftsbank – und ein guter Tipp

Renate Graber

Es war im Frühling 2006. Bei der damaligen Gewerkschaftsbank Bawag und im Österreichischen Gewerkschaftsbund (ÖGB) kündigte sich nicht weniger als eine Götterdämmerung an. Die 1922 vom früheren Staatskanzler und Sozialdemokraten Karl Renner gegründete „Arbeiterbank“ stand am Abgrund. Immense Kreditgeschäfte mit „Investor“ Wolfgang Flöttl waren schiefgegangen. Der Milliardenverlust freilich war jahrelang vertuscht worden. Vergraben im Sand der Karibik, in steuerparadiesischen Briefkastenfirmen und Stiftungen selbst des ÖGB – aber eben nicht ganz begraben.

Aufgeflogen ist die Sache, die 2007 in den Verkauf ausgerechnet an einen amerikanischen Hedgefonds mündete, zufällig. Am 10. Oktober 2005 hatten die Bawag-Banker einen 350-Millionen-Euro-Kredit ans US-Brokerhaus Refco vergeben, nach dem Notruf von dessen Eigentümer und Bawag-Geschäftsfreund Phillip Bennett. Kaum war das Geld in New York, fiel Refco um – und die Flut an Forderungen der Gläubiger schwappte nach Wien. Der erste Dominostein war gefallen.

Ab da recherchierte (nicht nur) ich unablässig. Kam drauf, dass die Wiener den Refco-Kredit in einer Nacht- und Nebelaktion beschlossen hatten, dass sie noch vergeblich versucht hatten, das Geld wieder zurückzuholen. Schicht für Schicht trug ich jenes steinige Material ab, unter dem sich das Geheimnis der „Karibikverluste“ verbarg. Mit dem Biotop Bawag hatte ich mich schon jahrelang beschäftigt; mein Verhältnis zum recht selbstbewussten Exchef Helmut Elsner war meistens, na, sagen wir, unterkühlt.

Recherchierend, rennend, schnaufend verbrachte Wochen und Monate. Meine vernachlässigten Liebsten daheim schnaufte mit. Bestens erinnere ich mich an die SMS meines Jüngeren aus der Schulpause: „Die Togo (*Topfengolatsche, Anm.*) schimmelt.“

Zum Einkaufen kam ich selten, dafür grub ich die Tatsache aus, dass der ÖGB aus Vertuschungszwecken für die nicht werthaltigen Kredite an karibische Firmen haftete. Und das Faktum, dass der berühmte Streikfonds des ÖGB fortan aus (de facto wertlosen) Bawag-Aktien bestand.

Unterlagen aus dem Sackerl

Ich fand die Protokolle der geheimen Vorstandssitzung von 26. Oktober 1998, nach der Elsner und Co ihre Ideen zur diskreten Rettung der Bank umsetzten. Der in New York lebende, damals mit einer Eisenhower-Enkelin verheiratete Flöttl überließ der Bawag sein Vermögen, vor allem Gemälde. Monatelang suchte, suchte, suchte ich nach der Liste der Werke. Und: Ich habe die Aufzeichnungen gefunden. Mit einem der Aufdeckung Wohlgesinnten habe ich mir einen Termin auf der Straße ausgemacht, wir würden einander nicht begrüßen, nur aneinander vorbeigehen. Der Informant hielt und ließ Unterlagen diskret in mein Billa-Sackerl gleiten (wenigstens am Freitag kam ich zum Einkaufen). Monets, Manets, Picassos hatte Flöttl der Bank zum Versilbern überlassen, man kam aus dem Staunen nicht heraus.

Im STANDARD jagte eine Geschichte, eine Enthüllung die nächste, scheinbarweise räumten (Ex-)Vorstand und ÖGB Verluste und Vertuschung ein. Einer der Höhepunkte meiner Recherchen: Der ÖGB selbst hatte eine

Stiftung in Liechtenstein. Den kurzen Weg von den abendlichen Notpressekonferenzen in der Bawag in die Herrengasse brachte ich (Redaktionsschluss!) laufend hinter mich, im Büro wartete schon meine Kollegin Bettina Pfluger, die Finger auf der Tastatur. Ich diktierete, sie schrieb, so ging's schneller.

Nach einer dieser Pressekonferenzen hielt mich ein damals noch wichtiger Banker auf. „Auf Wiedersehen“, rief ich ihm im Davoneilen zu. Er erwiderte meinen Gruß und hatte einen exzellenten Rat für mich parat: „Und, Frau Graber, schreiben Sie nicht so viel!“ Na ja. So richtig beherzigt hab ich seinen Tipp nicht.

RENATE GRABER schreibt seit 2004 Wirtschafts- und andere Geschichten für den STANDARD, führt Interviews für „Anders gefragt“. So sie nicht gerade den Geschirrspüler einräumt.

Bei Bankern



Wer bei der Gewerkschaftsbank Bawag unter Helmut Elsner (re., hier beim U-Ausschuss 2006) und Johann Zwettler recherchierte, hatte gröbere Ausgrabungsarbeiten zu erledigen.

Foto: APA/Techt

AUCH KINDER FAHREN AUTOS. HEUTE ANDERE ALS MORGEN.

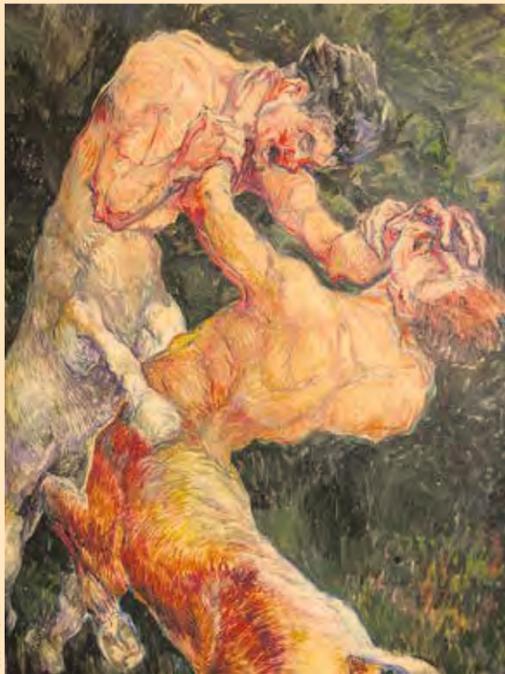
Als verantwortungsvolles Unternehmen erachten wir es als selbstverständlich, einen wichtigen Beitrag zum Erreichen der Klimaschutzziele zu leisten. Deshalb setzen wir schon heute verstärkt auf CNG (Compressed Natural Gas) als Kraftstoff. CNG ist derzeit der kostengünstigste Weg, den Schadstoffausstoß im Straßenverkehr langfristig zu reduzieren. Denn mit Erdgas als Kraftstoff werden bis zu 80% weniger Ozon bildende Schadstoffe produziert – und das bei einer Ersparnis von bis zu 50% pro Tankfüllung. Grund genug, unser bereits flächendeckendes CNG-Tankstellennetz weiter auszubauen.

Mehr OMV erleben auf: www.omv.com

Die Energie für ein besseres Leben.



Im Kunstmarkt



Die Signatur lautete „Egon Schiele“. Gemalt aber hatte ein arbeitsloser Straßenbahnfahrer.

„Das ist ein Scherz, das ist kein Schiele“

Kurioser Fall einer „Neuentdeckung“

Olga Kronsteiner

Ob Gustav Klimt oder Egon Schiele, so gut wird das Schaffen dieser heimischen Paradekünstler wohl nie erforscht sein, dass nicht irgendein Glücksritter meint, ein bislang unbekanntes Gemälde aufgestöbert zu haben. Der Boulevard ist ein dankbarer Abnehmer solcher Histörchen. Die Boten wissen, dort werden weder vermeintliche Beweise hinterfragt, noch wird eine neutrale Fachmeinung eingeholt.

Der mit Abstand kurioseste Fall datiert aus dem Jahr 2011. In einer Wochenendausgabe deckte *Österreich* einen „Millionen-Krimi“ auf, in dessen Mittelpunkt eine solche Trouville stand: *Der Kampf der Zentauren*, gemäß Signatur von Egon Schiele gemalt, angeblich acht Millionen Euro wert, war (unrechtmäßig) zur Belohnung eines Kredits (1,6 Mio. Euro) bei der Linzer Oberbank verpfändet worden.

Einige Medien griffen die Geschichte auf und zitierten die Fachwelt: Das Bild sei dem Belvedere nie vorgelegt worden, „wir bewegen uns im Reich der Spekulation“, erklärte die damalige Direktorin Agnes Husslein. Elisabeth Leopold, Witwe des legendären Schiele-Sammlers und Museumsgründers, vermutete ein Jugendwerk und wollte eine Echtheit nicht ausschließen. Was sie zu diesem Zeitpunkt nicht wusste: Ihr Mann hatte einst eine Besichtigung und eine Expertise verweigert – nicht nur einmal, sondern mehrmals.

Auch DER STANDARD nahm sich der Causa an. Zu den kontaktierten Personen gehörte ein Kunsthändler. Dessen Reaktion auf die via Mail übermittelte Aufnahme: „Sie müssen mir das falsche Bild geschickt haben“ – nein –, „das ist ein Scherz, das ist kein Schiele.“ Eine pointierte Aussage, die für den Titel des Artikels übernommen wurde. Der allgemeine Tenor in diesen Stunden war von massiven Zweifeln an der Zuschreibung und Hohn gegenüber der Bank geprägt, die verabsäumt hatte, einen Experten zu kontaktieren.

Anderntags meldete sich ein Leser in der Redaktion und bescherte endgültige Gewissheit. Er und seine Schwester waren die Vorbesitzer des Bildes, das ihr verstorbener Vater Jahrzehnte zuvor bei einer Auktion in einer Volkshochschule ersteigert hatte: als Werk eines arbeitslosen Straßenbahnfahrers. In den 1980er-Jahren hatten sie es an einen Antiquitätenhändler verschertelt. Irgendwann danach muss es um eine Schiele-Signatur ergänzt worden sein. Von wem, blieb – trotz Hinweisen – im Dunkeln. Der Verbleib des verfälschten Werkes? Unbekannt. Noch.

OLGA KRONSTEINER schreibt seit den 1990er-Jahren als freie Autorin für den STANDARD. Dazu stöbert sie meist in Archiven, lüchert Experten oder beobachtet Auktionen.

Am Downhill-Track

Vorletzter Sieger im Rennen meines Lebens

Leidenschaft macht den Job erst schön

Steffen Arora

Das Gebrüll der Menschen nahm ich im unteren Drittel der Strecke gar nicht mehr wahr. Und trotzdem peitschten mich die Anfeuerungsrufe letztlich den Berg runter. Sie ließen mich das Brennen in den Unterarmen vergessen, als ich mich mit letzter Kraft am Lenker festkrallte. Du musst irgendwie durchhalten, sagte ich mir, die paar hundert Meter noch.

Denn unten am Zielsprung, da standen meine Kinder und meine Freunde. Sie wussten, was mir dieser Tag bedeutete, und sie sind extra dafür nach Götzens heraufgekommen. Sie standen da seit zwei Stunden im steilen Hang und warteten auf mich. Ich wollte mich erkenntlich zeigen und die von der Absprungkante verbleibenden 13 Meter ins Ziel fliegend zurücklegen.

Mit Startnummer 389 bin ich beim Innsbrucker Crankworx-Festival im Juni 2018 ins Rennen meines Lebens gegangen. Es ist das einzige Rennformat, bei dem die weltbesten Downhiller nebst Amateuren am Start stehen. Ich war vor meiner STANDARD-Zeit beruflich daran beteiligt, dieses größte Gravity-Mountainbiking-Festival der Welt nach Innsbruck zu holen.

Kaum war das geschafft, wechselte ich zurück in meinen Traumjob Journalismus. Die Zeitung, die wir heute feiern, ermöglichte mir nicht nur diese Rückkehr, sondern auch die Verquickung meiner beiden größten Leidenschaften: Schreiben und Biken. Seit März 2017 veröffentliche ich nun jede Woche dienstags den *Tretlager-Blog* auf *derStandard.at*, in dem sich alles um das Thema Mountainbiken und Radfahren dreht.

Und von Beginn an stand ein Thema ganz oben auf der Blog-Agenda: bei Crankworx an den Start gehen. 2018 passte endlich alles. Ich war gut in Form und saß im Frühjahr viel auf dem Rad. Ich löste mit 40 Jahren meine erste UCI-Lizenz und meldete mich zum Rennen an.

Ich nahm mir eigens fürs Rennwochenende ein paar Tage Urlaub, um das Drumherum so richtig genießen zu können. Die Redaktion stattete mich mit einem STANDARD-Jersey aus, das mir die hauseigenen Fußballmannschaft spendeten. Danke dafür!

Mein Ziel für das Rennen war einfach und klar: nicht Letzter werden und heil ankommen. Nie werde ich das Gefühl im Starthaus vergessen und die folgenden drei Minuten puren Adrenalins. Derart aufgeputscht raste ich dem Ziel entgegen. Nach der letzten Rechtskurve nahm ich den Zielsprung ins Visier. Im Renntempo fokussiert man derart, dass ich zum Glück nicht bemerkt habe, dass der Starter vor mir schwer gestürzt war und grad neben der Landung vom Notarzt versorgt wurde.

Mit letzter Kraft riss ich beim Absprung am Lenker. Nie habe ich einen Flug mehr genossen als diesen. Es waren keine 13 Meter, aber es fühlte sich an wie der Skiflugweltrekord. Am Ende wurde ich Vorletzter, und es war der absolut schönste Sieg meines Lebens.

STEFFEN ARORA ist seit 2016 Tirol-Korrespondent und schreibt dort über alles, was die Nichttiroler interessiert.



Mein Gänsehautmoment bei Crankworx 2018: im STANDARD-Jersey auf den 13-Meter-Zielsprung zurasen und abziehen.

Im Bundeskanzleramt



Sebastian Kurz und Heinz-Christian Strache auf dem Weg zur Arbeit. Erfrischungen werden im Nebenraum serviert.

Schlechter Kaffee als Konstante

Nicht alles ändert sich im Ministerrat

Günther Oswald

Zum Ministerrat geht man nicht, um seine Expertise als Kaffee-Connoisseur zu vertiefen. Böse Zungen behaupten gar, es sei gar kein Kaffee, was im Kanzleramt seit Jahr und Tag in Thermoskannen mit ebensolcher Aufschrift serviert wird. Irgendwie passt das Getränk aber auch zum Klischeebild, das viele von uns Journalisten haben. So etwas müssen Bob Woodward und Carl Bernstein in den 1970er-Jahren literweise in sich hineingeschüttet haben, als sie den Watergate-Skandal aufdeckten und den damaligen US-Präsidenten Richard Nixon zum Rücktritt trieben.

Der Kaffee ist also die Konstante im Kanzleramt, egal ob der Regierungschef Wolfgang Schüssel, Alfred Gusenbauer, Werner Faymann, Christian Kern oder jetzt Sebastian Kurz heißt. Das Drumherum ändert sich aber alle paar Jahre. Schüssel versuchte sich schon in Message-Control, als Anglizismen noch nicht so in Mode waren, und beantwortete Fragen bezüglich Themen, die nicht auf der Tagesordnung waren, mit: „Das war heute nicht auf der Tagesordnung.“

Unter Rot-Schwarz wurde dann der Konflikt genüsslich zelebriert. Alfred Gusenbauer, der nicht nur seinen Genossen das Gefühl gab, alles besser zu wissen, trieb sein Gegenüber Wilhelm Molterer schließlich zum legendären „Es reicht!“. Werner Faymann und Reinhold Mitterlehner befestigten sich – zumindest in den letzten Monaten der Ära Faymann – demonstrativ vor den laufenden Kameras, und Christian Kern ging schließlich, nach verflogener Anfangseuphorie, zum Solopresseauftritt ohne den ungeliebten Koalitionspartner über. Mal referierte die Regierungsspitze im Sitzen hinter einem Tisch im silbergrauen Sperrwallstil (Schwarz-Blau II), mal im Stehen hinter transparenten Glaspulten (so auch jetzt wieder), mal ganz ohne Hilfsmittel (Kern).

Unabhängig von inszenierungstechnischen Neuerungen der jeweiligen Regierungen ist eines stets gewachsen: das mediale Interesse am Ministerrat. Längst sind nicht nur die größeren Medien des Landes präsent, zig private TV-Sender und Radios wollen ebenso Originaltöne einsammeln wie kleinere Online- oder Parteimedien. Informelle Gespräche zu führen ist da kaum mehr möglich. So manche Minister zeigen sich gar nicht mehr vor den Regierungssitzungen.

Der Ministerrat hat aber nicht nur PR-, sondern auch sicherheitstechnisch einen Wandel durchlaufen. Selbst in den Jahren nach Nine-Eleven konnte man, sofern einen das Wachpersonal beim Eingang schon das eine oder andere Mal zuvor gesehen hatte, ohne jegliche Kontrolle ins Kanzleramt marschieren. Passiert ist glücklicherweise nie etwas. Heute ist alles anders. Die Sicherheitsstandards entsprechen jenen von Flughäfen. Taschen werden geröntgt, die Gäste müssen Metaldetektoren passieren. Diesbezüglich sind wir also keine Insel der Seligen mehr. Aber immerhin bleibt beim Kaffee alles beim Alten.

GÜNTHER OSWALD kennt sich eigentlich nur mit Tennis aus, schreibt aber seit 2007 für die Ressorts Innenpolitik und Wirtschaft und ist auch als Chef vom Dienst tätig.

In Oberösterreich

Umfaller im Reich der Toten

Der Seziertisch als Arbeitsplatz eines Bundesländer-Redakteurs

Markus Rohrhofer

Es begab sich eines schönen Junitages des Jahres 2004, dass mich ein Anruf eines Biologielehrers einer renommierten Linzer Mittelschule ereilte. Konkret stand eine Exkursion in die Pathologie auf dem Lehrplan. 15 Schüler, eine Obduktion – im Keller eines Linzer Krankenhauses.

Und da es ganz und gar dem Wesen eines Bundesländer-Korrespondenten entspricht, stets draußen bei den Menschen zu sein, galt es, auch die Toten nicht auszuschließen. Am Endpunkt eines Lebens warteten dann 14 verunsicherte Schüler – und Robert. 17 Jahre jung, betont lässig, Opa Arzt, Papa Arzt, und er werde „sowieso Mediziner“. Es folgt der erste Schnitt in den Brustkorb –

und Robert verabschiedete sich. Fiel wie ein gefällter Baum ohnmächtig um und schlug mit der Stirn am Seziertisch auf. Es war einer der seltenen Fälle in der langen Geschichte der Medizin, in denen ein Patient von der Pathologie in die Unfallambulanz kommt. Robert ging es dann rasch wieder gut. Und so frisch vernäht galt seine Sorge vor allem seinem Ruf. Nur nicht mit dem „peinlichen“ Auftritt im STANDARD vorkommen. Robert, es tut mir ehrlich leid. Nach 14 Jahren musste die Geschichte einfach mal raus.

MARKUS ROHRHOFER ist seit 2003 Oberösterreich-Korrespondent. Seitdem steht bei ihm bei seiner Arbeit das tägliche Bemühen im Vordergrund, der Bundeshauptstadt von Linz aus zu erklären, dass die Welt nicht in Hütteldorf endet.



Praxisnaher Anatomieunterricht direkt in der Pathologie kann mitunter ganz schön an die jugendliche Substanz gehen.

Foto: Getty Images / iStock

In Hotels und Klöstern

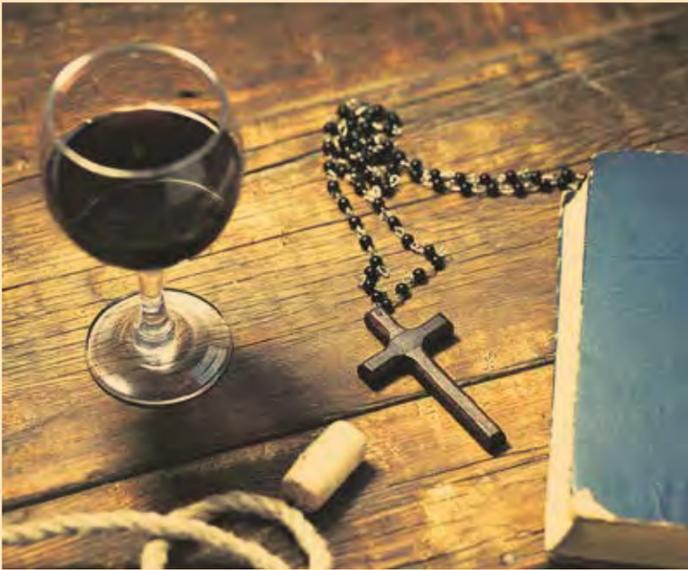


Foto: Getty Images / iStock

Religiöse Erweckungserlebnisse und Trinksprüche gehen in Armenien Hand in Hand. Sogar Blixa Bargeld kann davon ein Lied singen.

Heute werden wir nicht sterben

Beim STANDARD hat man es immer wieder lustig

Christian Schachinger

Blixa Bargeld singt auf der Toilette, damit er besser stehen kann. Nick trägt privat Collegegatscherln, weiße Socken und hellblaue Jeans. Der Dünnere der zwei Bärtigen von ZZ Top hat beim Händedruck Angst, dass man ihm die Finger kaputtmacht. Aua!

Während man seit einer Stunde auf das Interview wartet, hört man den Fürsten der Finsternis von der US-Band Nine Inch Nails, die im Wesentlichen den Zerfall der amerikanischen Kleinfamilie beklagt, im Nebenzimmer der Hotelsuite eine Stunde lang in sein Telefon toben. Ein „Gespräch“ mit der Freundin in Kalifornien, wird gesagt. Als man dann vorzeitig geht, wird das als „unhöflich“ gewertet. Es ist ein Sonntag im Sommer. Draußen ist es warm und schön. Das Leben ist schön. Es besteht nicht nur aus Warten.

Ein anderes Mal kann ein Interview nicht stattfinden, weil man an der Rezeption erfährt, dass die Herrschaften leider nicht mehr hier wohnen würden. Einer der Musiker habe sich beim Portier erkundigt, wo man in der Nähe harte Drogen erwerben könne.

Das war der einfache Teil der Übung.

Der längste Tag des Lebens

Bei 45 Grad im Schatten auf einer Rollpiste in Kenia erfährt man, dass der Pilot des Flugzeugs, das einen abholen sollte, vergessen habe zu starten. Vielleicht morgen. Tiere sind eh keine da, sie sind wegen der monatelangen Dürre krepieren, man wird also nicht sterben. Das einzige Buch aber, das man im Tagesgepäck mit hat, stammt von Günter Grass. Es wird der längste Tag des Lebens werden.

Später dann lustige Erlebnisse in der Titty-Twister-Bar im peruanischen Cusco. Es ist zwei Uhr nachts, und die Leu-

te mögen es nicht, wenn man ihnen in die Augen schaut, handtellergroße Pupillen. Das Hochland ist karg, aber der Coca-Strauch gedeiht prächtig.

Ein Tourismuskonzept, das sich nicht durchsetzen wird: Übernachten in südafrikanischen Townships. In der vom Ganglord großzügig für eine Stunde zur Verfügung gestellten Bar wird man von zwei Meter großen Zivilbullen bewacht, von der Zimmervermieterin wird man gebeten, nachts die Vorhänge geschlossen zu halten. Die Leute würden das nicht so mögen, wenn sie sich beobachtet fühlen.

Ein Ort namens Lynchhausen

Zwei Tage später ist man in einem Ort namens Lynchhausen oder so zu Gast bei deutschen Auswanderern der dinsten Generation. Südafrika geht seit Mandela vor die Hunde, sie selbst seien in ihrem Abwehrkampf gegen die „braunen Horden“ aber sehr erfolgreich. Mit braunen Horden sind übrigens keine Nazis gemeint. Langweilig wird es im Ausland nie.

Es geht auch anders. In Georgien und Armenien muss man so viele Klöster besichtigen, dass man nachts Marienerscheinungen bekommt. Dagegen hilft nur Wein. Georgien und Armenien gelten als die Heimat des Weins. Bei Trinksprüchen muss man ex trinken. Es gibt viele Trinksprüche. Ab neun Uhr früh. Jesus ist ein Rauschkind. Auch der Stachelbeerwodka, ein Traumchen! Es ist übrigens eine Weltgegend, in der Überholen in Rechtskurven oberste Bürgerpflicht ist. Solange kein Schlagloch kommt, ist das ... aua!

Den Rest habe ich leider vergessen. Es war aber oft lustig.

CHRISTIAN SCHACHINGER ist Kulturredakteur des STANDARD und sehr wahrscheinlich seit 1999 dabei.

Vor dem Fernseher

Leben ohne Fast forward

Coole Fernsehserien schauen? Ja eh, aber ...

Doris Priesching

Früher war nichts einfacher. Das Geschäft der Fernsehkritikerin war ein geringgeschätztes. Fernsehen galt als Medium der Massen, und dieser war in intellektuellen Kreisen generell zu misstrauen. Mainstream? Pfui gack.

Es war aber auch abgesehen von der innerjournalistischen Ächtung nicht leicht. Sendungen schaute man auf Videokassetten. Sie kamen mit der Post. Auf Bänder von deutschen Sendern wartete man Wochen. Die Kommunikation mit Pressestellen gestaltete sich ähnlich dem Besuch am Amt: meistens geschlossen.

Die Jahre vergingen, Videokassetten wurden von CDs abgelöst, die Pakete leichter. Pro Woche trudelten auf diese

Art ungefähr drei, vier Werkstücke herein. Und es gab die Fast-forward-Taste.

Heute ist nichts einfacher. Die Sender stellen ihre Ware vorab in digitale Vorführräume und schicken Links zum Download. Das funktioniert bei fast allen klaglos, lediglich ein großer Streaminganbieter lässt sich mit der Bearbeitung von Mails Zeit. Fast forward funktioniert nur noch selten. Dafür kommen pro Woche gefühlte 150 neue Serien auf den Markt, und seitenlange Schweigegeplübe sind zu unterzeichnen. Die Fernsehkritikerin? Wird inzwischen beneidet, weil sie hauptberuflich coole Serien besprechen darf. Und kommt aus dem Schauen nicht mehr heraus.

DORIS PRIESCHING schreibt seit 1990 über Fernsehen und Medien im STANDARD.



TV-Sender schickten in den Anfangsjahren des STANDARD Ansichtsmaterial auf Videokassetten mit der Post. Heute kommen Links.

Foto: Getty Images / iStock

Sphinx mit Kartoffelsuppe

Es braucht „Rautenkunde“, um Merkel zu verstehen

Birgit Baumann

Korrespondenten, so heißt es, haben den tollsten Job von allen Journalisten. Sie reisen durch fremde Länder, lernen andere Bräuche kennen und müssen sich nicht durch endlose Sitzungen in der Zentralredaktion quälen. Nun ja.

In der Realität heißen die Reiseziele Chemnitz oder Messe Hannover, erreichbar mit der Straßenbahnlinie 8. Und mit der Brandenburger Vorliebe, jegliches Essen mit brauner Soße zu übergießen, mag man sich irgendwann nicht mehr näher befassen.

Aber meist ist der Dienort ohnehin Berlin, genauer gesagt Regierungsviertel, ganz präzise: ein kleines Büro, genannt „Hasenstall“, im Haus der Bundespressekonferenz, wo die sogenannten Hauptstadt-Journalisten sitzen.

Wir alle haben seit 13 Jahren einen harten Job. Er heißt, Angela Merkel – im Idealfall – zu verstehen, meistens aber sie eher zu interpretieren. Die Alten, zu denen auch die Schreiberin dieser Zeilen zählt, erinnern sich noch an ihren Vorgänger Gerhard Schröder. Er war ein Mann von bestechender Schlichtheit. Wenn er grantig war, wussten es alle. Wenn er „Basta“ sagte, gab es keine Deutungsmöglichkeiten.

Jubel nur im Fußballstadion

Merkel, die Sphinx, die nur im Fußballstadion jubelt und für alle Gelegenheiten außerhalb die Raute erfunden hat, ist anders. Jetzt wäre es natürlich einfacher, wenn man sie einmal fragen könnte: „Hey, wie geht's? Gibt's heute Abend wieder die selbstgestampfte Kartoffelsuppe? Wo ist das türkise Jackett her?“ Abgesehen davon, dass man die Antworten ahnt, ist derlei schlicht unmöglich.

Medien und Merkel, das ist ein ganz eigenes Kapitel. Die Kanzlerin gibt nicht gerne Pressekonferenzen. Eine große, bei der sie sich 90 Minuten alles fragen lässt, aber auf längst nicht alles antwortet, findet nur einmal pro Jahr, im Sommer, statt. Gelegentlich bittet sie nach einem Gipfel (Diesel, Wohnen) ins Kanzleramt, aber die Zeit für Fragen ist immer zu kurz, und die Fragesteller wählt der Regierungssprecher aus.

Kommt ein Staatsgast zu Besuch, sind bei der obligatorischen Begegnung mit der Presse maximal drei Fragen für die „deutsche Seite“ und ebenso wenige für die Gäste zugelassen, was Hauptstadt-Journalisten zu kreativen Höchstleistungen antreibt.

Wohl nirgendwo ist die Kunst, in einer Frage eigentlich mindestens fünf Fragen zu zehn Themenfeldern unterzubringen, so ausgeprägt wie in Berlin. Überflüssig zu erwähnen, dass die Antworten oft unbefriedigend sind.

Zur Not ins Fernsehen

Wenn ihre Not (etwa während der Flüchtlingskrise) groß ist und sie das Gefühl hat, sich erklären zu müssen, lässt Merkel sich im Fernsehen interviewen, ansonsten hält sie lieber Reden. Da gibt es am Schluss Applaus statt Fragen. Ausichtslos sind auch Versuche, ihr auf Zuruf etwas zu entlocken, wenn sie mit ihrem Tross aus Security und Beratern irgendwo erscheint. Sie hört die Frage nicht oder will sie nicht hören.

Daher hat sich in Berlin eine Disziplin entwickelt, die sich am besten mit dem Begriff „Rautenkunde“ beschreiben lässt. Über die Jahre, unter gleichzeitiger Einbeziehung von Tonfall, Blick und natürlich Rhetorik, gelingt es immer besser, Merkel zu übersetzen und

die drei Grundbefindlichkeiten zu erfassen.

„Ich finde es gut, wenn ...“ heißt so viel wie: Super, taugt mir total, das Problem haben wir gelöst, ich habe eh noch genug andere mit Donald Trump. „Ich denke, wir sollten aufpassen, dass ...“ lässt sich übersetzen mit: Seid ihr so wahnsinnig wie die SPD, das kann man doch nicht machen! Und „Wir müssen abwarten, ob ...“ ist ein klares: Bitte, nicht nerven, da habe ich noch keine Meinung, weil ich erst einmal warte, wohin Wind und Umfragen drehen.

Irgendwann wird sie uns sagen, dass ihre Zeit abgelaufen ist und sie nicht mehr weitermacht. Das vermutlich werden alle verstehen.

BIRGIT BAUMANN ist seit 2005 Deutschland-Korrespondentin. Im selben Jahr zog Angela Merkel ins Berliner Kanzleramt ein.

In Deutschland

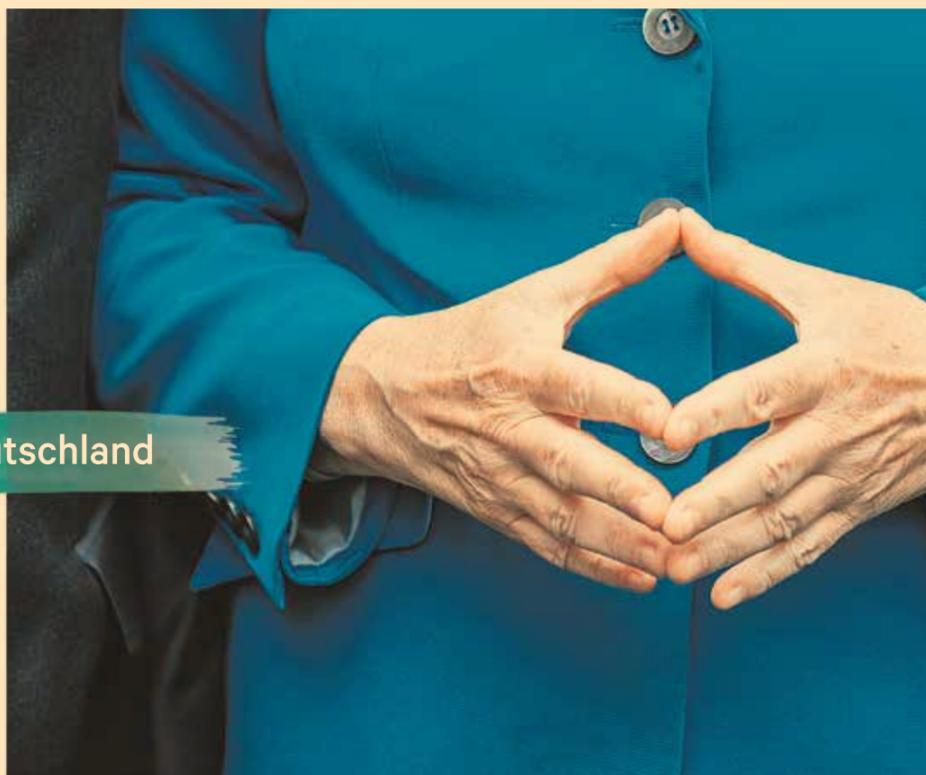


Foto: dpa/Kappeler

Die Raute birgt für Merkel „eine gewisse Symmetrie“. Außerdem hilft sie ihr, den Rücken gerade zu halten. Im Wahlkampf 2013 hat die CDU die Raute gezielt als Zeichen für Stabilität eingesetzt.

Raiffeisen
Meine Bank

Online Sparen
Fonds
Wertpapiere

Bringen Sie
Ihr Geld in Bewegung.

Raiffeisen macht es Ihnen jetzt einfach: Ob Online Sparen, Fonds oder Wertpapiere – mit Mein ELBA können Sie Kurs und Tempo Ihrer Geldanlage mit ein paar Klicks selbst bestimmen. Und wie Sie Ihren Sparkurs richtig setzen, weiß Ihr Berater. geldinbewegung.raiffeisen.at

Raiffeisen

200

Unsere größten Scoops



Missbrauch im Skisport

Mit dem STANDARD-„Sportmonolog“ (Seite 30) tritt Nicola Werdenigg im November 2017 eine Lawine los. Weitere ehemalige Rennläuferinnen berichten über Vergewaltigungen und Übergriffe im Skizirkus und in Skiinternaten. Ehemalige Spitzensportler berichten vom „Pastern“, einem Aufnahmeeritus, bei dem Klister anal verabreicht wurde. Anton Innauer wirft ÖSV-Präsident Peter Schröcksnadel vor, in der Reaktion „Ton und Thema verfehlt“ zu haben. Der ÖSV setzt eine Kommission ein. Mit anderen Medien wertet DER STANDARD Akten aus, die davon zeugen, wie die Regierung Kreisky damit umging, als Toni Sailer 1974 in Polen eine Vergewaltigung vorgeworfen wurde. (fri)

Als Scoop gilt in der Medienbranche eine exklusive Meldung, eine außergewöhnliche Recherche oder ein besonderer journalistischer Fang. Nicht von ungefähr wollten die Prager Zeitungsmacher im 19. Jahrhundert, wie Egon Erwin Kisch im „Marktplatz der Sensationen“ schrieb, einen „Solokarpfen“ fischen, wohingegen amerikanische Journalisten auf einen „scoop“ hofften. Hier eine kleine Auswahl unserer größten „Solokarpfen“.



Die Schattenwelt von BVT, NSA und BND

Sie haben extreme Macht, bleiben aber intransparent wie keine andere demokratische Institution: Wer über Geheimdienste berichtet, braucht Geduld und Glück. Das hatte DER STANDARD in den vergangenen Jahren mehrmals. Er berichtete über Abhöraktionen der NSA und konnte eine geheime Liste mit Lauschzielen des deutschen BND publizieren, was eine Krisensitzung der Bundesregierung auslöste. Dann kam auch noch die BVT-Affäre, in der DER STANDARD und *Profil* die Öffentlichkeit als Erste über die ungewöhnlichen Umstände bei der Razzia im Verfassungsschutz informierten. Deren dubiosen Begleiterscheinungen führten zu einem parlamentarischen U-Ausschuss. (fas)



Eine kritische E-Mail

Die E-Mail umfasste vier Seiten, ihr Inhalt sorgte für großes Aufsehen im In- und Ausland, nachdem DER STANDARD als einziges Medium ein Faksimile des Originals veröffentlicht hatte. Dem Schreiben aus dem Innenministerium zufolge sollte die Kommunikation mit „kritischen Medien“ – gemeint waren neben STANDARD auch *Kurier* und *Falter* – auf das „nötigste Maß“ reduziert werden. Verfasser war der Pressesprecher des Ministeriums, Empfänger die Landespolizeidirektionen. Neben dem fragwürdigen Umgang mit Medien sorgten weitere zwei Anregungen darin für heftige Reaktionen: Sexualdelikte sollten verstärkt kommuniziert, die Herkunft der Täter genannt werden. (rwh)

Salman Rushdie aus dem Untergrund

Die Vorarbeit hatte die *Kleine Zeitung* geleistet, als sie nachgefragt hat, wer denn eigentlich den Staatspreis für Europäische Literatur 1992 bekommen sollte: Es war Salman Rushdie, der Autor der *Satanischen Verse*, der nach einer Fatwa Khomeinis vom Tode bedroht im Untergrund lebte. Nur hatte Rushdie von dieser Ehre nichts erfahren: Der österreichischen Regierung war es zu brenzlich, ihn nach Wien einzuladen. Redakteurin Gudrun Harrer gelang es, ihn indirekt zu kontaktieren, und Ende Februar 1994 rief Rushdie im STANDARD an und gab ein Exklusivinterview: „Ich möchte den Preis in Österreich entgegennehmen.“ Was dann auch geschah. (guha)



„Wir sind die neuen Juden“

Tausende demonstrierten 2012 gegen den Ball des Wiener Korporationsrings (WKR; heute Akademikerball), zu dem Burschenschafter in die Hofburg laden. Unter den Gästen war FPÖ-Chef Heinz-Christian Strache, der einen Vergleich mit den Opfern der Nazis zog. „Wir sind die neuen Juden“, sagte er zu Ballgästen, was der anwesende STANDARD-Redakteur Tobias Müller dokumentierte. Und weiter: Angriffe auf Burschenschafter-Buden seien „wie die Reichskristallnacht“ gewesen. Die Folge waren empörte Reaktionen. Der damalige Bundespräsident Heinz Fischer verweigerte Strache die Unterschrift für den Erhalt des „Großen Goldenen Ehrenzeichens mit dem Stern“. (rwh)

Salzburger Abtritte nach Finanzskandal

Milliardenschwere, hochriskante und noch dazu verlustreiche Finanzspekulationen in fremder Währung: Was DER STANDARD 2012 in Salzburg aufdeckte, wollte zuerst niemand glauben, zumal die Landesregierung heftig dementierte. Einiger weiterer gut dokumentierter Veröffentlichungen bedurfte es, bis Finanzlandesrat David Brenner (SPÖ) zuerst gestand – und dann zurücktrat. Neuwahlen wurden ausgerufen, bei denen die SPÖ massiv verlor. Landeshauptfrau Gabi Burgstaller trat zurück, die ÖVP übernahm das Ruder. Finanzgeschäfte öffentlicher Körperschaften wurden stärker reguliert.

Der Rechnungshof hatte inzwischen die Dimension ermittelt: 340 Millionen Euro Verlust. (as, bpf)



Die Hypo und das Birnbacher-Honorar

Der Abstieg der Kärntner Landesbank Hypo Alpe Adria hat den STANDARD schon beschäftigt, als viele noch an ihren Aufstieg glaubten. Renate Graber berichtete über fatale Kreditgeschäfte der Bank, für die Kärnten mit Milliarden Euro haftete, und beschrieb, wie das Land unter Jörg Haider die Bank 2006 über Nacht an die Bayern verklopfte. Graber machte 2012 öffentlich, dass das Honorar von Dietrich Birnbacher, der Haider beim Verkauf beraten hatte, ums 30-Fache zu hoch ausgefallen war. Birnbacher stand später, die Hypo musste 2009 verstaatlicht werden und wird abgewickelt. (gra)



WIR GRATULIEREN!

Herzlichen Glückwunsch dem Standard zum 30-jährigen Jubiläum!



Iventa. The Human Management Group.
www.ivena.eu

Personalberatung | IT-Recruiting | Employer Branding | Media Service | Personal- und Organisationsentwicklung

30 JAHRE Leserinnen & Leser



Das älteste Abonnentenpaar, nächtliche Whatsapp-Talks mit Lesern und Kunst aus lachsrosa Papier / Seiten 49 bis 72

Wo Sie uns lesen

Sieben Prozent der Österreicher – das sind 525.000 Menschen – lesen täglich den STANDARD. Wo sie ihre Zeitung am liebsten genießen, das haben uns Leser unter derStandard.at/30JahreStandard gezeigt.



Sigrid Graf liest den STANDARD meistens auf ihrer Couch (sofern nicht beides okkupiert wurde).



Rund 14.000 Artikel über Kaffeehäuser gibt es auf derStandard.at. Diese sind auch der Ort, an dem Leserin Lena Bärenthaler am liebsten ihre Zeitung liest: „Bei Melange und einer Mehlspeise.“



Selbst der beeindruckende Blick aus dem London Eye lenkt Leserin Magdalena Zimprich scheinbar nicht von ihrer Lieblingszeitung ab.



„Seitdem ich im Ausland lebe, komme ich nur noch selten dazu, den STANDARD auf Papier zu lesen. Das dafür dann mit mehr Genuss“, schreibt Katharina Fürnkranz, hier zu sehen an einem Nachmittag vor einer erneuten Abreise.

Wir in Zahlen

325 seiten für
Gastbeiträge 2017

DER STANDARD lädt jeden Tag aufs Neue kluge Köpfe ein, ihre Sicht auf aktuelle Geschehnisse darzulegen. 325 Seiten waren allein für diese Gastbeiträge im Jahr 2017 reserviert – die „Kommentar der anderen“-Seiten.



4
MINUTEN

Exakt so viele Minuten verbringt eine Leserin oder ein Leser durchschnittlich mit einem Artikel auf derStandard.at.

9023
AUSGABEN

Wenn Sie diesen STANDARD in Händen halten, ist das die 9023. Ausgabe der Zeitung.

175
ARTIKEL

Die Redakteurinnen und Redakteure produzieren täglich durchschnittlich 175 Artikel, die dann online und/oder in der Printausgabe zu lesen sind.



(Revisionszeichen)

8
Seiten pro Korrektor ✓

Ist der Artikel fertiggeschrieben, kommt das Korrektorat zum Zug. Gibt es Tippfehler? Endet ein Satz im Nirwana? Die Zeit drängt, es ist knapp vor Andruck. Je nach Tag kann jeder aus diesem Team acht Seiten genau lesen. Am Sonntag müssen es ein paar mehr sein.

75.489,6
STUNDEN

2018 war „Clinton spricht von schmerzhafter Niederlage“ zur geschlagenen US-Wahl der meistgelesene Artikel. Die sogenannte Verweildauer gibt an, wie lange sich Userinnen und User mit einem Artikel beschäftigen.

14 Millionen
Postings

Seit Jahr und Tag lässt DER STANDARD seine Leserinnen und Leser zu Wort kommen. In Postings wird debattiert und bewertet. Manche schreiben Witze, andere ärgern sich nur – insgesamt werden so allein heuer hochgerechnet 14 Millionen Postings zustande kommen.



Milch

Es braucht viele, viele Liter Milch im Jahr, damit die STANDARD-Mitarbeiterinnen und -Mitarbeiter ihren Kaffee genießen können. 5500 Liter wurden allein vergangenes Jahr verbraucht.

4000
RAU
-EINSERKASTLN

Hans Rauscher ist RAU – und das seit 21 Jahren. Da läppert sich etwas zusammen: nämlich mehr als 4000 Seite-1-Kasteln, in denen er kommentiert und analysiert. Die lange Kolumne und anderen Beiträge sind hier nicht eingerechnet.



3
WASSERKRÜGE

Im STANDARD wird – neben Kaffee – viel Wasser getrunken. Dafür gibt es extra Wasserkrüge. Die sind aber aus Glas, und drei davon gehen pro Tag zu Bruch – statistisch betrachtet, natürlich.

71.336
gedruckte Zeitungen

Das ist die Auflagenzahl, allerdings ein Durchschnittswert. Denn die Druckauflage schwankt, etwa je nach Wochentag.

312.397
Follower

Seit 2009 teilt der STANDARD seine Nachrichten auch auf Facebook. 312.397 Personen folgen uns (Stand Anfang Oktober).

1988
Erste Ausgabe

Am 19. Oktober 1988 erscheint die erste Ausgabe des STANDARD. Zunächst gibt es die Zeitung nur fünfmal pro Woche – und das ohne Chronik- und Sportressort.

2200
Zeitschriften & Co
pro Woche

Auch in der Redaktion wird eifrig Zeitung gelesen – und natürlich nicht nur das eigene Produkt. 2200 Zeitschriften und Zeitungen werden pro Woche in die verschiedenen Abteilungen geliefert.



7
MINUTEN

Bis zu den Jahren 1995/96 war sehr viel Geduld gefragt, wenn Fotos in die Redaktion geschickt wurden. Im besten Fall hat es etwas mehr als sieben Minuten pro Bild gedauert – schwarzweiß, selbstverständlich. Bei Farbfotos dauerte es dreimal so lange.

50
Fotos

Eine Zeitung ohne Fotos wäre nicht mehr als eine langweilige Textwüste. Der Anteil unterscheidet sich pro Ausgabe. Während der Woche sind rund 50 Fotos zu finden. In der Wochenendausgabe können es aber auch dreimal so viele sein.

37.000.000

Stunden

Das ist die Zahl der Stunden, die die Leserschaft am Ende des Jahres 2018 auf den STANDARD-Online-Seiten verbracht haben wird.

545

MITARBEITERINNEN UND MITARBEITER

Im STANDARD-Universum (mit Agentur und Vertrieb etc.) arbeiten 545 Menschen. Blickt man nur in die Redaktion, dann sitzen hier 157 Redakteurinnen und Redakteure.



Je nach Beilagen wiegen die einzelnen Ausgaben unterschiedlich viel. Das geht bei schlanken 68 Gramm los. Das dickste Blatt wiegt das Zehnfache, nämlich 680 Gramm.



360.000

Zeichen

Unser Redaktionssystem für die gedruckten Nachrichten berechnet die Länge eines Artikels zwar immer in Zeilen, umgelegt in Zeichen ergibt das eine erkleckliche Anzahl pro Ausgabe (durchschnittlich).

Damit eine Zeitung auch ausgeliefert werden kann, muss sie gedruckt werden. Das dauert bis zu drei Stunden. Ist die Zeitung dünner, geht es auch in der halben Zeit.

24.333.310

BILDER IN DER DATENBANK

Diese Menge an Fotos findet sich in der Bild-datenbank. Damit das beste Foto des Tages auf der Titelseite des STANDARD landet, muss sich der Fotoredakteur übrigens rund 16.000 Bilder pro Tag ansehen. Er trifft am Nachmittag eine Vorauswahl, entschieden wird in der sogenannten Seite-1-Konferenz.

20.000

Fotos

Im Jahr 2017 haben die hauseigenen Fotografen 20.000 Fotos bereitgestellt.



Die besten Schuhe für Frauen

gratulieren der ...

... besten Zeitung für LeserInnen.

163

Postings pro User

Legt man alle Postings auf die erschienenen Artikel um, dann ergibt sich exakt diese Zahl an Beiträgen der Userinnen und User pro Artikel.

4.124

GRAFIKEN

Neben Fotos setzt der STANDARD sehr oft auch Grafiken ein. Seit 2012 sind 4124 sogenannte Datawrapper-Grafiken online gegangen.

SCHUHE für FRAUEN

Kirchengasse 28 | 1070 Wien | Tel: 01/ 522 39 08 | www.schuhefuerfrauen.at
 Öffnungszeiten: Mo bis Fr: 10.00 – 18.00 Uhr | Sa: 10.00 – 17.00 Uhr



Unser Produktionstag

Die Produktion einer Zeitung und einer Website ist auch ein Kampf gegen die Uhr, ein starres Zeitkorsett bestimmt den Tag. Während Ihre Zeitung morgens zugestellt wird, aktualisieren Redakteurinnen und Redakteure schon derStandard.at. Zusätzlich werden Beilagen und Magazine produziert.

STATIONENLAUF: Sebastian Pumberger

5:30

Der erste Onlinedienst beginnt und aktualisiert derStandard.at. Der Online-newsdesk wird im Lauf der nächsten Stunden um vier weitere Dienste, Online-CvDs, Korrektoren, Social-Media-Manager und Assistenz anwachsen.

9:15

Online-Morgenkonferenz „Moko“. Der Website-Aufmacher und wichtige Storys für den Vormittag werden besprochen.



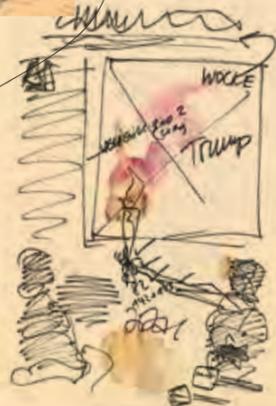
10:00

Morgenkonferenz. Nun diskutieren wir die Themen des Tages und Kommentare. Wer taugt zum „Kopf des Tages“, welche Geschichte als Aufmacher? Die Ressorts berichten im „Aquarium“, dem gläsernen Konferenzraum im Erdgeschoß des STANDARD-Gebäudes, über ihre Pläne.



Vormittag

Im Layout werden die Printseiten nach und nach gezeichnet. Danach beginnen die Redakteure mit dem Verfassen der Artikel, die Bildredaktion sucht die Fotos aus.



11:30

Montags Agenda-Planung, dienstags Ressortleitersitzung und donnerstags die Wochenplanung: Neben der tagesaktuellen Planung finden weitere Abstimmungen statt.



13:15

Online-Mittagskonferenz „Miko“. Was wird zum Aufmacher der Website, was kommt aus den Ressorts, welcher Artikel kann schon raus?

15:15

Seite-1-Konferenz. Jetzt wird der Zeitungsaufmacher (welche Fotos und Anrisse gibt es auf der ersten Seite) bestimmt. Die Ressorts finalisieren ihre Texte und schicken sie in die Korrektur. Die Grafiken werden fertig.

17:30

Die letzten Seiten – normalerweise die Titelseite und die Kommentarseite – gehen für die „Bundesländer-Ausgabe“ in die Druckerei. Noch eine Sitzung: Abendkonferenz. Übergabe an die Spätdienste: Von nun an sind zwei Redakteure, je ein Layouter und ein Korrektor für die Zeitung und ein Spätdienst für Online verantwortlich.



21:30

Zweiter Textschluss: Die „Niederösterreich-Ausgabe“ – erkennbar an den zwei kleinen Sternen auf der ersten Seite oben rechts – geht in die Druckerei.

22:30

Printschluss, die Zeitung für den Großraum Wien wird in die Druckerei geschickt. Wenn es notwendig ist – wie an Wahlabenden oder bei anderen Großereignissen –, kann der Andruck verschoben werden.

23:30

Der letzte Dienst, der Onlinespätdienst „ND5“, verlässt die Redaktion.

3:00–6:30

Die Zeitung wird zugestellt.

SEBASTIAN PUMBERGER begann 2007 als Forenwart bei derStandard.at, schrieb für den UNISTANDARD und arbeitete fünf Jahre im Innenpolitikressort. Seit 2014 ist er Chef vom Dienst.



„DER STANDARD
war ein Geschenk
von einem unserer
Kinder, vor Jahren.
Uns geht nichts ab.“
Herta Seelos

Glück ist, wenn man gemeinsam liest: Herta Seelos (86) und ihr Ehemann Karl (87) beim Zeitunglesen. Eine andere Leidenschaft ist der Garten – aber mit streng verteilten Rollen: „Karl kümmert sich, ich genieße“, sagt Frau Seelos.

Foto: Hendrich

Die Zeitung fürs Abendritual

Herta und Karl Seelos, beide über 80 Jahre alt, besitzen weder Fernseher noch Computer. Brauchen sie nicht. Sie lesen abends immer den STANDARD – nebeneinander, abwechselnd, vor allem aber immer: gemeinsam.

ZU BESUCH: Peter Mayr

Wenn es Abend wird, ziehen sich Karl und Herta Seelos ins Wohnzimmer ihres Einfamilienhauses in Kierling bei Klosterneuburg zurück, um ihr allabendliches Ritual zu beginnen. Es wird gelesen, nebeneinander und miteinander – und das praktisch jeden Abend. Der 87-jährige Karl schnappt sich gerne den Kulturteil, die 86-jährige Herta greift nach der Chronik. Es ist Zeit für den STANDARD.

Wie lange man das schon so hält? Das weiß keiner der beiden mehr so genau. „DER STANDARD war ein Geschenk von einem unserer Kinder, vor Jahren“, erzählt Herta Seelos – und das Paar ist hineingekippt. Rund eine Stunde verbringen die beiden lesend. Sie tragen einander einzelne Passagen vor, da wird berichtet und debattiert. Ist ein Teil ausgelesen, wird getauscht.

Kleiner Startvorteil

Wobei sich Karl meist einen kleinen Startvorteil gegenüber seiner Frau verschafft. Er liest nämlich schon beim Frühstück die Überschriften – hat also bereits einen Plan, was er dann abends in Ruhe lesen möchte. „Wenn ich nicht gerade male“, wirft er schnell ein. Seine Bilder dominieren die Wände im Wohnzimmer der Familie. „Mein Vater war Maler, mein Großvater auch“, erklärt er seine Leidenschaft.

Seit 59 Jahren sind Herta und Karl verheiratet, davor kannten sie sich auch schon sieben Jahre. Irgendwann sei der im tirolerischen Zirl geborene Karl in ihrem Freundeskreis aufgetaucht, erinnert sich Herta Seelos, die sich selbst als „gestandene Klosterneuburgerin“ bezeichnet.

Nach ihrem Mathematikstudium arbeitete Herta kurz als Lehrerin, hörte dann aber der Familie zuliebe auf: „Wir wollten beide viele Kinder“, sagt sie. Gemeinsam hat das Paar sechs Kinder – vier Mädchen und zwei Burschen. Längst gibt es auch Enkel, zwölf nämlich, und drei Urenkel. Karl Seelos war bis zu seiner Pensionierung im Heeresmuseum tätig, in der Ausstellungsgestaltung. Davor hat der gelernte Grafiker als Buchillustrator gearbeitet. „Ich weiß gar nicht mehr, welche Bücher ich illustriert habe“, sagt er, „es waren so viele“.

Das „steinalte“ (eine Selbstbeschreibung) Ehepaar lebt fleischlos, seit die jüngste Tochter zur Vegetarierin wurde. Ein Auto besitzen die beiden auch nicht. Es gebe ja Fahrräder, und die Busstation befinde sich gleich um die Ecke.

Die „ZiB“ zum Lesen

Als ihr Fernseher vor ein paar Jahren kaputtging, wurde er einfach nicht mehr ersetzt. „Eine Enkelin wollte bei uns mal fernsehen. Ich habe behauptet, dass ich das Gerät aus dem Fenster geworfen habe“, erzählt Karl. Auch einen Computer besitzen die Seelos nicht. Ihre Informationsquelle

ist die tägliche Zeitung. „Die Zeit im Bild habe ich ja quasi zum Lesen“, findet Herta. Das sei ihr lieber, „weil die Bilder im Fernsehen einen viel zu lang beschäftigen“.

Beide haben ihre Lesevorlieben. So schätzt Karl den „Kopf des Tages“, die Seite-1-Kommentare von Hans Rauscher und die „offene, liberale Haltung“ am Blatt. Neben der Chronik interessiert Herta

auch das ALBUM. Die Tagespolitik ist für beide Pflicht. „Wir lesen selektiv“, sagt sie. Das bedeutet auch, dass der Sport wie auch der Wirtschaftsteil ausgelassen werden: „Man muss sich im hohen Alter nicht mehr für alles interessieren.“ Auch die Artikel der ehemaligen Chefredakteurin Alexandra Förderl-Schmid haben beide „gern gelesen“.

Ob man nicht die Gelegenheit am Schopf packen mag, einen Wunsch an den STANDARD zu äußern? „Uns geht nichts ab“, findet Herta Seelos, „oder doch, Karl?“ Früher habe es mehr „über Kultur gegeben“, meint dieser. Das wieder auszubauen „wäre nicht schlecht“. Pause: „Aber das ist nur als ganz kleiner Kritikpunkt gemeint“, fügt er hinzu.

Fernsehlos, autolos, fleischlos und ohne Computer – Frau Seelos lächelt: „Wir sind vielleicht Außenseiter, aber glückliche.“

PETER MAYR ist Redakteur im Ressort Innenpolitik und Leserinnen- und Leserbeauftragter des STANDARD. Einmal pro Woche bespricht er ein Kinderbuch im ALBUM.

Da jubeln Leser und Sparer!



Günter und Anna Brus unterhalten eine intensive Beziehung zum STANDARD – und das seit Gründung der Zeitung: Von der mitunter kritisch raumfüllenden Präsenz beim Frühstückstisch bis zum Gleichklang in der weltoffenen politischen Haltung.

Fotos: Alexander Danner

„Politisch seid ihr eh gut beinand“

Seit 30 Jahren begleitet DER STANDARD das Leben von Günter und Anna Brus. Auch wenn ihr Leben nach den wilden Jahren des Wiener Aktionismus ruhiger geworden ist: Das politische Engagement bleibt laut wie eh und je.

ZU BESUCH: Walter Müller

Er überlegt ausgiebig, zündet sich eine weitere Zigarette an, gießt einen Schluck Bier nach und resümiert schließlich das in den letzten Minuten Durchdachte: „Nein, es fällt mir eigentlich nix ein. Passt so.“

Günter Brus, Österreichs Säulenheiliger des Wiener Aktionismus, war einer der Ersten, die sofort nach der Gründung des STANDARD ein Abo geordert hatten. „Der Grund war die politische Haltung. Ich hab eine Zeitung gebraucht, die wirklich unabhängig und weltpolitisch orientiert ist.“

Seit Brus mit seinem Lebensmenschen Anna weitab von den urbanen Reibungsflächen am grünen Stadtrand von Graz lebt, fallen ihm zunehmend geografische Disparitäten auf. „DER STANDARD ist halt schon auch etwas Wien-lastig. Jeder Furz, der in Wien gelassen wird, wird kommentiert, während wichtige Ereignisse in der

Provinz zum Teil übersehen werden. Na ja, die Hauptsache, ihr bleibt politisch so souverän.“

In all den Jahren habe er sich jedenfalls einen gewissen Leserrhythmus angeeignet. „Zunächst lese ich vorne den Rauscher, mit dem bin ich befreundet. Für mein Gefühl schreibt er sehr grantig, vor allem über die FPÖ, da muss ich immer schmunzeln. Dann den Traxler. Das Kreuzworträtsel versuche ich auch zu meistern, was mir selten gelingt. Diese Umschreibungen im Dialekt ... das ist ja eine Zumutung. Aber sonst wüsste ich wirklich nicht, was mir abginge.“

Anna Brus kommt in den großzügig offenen, mit Brus-Exponaten drapierten Küchen-Wohnraum. Sie hat den letzten Halbsatz noch mitgehört und widerspricht heftig: „Also ich hab schon was auszusetzen.“ Da sei etwa die Geschichte mit der ehemaligen Kulturelfin des STANDARD, einer al-

ten Freundin, gewesen, die trotz heiligen Versprechens nicht zur großen, wichtigen Brus-Ausstellung gekommen sei. „Sie hat mich einfach hängenlassen. Seither bin ich sauer auf den STANDARD.“ Anna Brus zwinkert. Alles vorbei und (fast) vergessen. Aber es gebe tatsächlich eine negative Seite des STANDARD. Günter Brus winkt lachend ab: „Ja ja, ich weiß, weil ich immer in der Früh die Teller mit der Zeitung zudecke.“

Anna Brus: „Ja, das ist die nächste Kritik. Dass die Zeitung so groß ist – nicht ganz so groß wie die deutschen großen Zeitungen, aber immerhin. Und er deckt mir immer den Kaffee zu. Die Zeitungszipfel hängen entweder in meinem Honigbrot oder sonst wo hinein. Irgendwo hängt DER STANDARD immer drin. Ihr seid so präsent bei mir beim Frühstückstisch, wie man nur präsent sein kann.“ Aber im Ernst: „Politisch seid ihr eh gut beinand. Das

ist wichtig wie schon lange nicht mehr. Diese ganzen Kickl-Sachen, da muss man jetzt hellhörig sein, weil: Da nähert sich das Land wirklich langsam dem Orbán an.“

„Na ja, weil auch der Kurz nie reagiert“, grummelt Günter Brus, „nur manchmal, wenn er weit weg ist, in Amerika, dann macht er eine kleine Meldung.“ Und irgendwie will Brus nicht ganz verstehen, warum heute nicht – so wie damals 1968 – mehr passiert. „Wehret den Anfängen“, sagt Anna und entlässt ihren „Brus“ – sie nennt ihn meist beim Familiennamen – auf seinen täglichen Weg zum Vorstadtcfé Romana.

Dort sitzt Brus an einem kleinen Tischlerl mit Bier und Aschenbecher und schreibt ein Buch.

WALTER MÜLLER, Redakteur seit Gründung des STANDARD, beackert die Biotope Steiermark und Kärnten, liebt Reportagen und beschäftigt sich mit der Innenpolitik.

Lies was G'scheits

Helmuth Pfeffer hat der allerersten STANDARD-Ausgabe einen „Ehrenplatz“ in seiner Bibliothek gewidmet. Neue Zeitungsexemplare werden mitunter auch draußen gelesen – mit tierischen Aufmerksamkeitskonkurrenten.

Dass Helmuth Pfeffer Schafe hat, wissen wir seit einer „Irrläufer“-Nachricht auf Whatsapp. „Wir“ sind in dem Fall die TeilnehmerInnen und Teilnehmer der „Lesertreffen“ (Seiten 60 bis 62). Damals schrieb „Papa“ eigentlich an seinen Sohn Daniel, dem der gelernte Schlosser sein Versicherungsmaklerbüro mit 22 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern übergeben hat – im Anhang war ein Foto der familieneigenen Schafe auf der Weide in Göstling. Seit unserem Fototermin wissen wir, dass die Tiere zwar auch gern an einem lachsfarbenen Papierblatt knabbern, das frische Heu aber doch klar bevorzugen. Gut für den 67-Jährigen, der stolzer Besitzer der allerersten STANDARD-Ausgabe ist. Sie hat einen „Ehrenplatz“ in seiner Bibliothek. Damals, vor 30 Jahren, dachte er, ein großer Fan des Kabarettisten Gerhard Bronner: „Wenn sein Sohn Oscar eine Zeitung gründet, dann muss das ja was G'scheits werden.“ Und wenn sich mal etwas weniger Gescheites in die Zeitung verirrt, dann sagt Helmuth Pfeffer uns das auch – mit einer Whatsapp-Nachricht, die in der Regel vor sechs Uhr eintrudelt. Da ist der Frühaufsteher mit seiner STANDARD-Lektüre nämlich schon durch. (nim)



Foto: Christian Fischer

DER STANDARD feiert Geburtstag
und der KSV1870 feiert mit!

**3x30 JAHRE GRATIS
MITGLIEDSCHAFT
GEWINNEN!**

Gleich teilnehmen unter ksv.at/30Jahre

Teilnahmeberechtigt sind ausschließlich Unternehmen und keine Privatpersonen.
Die gesamten Teilnahmebedingungen finden Sie auf www.ksv.at/30Jahre.



KSV1870



Aufrecht währt am längsten

In 30 Jahren gab es keine journalistische Herausforderung, der sich die Redaktion des STANDARD nicht mit reflexivem Bemühen gestellt hätte: ein kleiner Leitfaden, von A wie „Artikel“ bis Z wie „Zeitung“.

ALPHABETISIERT: Ronald Pohl



Postgraduate Center

BILDUNG & SOZIALES | GESUNDHEIT & NATURWISSENSCHAFTEN | INTERNATIONALES & WIRTSCHAFT | KOMMUNIKATION & MEDIEN | RECHT

Qualität währt am längsten:
Der Standard schreibt seit 1988 -
die Universität Wien forscht seit 1365.

Das Postgraduate Center der Universität Wien bietet postgraduale Masterprogramme, Universitätslehrgänge und Zertifikatskurse. Praxisorientiert und am neuesten Stand der Wissenschaft.

Wir gratulieren herzlich zu 30 Jahren Qualitätsjournalismus!

www.postgraduatecenter.at

RONALD POHL ist seit 1993 Kulturredakteur des STANDARD. Neben Rezensionen und Kritiken auch belletristische Veröffentlichungen, zuletzt „Kind aus Blau. Ein Miles-Davis-Brevier“ (2017).

Artikel: In der Gründungszeit des STANDARD waren die Journalisten noch vielfach daran gewöhnt, ihre lichtvollen Artikel auch wirklich zu Papier zu bringen. Die maschinengeschriebenen Zettel wurden an Sekretärinnen weitergereicht. Diese verkörperten, mit Hegel gesprochen, den Weltgeist. Auch in stürmischen Zeiten schienen sie mit unverwundlich guter Laune gesegnet. Ihre wichtigste Aufgabe bestand darin, wohlgeschmeckenden Kaffee zuzubereiten und ihn brühheiß den Ressortleitern zu kredenzen. Die einladenden Typoskripte mussten sie ob der vielen Übermalungen erst mühsam entziffern. In den ersten Computerprogrammen sahen die Artikel am ehesten wie Marschsäulen antiker Heeresverbände aus. Aber damals waren Artikel ihrem Inhalt nach auch noch besonders streitbar.

Bebilderung: In den Bleiwüsten des gründungsfrischen STANDARD wurde die Notwendigkeit, Schwarzweißfotos einzurücken, eher widerwillig zur Kenntnis genommen. Passenderweise schien ein Gutteil der damaligen Akteure auf der Weltbühne ohnehin ein eher schwarzweißes Dasein zu fristen. Man denke an sowjetische Politbüromitglieder oder an die Spitzen des heimischen Gewerkschaftsbundes. Heute werden die knallbunten Bilder immer kühner angeschnitten. Manchmal weiß man gar nicht mehr, wo eigentlich die Bebilderung aufhört und schon der Artikel anfängt.

Chefredaktion: Im unverzichtbaren Walten einer Chefredaktion halten Elemente der Autokratie mit den Kräften der Partizipation und des Fortschritts die perfekte Balance. STANDARD-Chefredakteure verfügen über das kostbarste Gut des Journalisten: die Fähigkeit zum kindlichen Staunen. Sie wollen einfach nicht hinnehmen, dass dort, wo etwas ist oder womöglich gleich passieren wird, tatsächlich nur die Unscheinbarkeit regiert. Sie fischen aus dem Wust der Alltäglichkeiten diejenige Tatsache heraus, die das Zeug zur unerhörten Begebenheit hat. Sie sind Entdecker und kommen, als solche, noch vor den Erfindern.

Dachzeile: Sie steht über manchem, besonders umfassend angelegten STANDARD-Artikel. Die Dachzeile bildet das Äquivalent zum Firmenschild, das über der Auslage eines seriösen Geschäfts hängt. Am gemächlichen Hinfließen der Dachzeile wurde in den vergangenen 30 Jahren das Dilemma der Doppelseite bemerkbar. Die Dachzeile zwingt heterogene Texte unter ihr formschönes Joch und tendiert dazu, unabschließbar zu sein.

Einpalter: Er stellte einst das Exerzierfeld dar, auf dem sich angehende STANDARD-Journalisten zu bewähren hatten. In seine schlanke Form gossen Nachwuchskräfte den süßen Honigseim der Agenturmeldungen. In der planvollen Anbahnung von wohlthuender Kürze, hieß es früher, beweise sich wahre Gestaltungskraft.

Freistellen: Wer ein Fotomotiv seines störenden Umrums entkleidet, hilft der Wahrheit garantiert auf die Sprünge.

Inserat: Von klobiger Form, erweist es sich als der natürliche Feind jedes zu druckenden journalistischen Beitrags. Die Tücke des Inserats besteht in seiner Zweiwertigkeit. Was es dem STANDARD-Journalisten an Platz wegnimmt, erstattet

es dem Verlag in Form von gutem Geld um ein Vielfaches zurück. Im STANDARD führen Inserate ein Eigenleben: Anders als in anderen Medien haben sie keinen Einfluss auf die nebenstehenden Artikel.

Korrektorat: Das Gerücht, dass es im gedruckten STANDARD den einen oder anderen Tippfehler zu bestaunen gebe, hält sich so lange, wie es diese Zeitung gibt. Es kann als maßlos übertrieben bezeichnet werden, schon weil das firmeneigene Lektorat von unbeirrbarer Akribie ist und den Widerstand verstockter Redakteurinnen („Ich will es aber so haben...“) verbissen niederringt. Bis an die Zähne mit dem Duden bewaffnet, trieben Schreiber und Lektoren gemeinsam auf dem schwankenden Floß der Sprache durch diverse Rechtschreibreformen.

Leser: Um ihn, den ominösen Adressaten der STANDARD-Bemühungen, ranken sich zahlreiche Gerüchte. Als Personen von erlesenem Geschmack gelten die Leserin, der Leser als sozialemphirisch gut erfasst bis von der Marktfor-

schung restlos durchleuchtet. Zum STANDARD greifen sie, weil sie den Begriff der Liberalität als Anleitung verstehen. Die Zeitung bildet jeweils die Probe aufs Exempel. Journalismus wäre diejenige Praxis, die sorgsam abwägt, ehe sie Tatsachen, von deren Zustandekommen sie wahrheitsgemäß berichtet, einer allfälligen Bewertung unterzieht.

Pressekonferenz: Sie gilt als Urmutter der Wissensbeschaffung. Der äußeren Form nach ähnelt sie dem Frontalunterricht in den Schulen. Wer eine Pressekonferenz abhält, ist paradoxerweise bemüht, sein Anliegen so umfassend wie nötig und so beredt wie möglich darzustellen. Die gute, alte Technik des Nachfragens basiert also auf einer kognitiven Diskrepanz. Diejenigen, die verlaublich bringen das, was ihnen am Herzen liegt, nicht deutlich genug vor die Leute. Der STANDARD-Reporter ist der temporäre Erfüllungsgehilfe, der das Erkenntnisinteresse seiner Leserinnen sich unbedingt zu eigen macht. Dazu werden meist Filterkaffee und lauwarmen Orangensaft gereicht.

Qualität: Sie ist nichts an sich Gegebenes; sie macht sich auch umso rarer, je vertrauteren Umgang man mit ihr zu haben meint. Qualität kann unter Umständen darin bestehen, der Meinung der geneigten Leserinnen und Leser von vornherein zu widersprechen. Schlimmstenfalls hat man sich dann geirrt und wird von den „Postern“ unter den „Usern“ gemäßregelt.

Sexismuskasse: In sie zahlen während langer Jahre STANDARD-Journalisten bedeutende Obuli ein. Die Verpflichtung zum Erlag eines Euros resultierte aus dem Führen loser Reden, die dazu geeignet schienen, den Anspruch auf Wahrung weiblicher Integrität zu verletzen. Aus dem Zusammenlegen der einzelnen Bagatellbeträge erwachsen hübsche Sümmchen.

Textchef: Jede Minorität genießt das Privileg besonderer Schutzwürdigkeit. Warum sollte da nicht auch der journalistische Text, dieses struppige, verwilderte Kind des Logos, die Fürsprache durch einen

eigens für seine Bedürfnisse bestellten Ombudsmann genießen dürfen?

Unbeugsamkeit: Sie resultiert aus einer unbedingt vertikalen Haltung. Die nimmt die STANDARD-Journalistin ein, um sich des aufrechten Gangs zu befleißigen.

Wochensitzung: Um ihrerwillen taugt der STANDARD-Mitarbeiter zum Brückenbauer. Wie er das schafft? Indem er zwischen den Anforderungen des Tages und den Erfordernissen der Überzeitlichkeit vermittelt. Alles, was sich aussagen lässt, kann man auch so sagen, dass es morgen noch gültig ist. Ist irgendwann einmal das letzte lachsrosa STANDARD-Zeitungsblatt vergilbt, so wird man doch die Tugenden von Courage und Unvoreingenommenheit nicht entbehren können.

Zeitigung: Sie knistert. Sie schwärzt. Das Rosa verwandelt sich unter Sonnenbestrahlung und wird aprikosengelb. Die Zeitung nimmt die Farbe der Morgenröte an.

HWB < 27 kWh/m²a

5^{IN}22

Zeitgemäß Wohnen.

2-ZIMMER WOHNUNG MIT FREIFLÄCHE
AB € 799,-

#neue4wände*

MIETWOHNEN BEI BAI

*Zeitgemäß Wohnen in 5in22 bietet einfach mehr: Mit einer Mietwohnung, die alles kann, was man sich wünscht. Hochwertig, aber fair im Preis. Clever dimensioniert und unbefristet. Nah an der Natur, aber auch nah zur City, mit der U-Bahn gleich um's Eck. Komfortabel und mit vielen praktischen Gemeinschaftseinrichtungen. All das und noch viel mehr kann 5in22, das neue Wohnerlebnis in der Donaustadt. Ab sofort das neue Zuhause genießen. Denn wie man wohnt, so fühlt man sich auch.

www.5in22.at

developed by **BAI**



Bei Treffen in Wien (links) und Innsbruck (rechts) erklärten Leserinnen und Leser, wie das Nachrichtengeschehen informeller sein sollte.

Fotos: Newald (2), Forcher

Auf ein Abendessen mit dem Chefredakteur

Bei bisher etwa 20 Treffen in Wien, Graz, Linz, Salzburg und Innsbruck sprachen Leserinnen und Leser darüber, was sie vom STANDARD brauchen. Sie helfen so mit, neue Formate für die Berichterstattung zu entwickeln. Was wir aus den ersten Lesergesprächen gelernt haben.

TISCHGESPRÄCHE: *Martin Kotynek*

Wenn ich aufwache, hat Helmuth Pfeffer bereits den kompletten STANDARD gelesen. Verlässlich meldet er sich frühmorgens in meiner Whatsapp-Gruppe „LeserInnen-Treffen“; dort schreibt er, was ihm in der aktuellen Ausgabe gefällt und wovon er mehr lesen möchte, hängt Links zu Onlinetexten an – als Empfehlung für die anderen Mitglieder der Gruppe. Oft entwickelt sich dann ein lebhaftes Gespräch unter den Teilnehmern, manchmal wirkt es so, als würden alle gemeinsam die Zeitung und die Website lesen – daheim am Frühstückstisch, auf dem Weg in die Arbeit oder im Büro, verstreut über das ganze Land.

Helmuth ist einer von inzwischen gut 100 Teilnehmern an unseren Lesertreffen, von denen ein guter Teil in jener Whatsapp-Gruppe mit uns in Kontakt geblieben ist. Als ich vor knapp einem Jahr die Chefredaktion des STANDARD übernommen habe, habe ich alle Leserinnen und Leser gefragt, ob sie mit mir im kleinen Kreise abendessen wollen, um über unser Medium zu sprechen. Es haben sich so viele von Ihnen gemeldet, dass wir eine Auswahl treffen mussten. Nach demografischen Kriterien haben wir geprüft, wer repräsentativ für unsere Leserschaft in Print und Online steht. Anfangs waren es anonyme Einträge in einer Excel-Liste: unter anderen „der Student“, „die Unternehmerin“, „das Pensionistenehepaar“, „die Kulturliebhaberin“, „der Forscher“. Heute sind sie – neben anderen – als Bernhard, Desiree, Gabriele, Johannes, Sabine, Sandra und eben Helmuth wichtige Menschen in meinem Leben.

Es gibt nicht „den Leser“

Kennengelernt habe ich sie bei inzwischen etwa 20 Abendessen in Wien, Graz, Linz, Salzburg und Innsbruck, gemeinsam mit Redakteurinnen und Redakteuren. Ihr Feedback ergänzt die vielen Leserbriefe und persönlichen E-Mails, die Sie mir laufend schicken, sowie die Kommentare, die Sie online unter unseren Artikeln hinterlassen und die unser Moderationsteam für die Redaktion inhaltlich auswertet.

Diese Reaktionen unserer Leserinnen und Leser sind uns wichtig. Sicher nicht, weil wir Ihnen nach dem Mund reden, uns anbietern oder unser Fähnchen nach dem Wind hängen wollen. Vielmehr: Als Journalist steckt man tief in vielen Themen und Entwicklungen. Man tauscht sich mit Betroffenen, mit Politikern, Experten und anderen Journalisten aus, und manchmal vergisst man, dass die Leser nicht dafür bezahlt werden, sich stets auf den neuesten Stand zu bringen. Dann hilft es zu hören, dass sich viele von Ihnen zwar besonders für den U-Ausschuss zum BVT interessieren, aber nicht jede Detailentwicklung mitverfolgen können, weil es im Leben auch noch andere Dinge gibt als Nachrichten. Dann denken wir uns ein Format aus, das unseren Leserinnen und Lesern helfen soll, die bisherigen Entwicklungen auf einen Blick zu erfassen.



In Linz sprachen Helmuth Pfeffer (Dritter von links) und Sandra Weihs (Zweite von rechts) mit Korrespondent Markus Rohrhofer (ganz links), Chefredakteur Martin Kotynek (Zweiter von links) und Innenpolitikredakteurin Lisa Nimmervoll (Dritte von rechts).

Fotos: Alexander Schwarzl

sbbruck (oben) e sie sich über ormieren.

sen und wieder in das Thema einsteigen zu können.

Bei unseren Abendessen fragen wir nicht, was unsere Leserinnen und Leser wollen, sondern wir fragen, was sie brauchen. Was sind ihre Bedürfnisse an Information, wo erfüllen wir diese Erwartung, wo noch nicht? An jenen Abenden wird schnell klar, dass es nicht „die Leserin“ oder „den Leser“ gibt. Ich bin jedes Mal erstaunt, auf welcher vielfältigen Weise Sie den STANDARD nutzen.

Herausreißer und Abfotografierer

Während wir uns große Mühe geben, einen guten Lesefluss durch die Zeitung zu ermöglichen, haben wir entdeckt, dass es eine große Zahl an „Von-hinten-nach-vorne“-Lesern gibt, die bei den Kommentaren anfangen. Es gibt die „Umsortierer“, die etwa den Kulturteil nach vorn reihen und sich dann erst den anderen Teilen zuwenden. Es gibt die „Zerteiler“, oft dann, wenn ein Paar den STANDARD gleichzeitig liest – der eine beginnt etwa mit der Politik, der andere mit dem Sport, danach tauscht man die Zeitungsteile. Jene von Ihnen, die unsere Zeitung unterwegs lesen, gehören oft zu den „Faltern“, wobei es hier zumindest zwei Untergruppen gibt: die „Längsfalter“ (Seite umblättern, erst vorn, dann hinten lesen) und die „Längs- und Quersfalter“ (erst den Teil oberhalb des Buges, dann den Teil unterhalb des Buges lesen). Auch gibt es „Herausreißer“ und „Abfotografierer“, um sich Geschichten für später aufzuheben oder mit anderen zu teilen. Ich selbst gehöre zur Gruppe

Es gibt eine große Zahl an „Von-hinten-nach-vorne“-Lesern, die bei den Kommentaren anfangen.

der „Vor-dem-Wegwerfen-schön-Sortierer“; Anhänger dieser Gruppe legen ihren STANDARD nach dem Lesen gern auch in die Entnahmeboxen der Gratisboulevardmedien, wohl aus Nächstenliebe.

Auch unsere Onlinenutzer unterscheiden sich stark. Die einen kommen mehrmals am Tag und scrollen die Homepage durch, viele haben sie ständig im Hintergrund offen und laden sie in Arbeitspausen neu. Die anderen kommen über Social Media direkt auf Artikel und klicken sich dann erst auf die Homepage weiter. Mehr als die Hälfte von ihnen nutzt den STANDARD inzwischen übrigens auf Handys und Tablets. Andere lesen ihn zuerst über unser Whatsapp-Abo, über unsere täglichen Nachrichtenzusammenfassungen auf Instagram oder im Newsletter.

Für all diese Bedürfnisse gilt es, unsere Berichterstattung zu planen. Bei all der Vielfalt haben wir aus den vielen Gesprächen und E-Mails ein paar übergeordnete Themen zusammengefasst, die vielen Leserinnen und Lesern wichtig zu sein scheinen. (Widersprechen Sie mir gern!)

L **Schwerpunkte.** Print kann das Rennen um Vollständigkeit mit Online nicht gewinnen. Es geht nicht darum, das Nachrichtengeschehen in der Zeitung möglichst vollständig abzubilden – Journalisten nannten das die „Chronistenpflicht“ –, sondern auszuwählen, was für unsere Leserinnen und Leser am wichtigsten sein könnte. Auch online reduzieren wir auf Wunsch

unserer User sukzessive die Menge an APA-Meldungen und nutzen die gewonnenen Kapazitäten, um mehr eigene Schwerpunkte zu recherchieren. Für die Schwerpunktsetzung gilt bei uns, „das Große groß, das Kleine klein“ zu berichten: Mehrere, längere Texte, online mit Videos, gehen in die Tiefe und versuchen, die Hintergründe und Zusammenhänge einer Nachricht zu ergründen.

2. Investigative Recherche. Unsere Leserinnen und Leser erwarten von uns verlässliche Informationen, gerade in Zeiten von Fake-News auf Social Media. Und gerade dann, wenn eine Regierung mit Message-Control sowie ein Innenminister die Arbeit der freien Presse nicht gerade erleichtern, ist es unsere Aufgabe, als unabhängiges Medium genau hinzusehen, was im Verborgenen passiert. Auch in Zeiten enger Redaktionsbudgets müssen wir uns als unabhängiges Medium den Luxus leisten, allen relevanten Hinweisen nachzugehen, die auf Missstände in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft hindeuten – auch auf die Gefahr hin, dass die Recherche am Ende kein Ergebnis bringt. Mutige Menschen, die wissen, dass wir unsere Quellen schützen, überbringen uns Informationen aus Ministerien und Behörden, die wesentlich für die Öffentlichkeit sind. Dabei darf man auch keine Angst haben, Nationalheiligtümer genauer zu untersuchen. Anfang des Jahres haben wir Fälle von sexuellem Missbrauch im Skisport aufgezeigt, später wesentlich zur Aufarbeitung des

Treten Sie in Diskurs.

Ein Abend mit dem STANDARD

Qualitätsjournalismus ist keine Einbahnstraße, ganz im Gegenteil: Im Mittelpunkt steht der Dialog, der Austausch, der Diskurs. Und die STANDARD-Leserschaft zeigt mehr Interesse denn je, sich daran zu beteiligen. Daher lädt DER STANDARD ein, einen Abend lang mit der Redaktion zu reden, zu philosophieren und zu diskutieren.

Diesmal mit dabei:



MARTIN KOTYNEK
Chefredakteur



KARIN BAUER
Leitung Karriere



HANS RAUSCHER
Kolumnist

Nächster Termin:

6. November 2018
19.30 Uhr, Gasthaus in Wien*

Ihre Meinung zählt:

Wenn Sie mitdiskutieren wollen, melden Sie sich einfach unter derStandard.at/Gewinnspiele.

Unter allen Anmeldungen werden acht Teilnehmer per Zufall ausgewählt.

Teilnahmeschluss:

Sonntag, 21. Oktober 2018

*Der genaue Treffpunkt wird den Gewinnern bekanntgegeben. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Wie Künstler aus dem

Philipp Schalber hat den Durchblick – ganz wortwörtlich. Der Fotograf sucht im STANDARD nach interessanten Bildzusammensetzungen, die sich ergeben können, wenn man Vorder- und Rückseite gegen das Licht betrachtet.

PORTRÄT: Stefan Weiss



Das Unheil, dem die Mittelmeerflüchtenden gerade entkommen sind, war eigentlich als Drachen-Illustration für Verluste an der chinesischen Börse gedacht: Die Bilder verstärken sich gegenseitig.

Foto: Philipp Schalber

Eigentlich habe ich einen Fehler gemacht“, sagt Philipp Schalber und lächelt verschmitzt: „Ich habe vergessen, mein STANDARD-Testabo abzubestellen und bin dann drauf hängengeblieben.“ Ein Missgeschick, zu dem noch ein weiteres Übel dazukam, mit dem Printzeitungsleser tagtäglich zu kämpfen haben: Das Papier ist dünn, die Sonne stark, wer einzelne Seiten gegen das Licht lesen will, wird mehr Durchblick bekommen, als ihm recht sein kann.

Philipp Schalber hat aus der Not eine Tugend gemacht. Er ging dazu über, den STANDARD detektivisch zu durchforsten – weniger nach tollen Geschichten, sondern nach erstaunlichen Bildzusammensetzungen, die einem Zeitungsblatt entspringen, wenn man es gegen das Licht hält. Wenn der Künstler fündig wird, fotografiert er das Motiv auf einem Leuchttisch. Seit drei Jahren arbeitet Schalber an dieser Fotoserie. Wichtig ist ihm ein strenges Auswahlverfahren. „Es passiert mir nur drei- bis fünfmal im Jahr, dass ein Foto perfekt wird“, sagt er.

In der Galerie Zeitvertrieb (7. Wiener Gemeindebezirk) stellt Schalber die Fotografien jetzt erstmals aus. Jene Zeitungsblätter, die jeweils als Vorlage dienten, hängen direkt unter den Bildern. So kann jeder selbst überprüfen, wie nahe Schalbers Fotografien am Ausgangsmaterial sind. „Ich füge den Bildern bewusst nichts hinzu, sondern nehme die Motive so, wie ihr Journalisten sie mir liefert. Das Spannendste ist: Es sind Bilder, die eigentlich jeder Zeitungskäufer zu Hause hätte und selbst sehen kann. Man müsste die Seiten nur gegen das Fenster halten.“

Journalistisch haben Vorder- und Rückseite bis auf die Ressortzugehörigkeit eher selten etwas miteinander zu tun. Umso faszinierender ist, welche Bedeutungszusammenhänge der Zufall miteinander dennoch schafft. So korrespondiert etwa ein Foto, das Flüchtlinge zeigt, die nach ihrer überstandenen Mittelmeerüberfahrt ein Selfie von sich machen, mit einem bedrohlichen Ungeheuer im Hintergrund. In Schalbers Fotografie wird das Wesen zum Symbol für das Unheil, dem

die Menschen gerade entkommen sind. Tatsächlich aber handelt es sich beim Motiv auf der Rückseite um einen Drachen, der einen Artikel über einen Kurssturz an der chinesischen Börse illustriert.

„Ich liebe es, wenn zwei Bilder mit völlig unterschiedlicher Thematik zu einem verschmelzen und die Aussage sogar verstärken“, sagt Schalber. Ein weiteres zeigt etwa einen ernst dreinblickenden Mark Zuckerberg auf der Vorderseite, zu dem sich rückseitig ein Wirrwarr aus Computerspielszenen, Handys und einem Maskierten fügt. Die Symbolik für Datenschutzprobleme, mit denen Facebook laufend zu kämpfen hat, drängt sich geradezu auf.

Schalber ist 38 und wurde in Wien geboren. Mit oder besser für Zeitungen hat er schon früher gearbeitet, zunächst als Zeitungsbote, dann als Pressefotograf. Den Umgang mit der Kamera brachte er sich autodidaktisch bei. Abseits der STANDARD-Serie macht er aufwendige analoge Kollodium-Fotografien. In Zukunft möchte er sich gerne stärker der Porträtfotografie zuwenden.



Foto: Andy Urban

Seine STANDARD-Werkserie wollte Philipp Schalber eigentlich schon beenden, „aber weil mir beim Morgenkaffee am Frühstückstisch immer wieder neue Bilder auffallen, kann ich nicht aufhören“, sagt er und lacht.

Eröffnung der Ausstellung in der Galerie Zeitvertrieb am 19. 10. um 19 Uhr.

zeitvertrieb.net, licht.salon

Stefan Weiss schreibt seit 2015 für den STANDARD und ist seit August 2018 stv. Leiter des Kulturressorts.

STANDARD

Kunst machen

Installationskünstler Werner Pfeffer liest den STANDARD gerne mit der Schere in der Hand. Fotos der Tageszeitung sind die Grundlage für ein außergewöhnliches Kunstprojekt.

Markus Rohrhofer

Am Anfang war das Buch. Nicht das Buch der Bücher, aber immerhin ein handgemachtes Werk im Großformat. Viele leere Seiten, edel gebunden, als Geschenk unter guten Freunden. Auf Geberseite tat sich damals Schauspieler Jürgen Maurer hervor, glücklicher Empfänger war der Linzer Künstler Werner Pfeffer.

Hinsichtlich der Füllung war damals noch alles offen. Geworden ist es gut fünfzehn Jahre später ein Bilderbuch. Präziser: ein STANDARD-Bilderbuch. Werner Pfeffer, Abonnent der ersten Stunde, hat irgendwann einmal beschlossen, der Kurzlebigkeit einer Tageszeitung mit einem nachhaltigen Kunstprojekt entgegenzutreten. Der selbsternannte Querdenker sammelte zunächst einfach Fotos aus der Zeitung: „Bilder, die eine eigene Geschichte erzählt haben, die mich einfach angesprochen haben.“

Neue Botschaft

Im Sammeleifer sucht der studierte Mathematiker visuelle Parallelen und bringt die der eigentlichen Geschichte beschnittenen Bilder in einen völlig neuen Kontext. Da knallen dem Betrachter auf einer Doppelseite bunte Heiligenbilder ins Auge, einfache Kreuzworträtsel werden in der Menge zu einem geometrischen Gesamtkunstwerk.

Eines haben aber alle Fotos gemeinsam: Sie haben den eigentlichen Nachrichtenwert abgelegt und wirken mit neuer Botschaft als kleiner Teil eines großen Ganzen. Der Blick fällt zwar immer noch auf ein Tageszeitungsfoto, doch im Kopf des Betrachters spielen plötzlich Formen, Farben und die Kompatibilität mit der Nachbaraufnahme eine übergeordnete Rolle.

Schiffe und Schienen

„Eine Zeitlang sind unglaublich viele Fotos von Schiffen erschienen. Da habe ich mich schon gefragt, ob der STANDARD eine Schiffszeitung ist. Doch dann kam die Phase mit den vielen Schienenfotos. Also doch eher eine Eisenbahnerzeitung?“, erzählt Pfeffer. Den Zugang zur Tageszeitung haben die Scherenschnitte über die Jahre dennoch nicht verändert: „Ich bin nach wie vor ein klassischer Zeitungsleser und kein Bilderjäger geworden. Das Zufallsprinzip ist ja quasi die Grundlage des Kunstprojekts. Beim Lesen muss mich ein Bild so ansprechen, dass ich mir denke, das schneide ich jetzt einmal aus.“

Doch die Ruhephasen der Schere werden länger. Denn die Qualität der Bilder habe stark abgenommen: „Man merkt an den Fotos den Zustand der Medienlandschaft in Österreich. Alles verkommt zu so einem Einheitsbrei. Überall die gleichen Nachrichten – und überall die gleichen, nichtssagenden, geschönten Agenturfotos.“ Dabei wäre doch noch so viel Platz im lachsrosa Bilderbuch.



Wenn Maria und Jesus zum grellen Kunstprojekt mutieren und ein Rätsel auch ungelöst Gefallen findet, hat Werner Pfeffer seine Finger im Spiel.

Foto: Werner Dedl



Gestaltung und Fotografie: FH Wornitzberg, Sabine Sowjka

Wir gratulieren herzlich,
die Fachhochschulen Österreichs



Zeitung, malen, formen

Einmal gelesen, landet DER STANDARD bei vielen Leserinnen und Lesern nicht im Altpapier – sondern wird kunstvoll weiterverarbeitet.



HANNES DREER hat einen alten Sessel mit Zeitungspapier tapeziert.



MARIA LIST entwarf diese Kette.



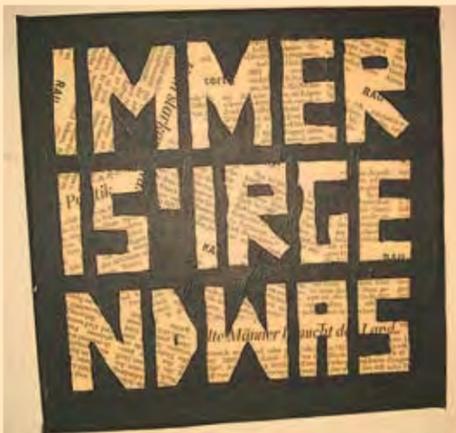
Bascetta-Stern aus 30 Teilen von PETER HERBST.



Im Pferd von ELISABETH FELBERBAUER wurde ein Hochzeitsgeschenk versteckt.



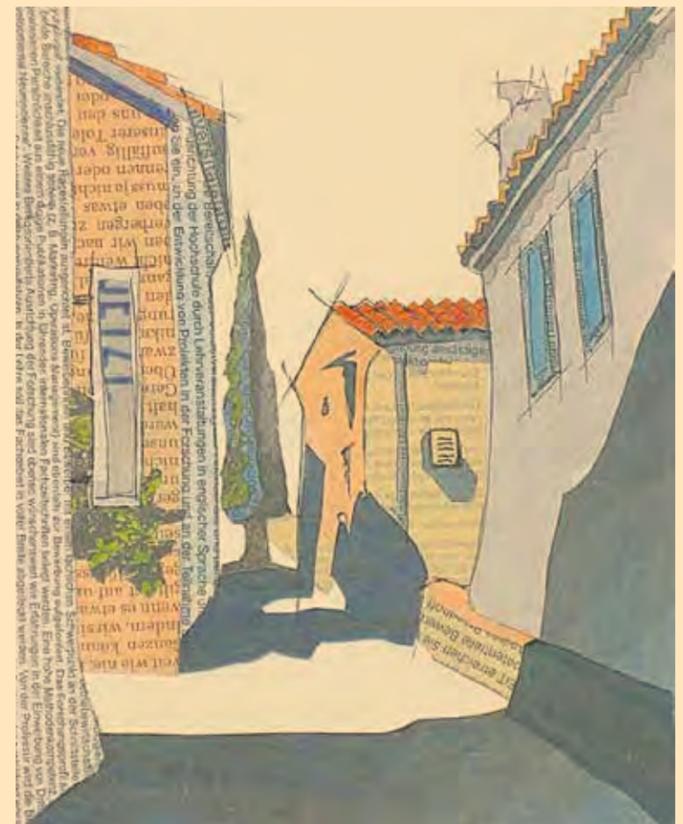
Die Robe ist dann vermutlich doch keine STANDARD-Garderobe für MARIA FRODL.



ANNA KLAMBAUER hat diese Collage gestaltet.



Papierschale von BEGO RUIZ.



Das Bild „Mediterranean Village“ hat KARL SEITINGER kreiert.



Etiketten für die 250 Liter Apfelsaft von TAMARA FRISCH und ARMIN REINBACHER.



„Recycling sollte STANDARD sein“, meint REGINA WIKLICKY zu ihren Geschenktaschen.

WELCHE JOBS SIND ANGESAGT UND AUCH MORGEN NOCH GEFRAGT?

bfi
BILDUNG. FREUDE INKLUSIVE.

Die Antwort lesen Sie seit **30 Jahren** im **KarrierenStandard**.
Wir gratulieren herzlich zum **Jubiläum!**

Mediation und Konfliktmanagement
Diplomlehrgang
Start: 16.11.2018

Zertifizierte/r FachtrainerIn
Diplomlehrgang
Infoabend: 23.10.2018
Starts: 14.11.2018 und 23.11.2018

Lerncoach – Legasthenie- und DyskalkulietrainerIn
Diplomlehrgang
Start: 16.11.2018

Zertifizierte/r Care und Case ManagerIn
Infoabend: 13.11.2018
Start: 14.12.2018

Digital TrainerIn
Infoabend: 22.10.2018
Start: 19.11.2018

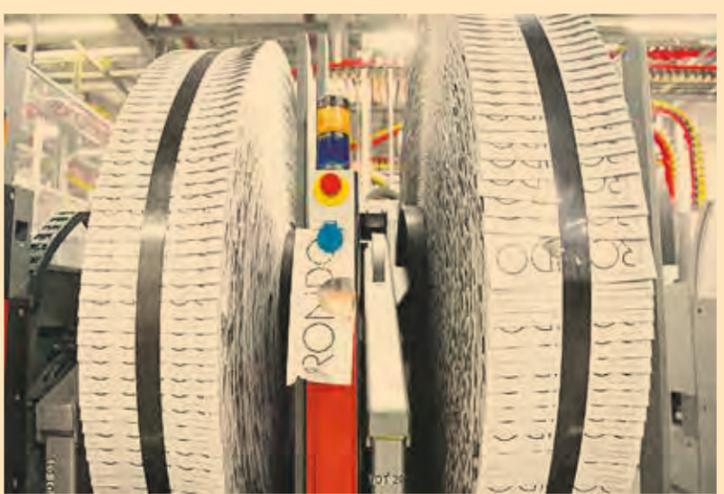
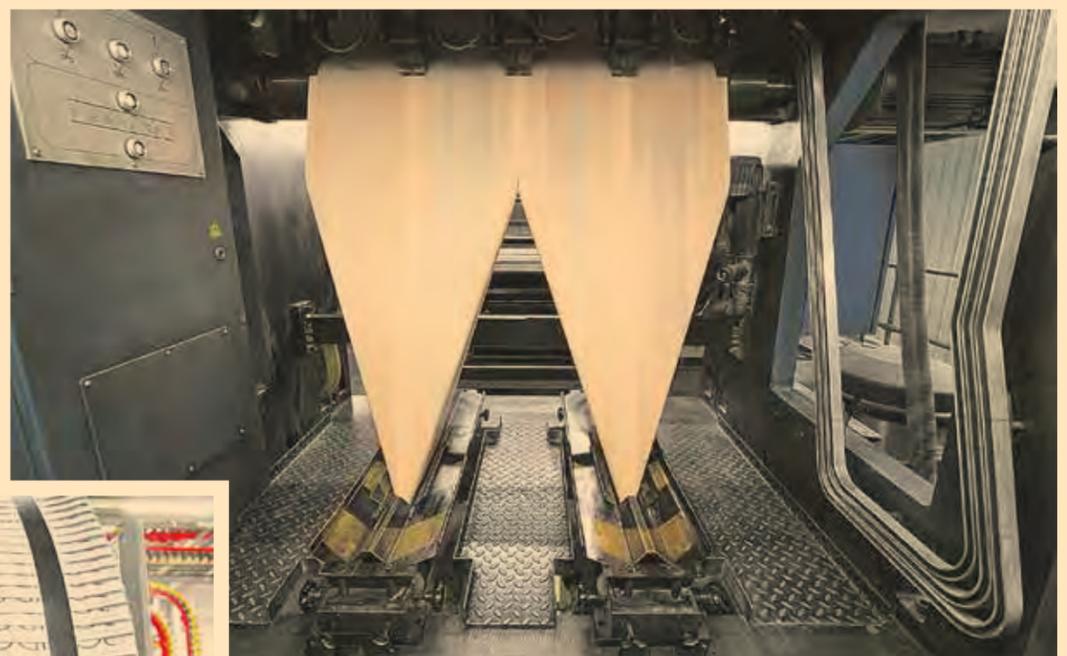
Lebens- und SozialberaterIn
Diplomlehrgang
Infoabend: 17.01.2019
Start: 08.03.2019

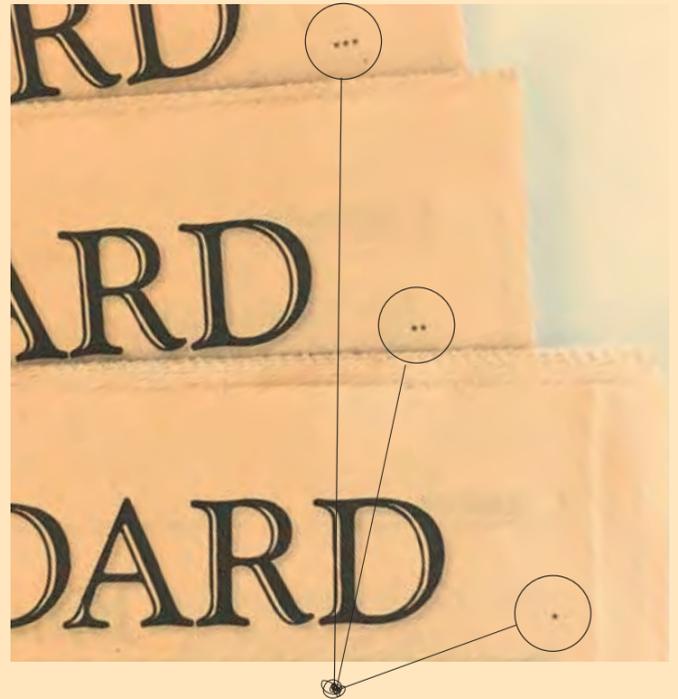
Viele weitere kostenlose Info-Veranstaltungen des BFI Wien sind nur einen Klick entfernt: www.bfi.wien

Im Maschinenraum der Zeitung

Wenn die Zeitung geschrieben ist, ist sie noch lange nicht fertig. Dann wird die Staffel an die Menschen in der Druckerei übergeben. Sie kümmern sich um Farbqualität und Lesbarkeit im wahrsten Sinn des Wortes.

FOTOS: Heribert Corn, TEXT: Lisa Nimmervoll





Kleine Sternchenkunde

Den meisten Leserinnen und Lesern fallen sie gar nicht auf, die kleinen Sternchen auf der Seite eins. Intern wissen wir, drei Sterne sind die erste Druckausgabe, zwei die zweite und ein Stern ging zuletzt in Druck.

Damit DER STANDARD in der Nacht vom Band der Mediaprint-Druckerei in Wien-Liesing läuft, muss zuallererst das richtige Papier eingespannt werden. Fast ein Monatsvorrat ist immer lagernd, um etwaige Lieferengpässe zu überbrücken. Je nach Größe umfasst eine Rolle bis zu 20 Kilometer Papier. Auf den lachsfarbenen Bögen entstehen genau genommen drei Ausgaben – für die Leserinnen und Leser erkennbar an der Zahl der Sternchen rechts oben auf der Zeitung. Die ***-Ausgabe wird als erste um 18 Uhr angedruckt. Es ist die Ausgabe, die den längsten Reiseweg zu ihren Leserinnen und Lesern in den westlichen Bundesländern hat. Um 19.30 Uhr ist die Kompakt-Version dran. In der Zwischenzeit aktualisiert „der Spätdienst“ in der Redaktion in der Vorderen Zollamtsstraße 13 aktuelle Ereignisse aus aller Welt, die noch in die Zeitung sollten. Ab 22 Uhr läuft dann die **-Ausgabe durch die Druckmaschinen. Das alles geschieht mit einer Geschwindigkeit von rund 40 km/h. Jede Ausgabe wird auf Druck- und Farbqualität genau geprüft. Um 22.45 Uhr geht die letzte Version, die *-Ausgabe, in Druck – bis dann nach Mitternacht der letzte Schub an Zeitungen auf LKWs verladen und ausgeliefert wird.

Helvetia gratuliert

helvetia.at

gantnerundenzi

Wir gratulieren. Der Zeitung.

Für Leser.

einfach. klar. helvetia

Ihre Schweizer Versicherung

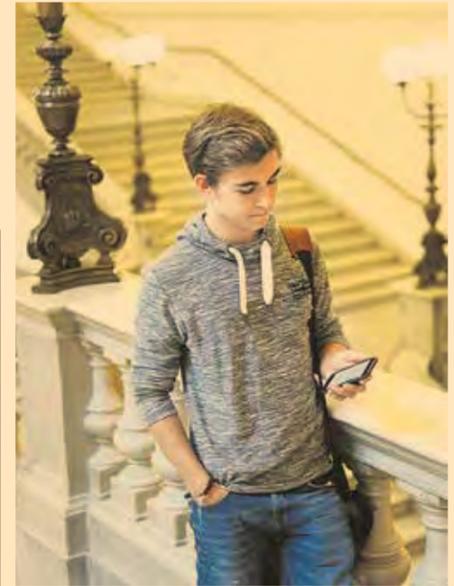
30 Jahre
DER STANDARD

Julia, 23, Lehramtsstudentin, liest den STANDARD online und zu Hause auf Papier, ihr Freund hat ein Abo. „Ich mag die gehaltvolle Berichterstattung, und auch für meine Lehrtätigkeit sind die Texte nützlich, etwa um zu zeigen, wie der Konjunktiv richtig verwendet wird.“



Sara, 19, liest den STANDARD an der Uni. „Besonders, weil ich den Qualitätsjournalismus schätze. Mir gefallen die anspruchsvollen und informativen Artikel, vor allem die zur Politik. Als Publizistikstudentin ist die Lektüre für mich natürlich besonders interessant.“

Niklas, 20: „Ich habe gerade ein Kompakt-Abo abgeschlossen. Seit meiner Schulzeit lese ich den STANDARD. Damals vor allem online, ich war in einer Laptopklasse, das ging also sehr gut. An dieser Zeitung gefällt mir vor allem die sorgfältige Sprache.“



Als Studierende haben sie im UNISTANDARD zu schreiben begonnen und sind heute Teil der STANDARD-Redaktion: Vanessa Gaigg, Lara Hagen, Tanja Traxler, Oona Kroisleitner (v. links n. rechts).



Fotos: Corn, Fischer (3)

Studierende als Trägerraketen

Mit „33 Ausgaben für 99 Schilling“ gewann DER STANDARD in seiner Frühphase tausende Studierende als Leser. Der UNISTANDARD wurde zum fixen Bestandteil des Unilebens – und zur Talenteschmiede.

Tanja Traxler, Oona Kroisleitner, Aaron Brüstle

Kritische Geister, Studierende, Wissenschaft, engagierte Debatten, Pro und Contra, sprich die Universitäten – das stand von Anfang an im Fokus des STANDARD. Als entscheidende Trägerbasis erwies sich dabei eine Innovation, die damals in Österreich so unbekannt war wie die Idee einer liberalen Tageszeitung: das Studenten-Abo.

Die Idee dazu hatte der damalige Innenpolitikredakteur Thomas Mayer. Er war über *Falter*, *Kleine Zeitung* und *Profil* zur Gründungsredaktion gestoßen und studierte noch. In seiner WG wurde ständig über die neue Zeitung, das liberale „Nahrungsmittel“ diskutiert. Die Frage war aber, ob und wie Studierende sich das leisten können. Es gab auf dem Zeitungsmarkt keine Studierendenabos.

Der Verlagsleiter war skeptisch, als er mit dem Vorschlag konfrontiert wurde: ein Abo, jederzeit

kündbar, deutlich billiger als das Normalabo. Oscar Bronner gab Mayer sein Okay. So entstand zum Start das Ur-Abo: „33 Ausgaben für 99 Schilling“. Allein in Wien bestellten fast 15.000 Studierende sofort, gut die Hälfte orderte ein günstiges Dauerabo. Die Unis wurden rosa. Im Blatt wurden Uninews eingeführt. Zug um Zug gingen die Werber an alle Unis landesweit. Zehntausende Leser ermöglichten dann das Großprojekt von Uni-Rankings, die wir uns in Großbritannien abschauten: Studierende bewerteten Professoren und Unis.

Am 2. Oktober 1997 ging es weiter: „Wir sehen das aber auch als Auftrag, dieser speziellen Leserschicht einen besonderen Informationsservice zukommen zu lassen“, schrieb der damalige Chefredakteur Gerfried Sperl auf der Titelseite der ersten Ausgabe des UNISTANDARD. Sie wurde von der Stammredaktion des Haupt-

blattes gemacht. Titel: „Warten auf die Cyber-Uni“. Sie beschäftigte sich mit der Frage, wie das Internet wohl das Studieren verändern würde. Petra Stuibler, heute stellvertretende Chefredakteurin, begab sich ins Institut für Publizistik. Dort meinte man: Das Internet sei „derzeit maßlos überschätzt“.

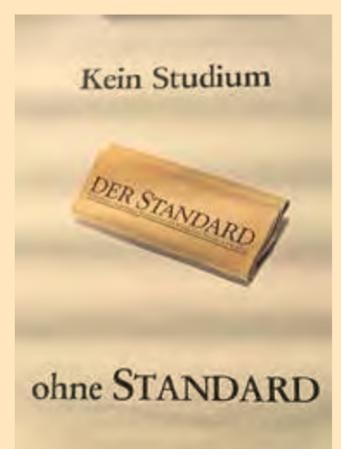
Seit 2004 wird die viermal jährlich erscheinende Studierendenbeilage UNISTANDARD hauptsächlich von Studierenden konzipiert und geschrieben. Die studentische Lebenswelt fließt direkt in die Berichterstattung ein: etwa in Form einer Reportage von der ersten Nacht der Besetzung des Audimax der Universität Wien im Oktober 2009 oder in Erfahrungsberichten über die kulinarisch interessantesten Mensen der Stadt. Auch der eine oder andere Studienauslandsaufenthalt bot Stoff für Artikel, etwa den Lokalaugenschein am Campus der Universität Kalifornien

in Santa Cruz, als dort der Cannabiskonsum entkriminalisiert wurde; oder der Besuch an einer Uni in Kolumbien, wo sich Ex-Farc-Kämpfer um Reintegration in die Gesellschaft bemühten.

Nicht selten sind Autorinnen und Autoren des UNISTANDARD während des Studiums oder danach in die STANDARD-Redaktion gewechselt. Und eine einstige Autorin wurde mit dem Bachmann-Publikumspreis ausgezeichnet. Durch den UNISTANDARD sind im Laufe der Jahre auch Dissertationen entstanden und sogar Familien gegründet worden.

Der nächste UNISTANDARD erscheint am 22. November.

TANJA TRAXLER ist Wissenschaftsredakteurin und gemeinsam mit **OONA KROISLEITNER** für den UNISTANDARD verantwortlich. **AARON BRÜSTLE** ist Volontär im Innenpolitikressort.



Das selbstgestrickte Urplakat aus dem Jahr 1988, mit dem wir von Anfang an die Unis eroberten. Tausendfach „wild“ plakatiert, unterstützte es die Werbung für das Studentenabo.

Foto: Thomas Mayer

*

Ein Akt höchster Präzession

Wir bemühen uns. Rund um die Uhr.

Straßenbahnunfall in Berlin verletzt 27 Personen

Oder wie es an anderer Stelle hieß: „Unfallursuche geklärt“.

Pelosi hielt Acht-Stunden-Rede. Auf zwei Jahre angelegt

That's the spirit!

Früher hat er etwa für Swarovski-Ferngläser Futteraale hergestellt.

Berufe von gestern.

Der deutsche Boulevard reagierte zunächst mit Vaterlandsvorwürfen.

Zur Abwechslung mal auf der richtigen Seite.

Sozialromanik hat keinen Platz in dieser Welt.

Eine Baugeschichte des schrittweisen Niedergangs ...

Vierteln Sie Ihre Feigen und verteilen Sie Thymian auf Ihnen. Schneiden Sie Ihren Bauch in dünne Scheiben (wie Speck) und legen Sie sie zwischen und um die Früchte.

Dazu passend: der „Tipp für die perfekte Ostertote“!

Immer deutlicher wird uns bewusst, dass die Zukunft nicht so weit hergeholt werden muss, wie sie einmal war.

Früher war die Zukunft weiter weg.

Schließlich wiegen die Menschen immer schwerer.

Schlimmer noch: „Die Tendenz ist: Wir werden älter.“

Morgen geht gestern nicht weiter.

Vielleicht ist das auch ganz gut so.

Im Tal der Gefallenden.

Unser eigentlicher Platz.

Fachbücher über Flora und Fauna.

Ob ein legendärer Schweinehund wie die berühmte „Eierlegende Wollmilch-sau“ auch drin ist?

Nach einer einjährigen Auzeit schrieb sie das Buch „Arbeit ist nicht unser Leben“.

Quality-Time in der Schmerzkammer des Korrektorats.

Festival multibler Höhepunkte

Manchmal sind wir lustig. Ab und zu auch ungewollt. Dann greift das Korrektorat helfend ein und fischt die schlimmsten Fehler heraus. Was Sie bisher nie zu lesen bekommen haben – heute zeigen wir Ihnen ein paar unserer sprachlichen Hoppalas und Stolperer.

Aufbewahrt und kommentiert vom Team des Korrektorats

*

„Ich verstehe, dass die Geduld der Fahrer gerissen ist.“

Hintersinnige Einschätzung.

Der Notwurf soll erst 15 Minuten nach dem Unfall abgesetzt worden sein.

Das erschwert die Sache natürlich.

”

Das hat dann auch die Gerichte auf Trapp gehalten

“

Uns auch. Immer.

Fototermin für das 30-Uhr-Jubiläum

Wie Sie auf den Seiten 36/37 sehen können, hatten einige von uns so ihre liebe Not damit ...

Die Autoren sind überzeugt.

Wir ebenso. Es liegt ja immer auch an den „brillanten Hautdarstellern“.

*

Man sieht einen Silbersteifen am Horizont.

Kühn-virile Metaphorik in der Wirtschaft.

Doskozil bleibt dabei: Am Heldenlatz muss ein Heeresdenkmal her.

Die Innenpolitik titelt konkreter.

Psychologen erforschen im Labor, ob guter Schlaf mittels Neurofeedback erlernbar ist.

Bei überschüssiger Potenz ist Abhilfe nicht weit.

Beschneidungsanlagen

Es muss ja nicht so radikal ausfallen, wie es die österreichische Wintersportindustrie laut unserer Wirtschaftsredaktion plant.

*

Wir haben den Fotografen Gilbert Haake bei der Arbeit belauscht.

Die Kultur gebietet wie gewohnt über interessante Recherchemethoden ...

Unmittelbar fügt man sich in die Kulisse des Romans. Man (...) vernimmt den süßlichen Geruch des allgegenwärtigen Whiskeys (...)

... und ermöglicht synästhetische Erfahrungen.

Die Gigantonomie in Sachen Bühnen-Design erreicht einen neuen Höhepunkt.

Sie prangert aber auch immer wieder ...

Die Täterinnen und Täter wollen die Psyche ihrer Oper zerstören.

... unfassbare Missstände an.

30 JAHRE

Community

Wer die Foren betreut, wer die Poster sind. Hans Rauscher trifft seine Trolle. Campaigner erklären Polit-Inszenierungen / Seiten 73 bis 96



Artikel 19.1.:

Jeder User hat das Recht auf freie Meinungsäußerung.

DERSTANDARD adaptierte für die Community-Regeln in den Online-Foren Artikel 19 aus der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte von 1948.

Dieser lautet:
„Jeder hat das Recht auf Meinungsfreiheit und freie Meinungsäußerung; dieses Recht schließt die Freiheit ein, Meinungen ungehindert anzuhängen sowie über Medien jeder Art und ohne Rücksicht auf Grenzen Informationen und Gedankengut zu suchen, zu empfangen und zu verbreiten.“



„Wir sind nicht die digitale Müllabfuhr!“

Früher sorgten die Community-Manager des STANDARD vor allem für zivile Umgangsformen im Forum. Heute hat sich das Jobprofil geändert. Was nun im Vordergrund steht – und worüber die Poster in Wahrheit am meisten diskutieren.

REINGEHÖRT: Nana Siebert

Dies vorab: Die Forenmoderatoren lesen tatsächlich den Großteil der Kommentare, die unter den Artikeln auf derStandard.at erscheinen. Das klingt nach ganz hübsch viel Arbeit? Sie ahnen ja gar nicht, wie viel: Die Zahl der Beiträge, die Leserinnen und Leser auf STANDARD online veröffentlichen, steigt seit Jahren exponentiell. 1999 waren es rund 43.000 pro Jahr, 2010 bereits 4,2 Millionen, heuer sind bis zu 40.000 am Tag, übers Jahr also bis zu 14,6 Millionen. Ganz schön viel Holz oder, besser, Bytes. Jedenfalls enorm viele kurze Texte.

Nicht jeder davon ist klug, nicht jeder freundlich, so ehrlich darf man sein. Erledigten zunächst Redakteure einen Teil des Forenmonitorings, wurde 2013 der Job des Community-Managers geschaffen, um die unflätigsten Beiträge schneller auszusortieren. „Wir wurden damals mal als digitale Müllabfuhr bezeichnet“, sagt Christian Burger, Head of Community und als solcher Chef des größten Forums des Landes. „Als Zensoren, die den ganzen Tag nichts anderes machen,

die Community-Moderatoren beim Aussortieren jener Beiträge, die gegen den virtuellen Knigge, die Community-Richtlinien, verstoßen. Ab 2016 wurde gemeinsam mit OFAI der „De-Escalation-Bot“ erarbeitet, eine weitere KI-Software, die einer Eskalation im Forum vorbeugen soll. Dieses neue Tool scannt alle neuen Postings und erkennt aufgrund semantischer Parameter, welche Kommentare einen wertvollen Beitrag zu Diskussionen liefern. Diese werden gesichtet, die besten fix gepinnt – also ganz nach oben gereiht. „Seitdem hat sich die Qualität der Diskussion wirklich exorbitant verbessert“, freut sich Forenmoderatorin Alina Huster. „Jetzt macht es auch uns wieder richtig Spaß, mitzulesen und die Debatten zu moderieren.“

Tatsächlich Liebe

Das Forum ist tatsächlich ein schier unübersehbarer Schatz, der weit über das – durchaus auch sinnvolle – Hickhack zu Politik oder Religion hinausgeht. Die allermeisten Kommentare werden nämlich geschrieben, wenn etwas sehr Schönes thematisiert wird: die Liebe. Kevin Recher, zuständig für die Userblogs: „Da sieht man dann wieder, welchen Wert die Community liefern kann. Da gibt es User, die seit vielen Jahren keinen Partner finden oder die eine Trennung hinter sich haben. Die werden getröstet, ihnen wird Mut zugesprochen – und manchmal hilft es auch schon, wenn andere erzählen, dass es ihnen auch so geht.“

Bei solchen Themen ist es natürlich von Vorteil, dass im STANDARD-Forum keine Klarnamenpflicht besteht. „Themen wie Depression, Einsamkeit oder auch immer noch Homosexualität lassen sich einfacher ansprechen, wenn man anonym bleiben kann“, weiß Community-Content-Leiterin Judith Handlbauer.

Über die Zeit hat sich auch der Job des Community-Managers gewandelt. Die Poster werden nun dabei unterstützt, Gedanken auszutauschen. Gelegentlich schalten sich die Moderatoren selbst ein, „wir haben schließlich auch eine Meinung“, meint Forenmoderator Christian Eidherr. Jeder hat sein Kürzel, der volle Name ist auf der Webseite nachzulesen. Intensivposter kennen sie alle. Einer hat einmal Kurzporträts jedes Kürzels verfasst. Die waren durchaus zutreffend, und die Community-Manager fühlten sich ein wenig ertappt – und geschmeichelt.

IM TÄGLICHEN DISKURS: 13 Leute kümmern sich beim STANDARD um Foren und Blogs. Sieben davon (von links): Christian Burger (Head of Community), Christian Eidherr, Alina Huster (Foren), Kevin Recher (Userblogs), Sabine Bürger (Redakteurin für Diskurs), Judith Handlbauer (Community-Content) und Eva Niederwimmer (Foren).

Foto: Heribert Corn

als die fiesesten Posts zu löschen. Und ehrlicherweise waren wir das auch lange Zeit.“

Der ominöse Foromat

Doch bald hatte auch der gelassensete, Zen-buddhistischste Forenmoderator genug davon, sich tagaus, tagein ausschließlich auf die unangenehmsten Postings zu stürzen. Viel lieber wollten sich die Community-Manager mit konstruktiven Meinungen beschäftigen. Und davon gibt es im Forum wahrlich genug, nur gehen sie in der Flut der Kommentare manchmal unter. „Wir haben also überlegt, wie wir den Ton in der Debatte verbessern und interessante Postings stärker nach vorne stellen können“, erinnert sich Burger.

Die Lösung fand man in der künstlichen Intelligenz. Der STANDARD entwickelte gemeinsam mit dem Österreichischen Institut für Artificial Intelligence (OFAI) eine Software namens „Foromat“, die seit 2005 im Einsatz ist. Sie dient als Unterstützung für

NANA SIEBERT ist seit Mai 2018 als Stellvertretende Chefredakteurin beim STANDARD, also recht frisch. Bei der Arbeit an der Jubiläumsausgabe hat sie somit selbst einiges über die Verlagsgeschichte erfahren.

Die Userin der Herzen

„Oh là là!“ ist der Nickname einer 45-jährigen Lektorin, die vor drei Jahren eine der Stammposterinnen des STANDARD wurde. Als Spätberufene, die vorher nie in sozialen Medien unterwegs war, mauserte sie sich zu einer, die oft dafür sorgt, dass die Stimmung im Forum nicht kippt.

PORTRÄT: Colette M. Schmidt

Die 45-jährige Verlagslektorin sagt von sich selbst fast verschämt, dass sie keine Frühaufsteherin sei. Aber wenn sie gegen neun Uhr erwacht, verschwendet sie keine Zeit. Etwa eine halbe Stunde nach dem Aufstehen ist sie das erste Mal im STANDARD-Forum unterwegs. Da sagen sie und andere Stammposter einander erst einmal „Guten Morgen“.

Die Userin, die ihren Klarnamen auch in der Papierzeitung nicht lesen möchte, hat einen Nickname, unter dem sie vielen Leserinnen und Lesern des Forums schon bekannt ist: *Oh là là!* heißt sie da – samt Abstand vor dem Rufzeichen. Das klingt nicht nur zufällig Französisch, denn *Oh là là!* hat Französisch und vergleichende Literaturwissenschaften studiert und ist wohl das, was man als frankophil bezeichnet. Den Ausruf *Oh là là!* kann man alarmierend, aber auch anerkennend verstehen – „je nach Situation, der passt immer“, sagt sie.

Ihr Erstkontakt mit dem STANDARD-Forum hatte auch etwas mit Frankreich zu tun. Allerdings war das ein schrecklicher, tieftrauriger Anlass. Es war die Nacht der Anschläge im Pariser Bataclan im November 2015, als *Oh là là!* geschockt auf den Liveticker stieß und erstmals begann, die Postings mitzulesen. Die Frau, die auf keinerlei sozialen Medien aktiv war und zuvor nicht einmal irgendwo gechattet hatte, blieb vorerst eine Passive, eine Lesende. „Aber ich fand es angenehm, dass man sich da nach so etwas austauschen kann“, sagt sie drei Jahre später.

„Wir haben den Champagner“

„Aber zwei Tage später ist dann das Cover von *Charlie Hebdo* erschienen“, erinnert sie sich. Ein von Einschüssen durchlöcherter Mann, der Champagner trinkt, war darauf dargestellt. Dazu die Sätze: „Ils ont les armes. On les emmerde. On a le champagne.“ (Sie haben die Waffen. Wir scheißen auf sie. Wir haben den Champagner.)

Dieser Comic auf dem Cover hatte natürlich seine Geschichte, hatte doch die Redaktion von *Charlie Hebdo* nur einige Monate zuvor Todesopfer durch einen brutalen Terroranschlag zu verkraften gehabt. Die Zeichnerin des Comics war eine Überlebende. „Ihr Schicksal ist mir sehr nahegekommen, sie war die, die die Terroristen reingelassen hat, und musste dann mit dieser Schuld leben“, erinnert sich *Oh là là!* „Aber da waren so viele User, die einen Blödsinn gepostet haben, ohne die Hintergründe zu kennen, sodass ich das Bedürfnis hatte, hier aufzuklären“, erzählt sie weiter. Und so entstand ihr erstes Posting als *Oh là là!* – „Ich hab den Leitartikel von *Charlie Hebdo* übersetzt und ins Forum gestellt.“

Die Reaktionen darauf seien durchwegs positiv gewesen und so wurde die Frau in der Folge zu einer begeisterten Stammposterin in der STANDARD-Community.

„Werde auch Mama genannt“

Positive Reaktionen rufen die Beiträge von *Oh là là!* auch sonst sehr oft hervor. Die Frau ist manchmal ein Garant dafür, dass eine Diskussion nicht aus dem Ruder läuft, sich die Poster gegenseitig nicht zu hart angehen. „Ich werde durchaus auch Mama genannt“, schmunzelt die Lektorin, die keine Angst vor einem guten Streitgespräch hat, aber eben gern differenziert: „Das eine ist Streitkultur, das andere ist, wenn man Leute beschimpft – und das finde ich einfach furchtbar.“

Nach ihrem Erweckungserlebnis als Posterin ging es im Dezember 2015 gleich munter weiter, denn da fand die EM-Auslosung in Paris statt. *Oh là là!* war in dem Verlag, in dem sie arbeitet, gerade mit Recherchen zu einem Buch über die Fußball-EM beschäftigt, also thematisch durchaus fundiert und in Schuss, und so las sie mehr und mehr mit. Ab Jänner 2016 wurde sie immer aktiver. Die Foren im Sport schätzt sie besonders. Vor allem das von Usern geführte

#Tennis-Forum+, in dem Poster selbst live Spiele tickern. „Irgendwo auf der Welt ist ja fast immer ein Spiel, und da stehen Leute dann auch extra mitten in der Nacht auf und tickern Spiele – die machen das in ihrer Freizeit und ohne Bezahlung“, betont *Oh là là!* Trolle seien hier fast keine unterwegs. Nur einmal habe es ein Problem mit einem gegeben, den man mehrmals sperren lassen musste, weil er irreführende, beleidigende Nicknames verwendete.

Von *Oh là là!* kann man allerlei über die Foren im STANDARD lernen. Da gibt es nämlich auch solche Dinge wie ein *Off-Topic-Forum* oder etwas Spezielles wie den *Ticker of Love* (kurz ToL), in dem rund 40 Menschen einander sehr regelmäßig freundlich begegnen. „Es ist wie im Kaffeehaus, man trifft sich, man tauscht sich aus, mittlerweile kenne ich da schon fast alle“, erzählt die „Mutter“ der User und Userinnen, „wir treffen uns aber auch regelmäßig im echten Leben.“ In der Gruppe, aber auch in Einzeltreffen, um ins Konzert oder ins Theater zu gehen, das habe es da schon öfter gegeben.

„Das Forum kann belastend werden“

Immer geht es aber nicht so freundlich zu wie etwa im Ticker der Liebe, in dem Hass verpönt ist. „Mir kommt schon vor, dass es allgemein viel schlimmer geworden ist seit den Anschlägen im Bataclan damals“, sagt die Userin der Herzen nachdenklich. „Wenn auf der Welt irgendetwas passiert, heißt es sofort von manchen Leuten, dass es ein Muslim war, ohne dass man Konkretes weiß. Es wird dann gleich wüst drauflosspekuliert. Manchmal wäre es mir sogar lieber, der Liveticker käme etwas später,

„Wenn auf der Welt irgendetwas passiert, heißt es sofort von manchen Leuten, dass es ein Muslim war, ohne dass man Konkretes weiß.“

Oh là là!

wenn man mehr weiß.“ An solchen Tagen kann es auch sein, dass sie einmal „probiere, nicht reinzuschauen“. Es sei aber auch zu beobachten, dass die schlimmsten Postings dann nicht unbedingt von Usern kommen, die man oft lese, also nicht von der Stammklientel, sondern von Leuten, die extra zum Thema posten.

Lustiger geht es da in Foren zum Eurovision Song Contest oder dem Opernball zu: „Die zwei sind für mich die lustigsten. Und natürlich das Tennis-Forum!“ Letzteres empfiehlt *Oh là là!* übrigens für jedermann, man müsse sich da gar nicht für Tennis interessieren oder dabei auskennen.

Was man nicht leugnen könne, sei, dass die Männer unter den Usern, Postern und Tickern immer noch stark in der Überzahl sind, stellt sie nicht ohne hörbares Bedauern fest. „Aber es wird besser, die Frauen werden immer mehr.“ Für weibliche Wesen, die tickern, gebe es einen schönen gegenderten Begriff, scherzt *Oh là là!*: „Zu den Frauen sagt man Tickertanten. Die Männer sind die Tickeranten.“

COLETTE M. SCHMIDT ist seit 1994 beim STANDARD und war bis 2017 in der Grazer Redaktion. Seit 2017 lebt sie in Wien und ist Redakteurin für Chronik und Panorama. Sie schreibt über Rechtsextremismus, Politik und Kunst und regelmäßig auch TV-Tagebücher und Einträge für ihren Blog *Unter Wienern*.



Oh Là Là! wird in der Community gern auch mal „Mama“ genannt. Sie bleibt trotzdem lieber anonym.

Foto: Matthias Cremer

„Menschen sind nicht so mein Hobby“

Martin Müller, ein 53-jähriger Chemiker, ist ein eifriger Poster, wenn es um Politik und Wissenschaften geht. Er ist ein Fan von Fakten, die man auch errechnen kann.

PORTRÄT: Colette M. Schmidt

Martin Müller hat es mit Zahlen. Er erklärt mit ihnen gerne die Welt. Seit etwa zehn Jahren tut er das manchmal auch im STANDARD-Forum. Als aktiver User. Dass er unter seinem Klarnamen postet, ist für ihn selbstverständlich. „Ich stehe zu meinen Unflätigkeiten“, sagt der 53-jährige Wiener gerade heraus, als er sich im Schanigarten der Redaktion eine Zigarette anraucht.

Wobei er gar nicht besonders oft unflätig gewesen sein dürfte. Von rund 40.000 Postings, die er bereits im Forum abgesetzt hat, sind nur drei Prozent gelöscht worden, rechnet er vor. Und davon nur die Hälfte wegen Müller selbst. Die andere Hälfte deshalb, weil sie eine Antwort auf ein Posting eines anderen Users waren, das an sich eine Grenze überschritten hatte und gelöscht wurde, womit auch alle Reaktionen weg sind.

Martin Müller ist gelernter Chemiker und hat den STANDARD von Anbeginn gelesen. Da er jahrelang sehr viel im Ausland arbeitete, wuchs ihm auch die Onlineversion der Zeitung ans Herz: „Ich war beruflich in Libyen, Saudi Arabien und auf den Philippinen, vor allem 2000 und 2001, als ich länger in Libyen war, ist der STANDARD meine Informationsquelle aus der Heimat geworden“. Bald sah er auch, dass es da „eine relativ vitale Community gibt“.

Politik und Gini-Koeffizient

Vor allem politische Themen regen Müller zum Mitposten an. Was ihn am schnellsten aufrege? „Die politische Entwicklung in Österreich, der Rechtsruck, die Unfähigkeit des wählenden Publikums! Dass sich Leute einreden lassen, Flüchtlinge seien unser Problem, damit die Regierung ihr wirtschaftsliberales Programm durchbringen kann.“ Müller ist bereits in Fahrt: Und er lässt auch mit der Bundesregierung keine Rechnung offen: „Kennen Sie den Gini-Koeffizienten? Das ist eine Maßzahl für die Einkommensverteilung.“ Wenn der Koeffizient bei null liegt, herrscht Gleichverteilung. Müller erklärt, während sich der Aschenbecher vor ihm weiter füllt, wie man den Gini-Koeffizienten aus dem Median, dem mittleren Vermögen, und dem Durchschnittsvermögen berechnen lässt. Dass sich Ungleichheit „unter dieser Regierung vergrößern wird, kann man berechnen“, sagt er, „das wird auch von der Statistik Austria erhoben“.

Abgesehen von Politik interessiert sich Müller – berufsbedingt – vor allem für wissenschaftliche und technische Themen. Da sei der STANDARD „sehr fundiert“. Vor allem von den Redakteuren Andreas Proschofsky (Web) und Klaus Taschwer (Wissenschaft) ist er ein ausgewiesener Fan. In Müllers erstem Posting ging es um den Mars und die chemische Reaktion der Disproportionierung.

Auch wenn sich Müller viel und gerne im STANDARD-Forum austauscht, wann immer er Zeit dafür hat, oftmals auch schon beim Frühstück, findet man ihn sonst nirgends im virtuellen Raum: „Ich bin ein völliger Verweigerer sozialer Medien! Der Mizi-Tant ihre Blähungen oder wer auf welcher Party war, interessiert mich auch

im physischen Leben nicht.“ Im echten Leben traf er erst einmal einen anderen User. „Menschen sind nicht so mein Hobby“, meint er nüchtern, „große Zusammenkünfte schätze ich nicht.“

Was Müller wirklich besonders wichtig sei, „ist die Frage der Offenheit und Toleranz einer Gesellschaft“. Mit Religionen kann er nichts anfangen: „Wenn ich von der christlichen Leitkultur höre, krieg ich rote Flecken im Gesicht“, sagt Müller, „jede monotheistische Offenbarungsreligion steht für Intoleranz und glaubt, sie hat die eine unhinterfragbare Wahrheit“. Über Religionen braucht er

deshalb auch nicht mehr diskutieren: „Ich leite mir ja auch nur einmal die Formel für den Umfang eines Kreises aus dem Radius her, und dann passt es. Da muss man nicht jedes Mal neu herleiten.“ Bauchgefühle seien für ihn nur „intellektuelle Flatulenzen“.

Ausländerfeindlichkeit rege ihn ähnlich auf, da sei er empfindlich, das „liegt vielleicht auch daran, dass meine Tochter zwei Staatsbürgerschaften hat“. Ob der Ton im Forum diesbezüglich härter geworden ist? „Ja, unter allen Umständen“, sagt Müller. Er bleibt aber trotzdem. Auch statistisch gesehen ist das erfreulich.



„Bauchgefühle sind intellektuelle Flatulenzen“, sagt Chemiker Martin Müller, der seit etwa zehn Jahren STANDARD-Poster ist.

Fotos: Matthias Cremer



Let's write the future.
Die Mobilität von morgen entsteht schon heute.

Auch bei der Entwicklung elektrischer Mobilitätslösungen leistet ABB Pionierarbeit, von der Hardware bis zu komplexen Steuerungssystemen. Mit der Installation, Wartung und Vernetzung intelligenter Ladestationen ebnen wir Kunden und ganzen Nationen den Weg ins elektrische Zeitalter. Für zukunftsweisende Mobilität, die zuverlässig, erschwinglich und emissionsfrei ist. Erfahren Sie mehr unter abb.at

ABB

Kurt Tutschek hat einen Blick für Altes und Kurioses. Das Pferd dürfte einmal einen Rummelplatz geziert haben, gewiebert hat es wohl nie. In seinem STANDARD-Blog gibt es Geschichten aus der Vergangenheit, die auch nicht verstauben.



Mikroskopische Zeitreise

In seinem STANDARD-Blog „Tutscheks Zeitreisen“ nimmt der Niederösterreicher Kurt Tutschek die User mit in die Vergangenheit. Und schafft ein wunderbares Sammelsurium aus Alltagskuriositäten – von Katzenmode aus 1911 bis zu Auffanggittern für Autos aus 1896.

UHRENVERGLEICH: *Andreas Hagenauer*

Kurt Tutschek ist ein aufmerksamer Mann. Das ist gut für Kurt Tutschek und wohl auch für seine Lebensgefährtin, sehr gut ist es aber auch für den STANDARD. Denn seit 2017 bloggt der 53-jährige regelmäßig für uns, im zweiwöchentlichen Abstand erscheint ein neuer Eintrag in *Tutscheks Zeitreiseblog*.

„Es war schwierig einen Titel für den Blog zu finden, aber wir haben uns schließlich auf Zeitreiseblog geeinigt“, erinnert sich Tutschek und lächelt dabei. Überhaupt lächelt der Niederösterreicher viel und oft, kleine Fältchen um die Augen belegen das. Die Reise in der Zeit ist ein Traum, ein Urbedürfnis des Menschen. Dabei geht es zumeist um die Vergangenheit. Die Zukunft ist schwieriger zu greifen. Vergangenes ist nicht unbedingt Neugierde, sondern oft auch Wehmut. Tutschek nimmt in seinem Blog mit in die Vergangenheit, verzichtet dabei aber auf historischen Staub und

den Anspruch auf Vollständigkeit. Es ist eine Reise mit dem Mikroskop.

Tutschek schnappt sich einzelne Eindrücke und zeichnet dabei ein Panoptikum, wie es denn damals so war. Grenzen oder zeitliche Einschränkungen gibt es keine. Aus dem ganz Kleinen wird ein Großes, Breites. Das klingt komplizierter, als es ist. Tutschek erklärt: „Zu Beginn jedes Eintrags steht eigentlich immer ein visueller Impuls. Ich sehe etwas oder stolpere über ein Bild und will mehr darüber erfahren. Und schon bin ich in der Recherche.“

Katzenmode und Bartassen

Das kann alles sein: Tutscheks Blog ist ein Sammelsurium an Schrägheiten, Kuriositäten oder einfach nur Beobachtungen aus dem Alltag. Katzenmode aus 1911, Auffanggitter für Autos aus 1896, die ersten Bilder einer Sonnenfinsternis oder die schaurig-schönen Fußballtrikots der Siebzigerjahre. „Kürzlich habe ich beim

Schlendern eine Bartasse in einer Auslage gesehen und habe mich gewundert, woher der Name eigentlich kommt. Das wurde dann gleich ein Blogbeitrag.“ Der rote Faden ist das Vergangene.

Das Bloggen, besonders die Recherche, nimmt Zeit in Anspruch. Am schwierigsten sei es, die Bilderrechte zu sichern. Eigentlich unterrichtet Tutschek am Gymnasium Wieselburg Biologie und Englisch, außerdem ist er an der Pädagogischen Akademie in der Lehrerfortbildung tätig.

„Mein Zeitmanagement hilft mir. Ich habe einen Kalender“, sagt er gelassen. *Tutscheks Zeitreiseblog* sei keine Belastung, sondern eine „Verwirklichungsmöglichkeit, die Spaß macht“. Das Ungezwungene liest man auch. Tutschek schafft es, die Geschichte zu erzählen, ohne sprachlich zu veröden. Ein Beitrag ist kürzer, der nächste umfassender: keine Vorgaben. Tutschek kann nicht nur schauen und recherchieren, er kann auch schreiben.

Im Internet ist der Niederösterreicher ein alter Hase. Ganz am Anfang, als Schulcomputerräume noch relevant waren, und die markanten Verbindungsgeräusche der Modems durch die Vorzimmer hallten, betrieb er schon einen Blog. Dort konnte man Rätsel lösen: „Ich hatte schon damals eine ganz gute Frequenz auf dem Blog. Aber durch Google und die Bildersuche war das Konzept irgendwann überholt. Es wurde zu leicht“, erzählt er.

Tutschek fährt sich durch die Haarstoppeln. Die Frisur ist gerade kurz, er spielt einen Leukämiepatienten in einem Laientheater. Früher schrieb er auch noch Kurzgeschichten. Nur von Musik und dem Malen lässt Tutschek die Finger. Da würde wohl auch die Zeit zu knapp werden.

ANDREAS HAGENAUER ist seit 2010 Sportredakteur beim STANDARD. Besonders Tennis hat es ihm ange-tan. Bei den Paralympics 2018 in Pyeongchang war ihm kalt.

Das Forum serviert

Wer sich in Österreich für den Tennissport interessiert, kommt nicht am einschlägigen Forum+ des STANDARD vorbei. Am 16. Februar 2017 ging das erste Posting in der von Usern betriebenen Kommunikationsplattform ein, bald zählt man mehr als 400.000 fachkompetente Einträge.

Schuld an der ganzen Sache trägt ein Wiener Bezirksrichter.

Philip Bauer

Der Richter ist schon etwas durchgeknallt. Dann und wann hüpfert er nächtens aus dem Bett, wirft müden Auges das Internet an und moderiert im Forum des STANDARD ein Tennismatch. „Ja, ich bin positiv verrückt“, sagt der 33-Jährige, der an einem Wiener Bezirksgericht arbeitet, „aber das Feedback und die Community treiben mich an. Im Forum ist man auch um drei Uhr morgens nicht allein.“

Allein? Nein, davon kann man weiß Gott nicht sprechen. Seit den Aficionados des Tennissports am 16. Februar 2017 ein eigenes Plätzchen zur Verfügung gestellt wurde, ist die Community sozusagen on fire. Zahlen gefällig? 1.629.353 Visits und 240.742 Stunden Verweildauer werden von 377.823 (!) Postings garniert. Und jeder dieser Einträge dreht sich um die geliebte Filzkugel.

The Judge, wie sich der Richter im STANDARD nennt, gab die Anregung zur Gründung des Forums und ist einer von insgesamt vier Moderatoren. Sein Licht stellt er unter den Scheffel: „Der Anchor-

man ist für mich dr. superscheit, er ist der Experte Österreichs, ein wandelndes Lexikon.“ Die Power-User Gasquet, Fachmann mit gediegenem Humor, und Wüterich, der Friedfertige, seines Zeichens Herr der Matchstatistiken und gewitzter GIF-Ersteller, runden das kompetente Quartett ab. Man versteht sich blendend, trifft sich offline ab und zu bei einem Glas oder auch Pappbecher Bier. „Alles feine, respektvolle Leute“, urteilt der Richter.

Zugpferd Thiem

Keine Frage, Zugpferd der ganzen Erfolgsgeschichte ist Dominic Thiem. Wann immer Österreichs Ass zum Schläger greift, wuselt es im Forum nur so. Die Community erfreut sich seiner Erfolge und leidet unter den Durststrecken. Der Richter erinnert sich an das Achtelfinale der US Open 2017: „Als Thiem gegen Juan Martín del Potro nach einer Zweisatzführung als Verlierer vom Platz ging, waren wir geschockt. Da herrschte zwei Tage eine ungewöhnliche Funkstille. Wir wollten von Tennis nichts mehr wissen, es war ein kollektiver Katzenjammer.“

The Judge ist in Sachen Zeitungslektüre familiär vorbelastet, seine Eltern hatten den STANDARD täglich auf der Couch liegen. „Und ich habe mich vor rund 15 Jahren als User registriert.“ Die Leidenschaft für das Spiel hat nicht etwa Thomas Muster, sondern die Französin Mary Pierce entfacht. „Ihr Sieg bei den French Open 2000 war die Initialzündung. Ich habe damals vorwiegend Damenturniere verfolgt. Martina Hingis, Jennifer Capriati, Lindsay Davenport – das waren interessante Charaktere. Mittlerweile finde ich die Matches der Herren aber interessanter.“

Selbst schwingt der Richter das Racket nur gelegentlich: „Ich habe früher regelmäßig gespielt, dann hat mir der Rücken zu schaffen gemacht. Jetzt fange ich wieder an, spiele ab und zu. Turniere wären nichts für mich, ich bin ein Nerverl.“ So bleibt mehr Zeit für die Community. Mit seinem Brotberuf am Gericht kommt sich der Spaß im STANDARD nicht in die Quere: „Ich kann meine Arbeitszeit frei einteilen, und bei Verhandlungen wird das Forum auch ohne mich überleben.“



Alles dreht sich um die Filzkugel, wirklich alles. Als wäre die Welt ein Sandplatz. Wenn irgendwann, irgendwo ein Tennisball fliegt, trifft sich die Community des STANDARD im Forum+, um die Flugkurve zu diskutieren.

Illustration: Armin Karner; Foto: APA



Boeing 747 Triebwerk

cargo-partner

we take it personally | transport + iLogistics | www.cargo-partner.com

**Ihr starker Partner für Luftfracht,
Seefracht und Lagerlogistik**

Modernste Logistiklösungen. 130 Standorte in 30 Ländern.



Hans Rauscher spricht mit seinen kritischen Postern: „Liberaler Atheist“ (li.), „Madame Schmeckenwasser“ (u.) und „vergib ihnen, denn“ (re. o.). Sie verwenden wie die allermeisten Poster „Nicknames“ und wollen anonym bleiben.



Fotos: Matthias Cremer

„Meine tägliche Reibungsfläche“

Die Postings auf derStandard.at sind berühmt für ihren oft gnadenlosen Freimut. Wie wäre es, einmal mit einigen Postern direkt in Kontakt zu treten? Drei waren dazu bereit und haben sich mit dem STANDARD-Kolumnisten getroffen, unter dessen Texten sie häufig posten.

PROTOKOLL: Hans Rauscher

Was wäre der STANDARD (online) ohne seine Poster? Sagen zumindest einige eifrige Poster („Ich bin ja nur hier wegen der Postings“). Jedenfalls ist die STANDARD-Community das größte Zeitungsforum in Österreich. Zu Artikeln und Kommentaren auf *derStandard.at* erscheinen bis zu 40.000 Postings. Pro Tag. Das macht heuer rund 10,4 Millionen Postings. Unter einem Einserkastl von „RAU“ (etwas mehr als 200 pro Jahr) oder der längeren Rauscher-Kolumne (rund 90 pro Jahr) stehen, je nach Aufregerfaktor des Themas, zwischen 200 und 2000 Postings.

Aber was in Wirklichkeit die allermeisten „User“ am STANDARD-Forum schätzen, ob sie nun selbst

posten oder nicht, ist die Möglichkeit der freien Debatte.

„Das STANDARD-Forum ist das letzte, wo noch mehrere unterschiedliche Meinungen anzutreffen sind“, sagt etwa Posterin „Madame Schmeckenwasser“.

Der Poster „Liberaler Atheist“ wiederum spendet – bei aller sonstigen Kritik – „großes Lob, dass so viele unterschiedliche und teilweise nicht zur Blattlinie passende Meinungen zugelassen werden“.

Und Posterin „vergib ihnen, denn“, sieht das Forum als „tägliche Reibungsfläche“, auch wenn sie ambivalent bleibt. Der wahre Grund, warum sie postet, sei „Ärger über fehlende Aspekte“, auch in der Berichterstattung, und das „will ich korrigieren“.

Die Damen „vergib“, „Schmeckenwasser“ und der Herr „Liberaler Atheist“ sind regelmäßige Poster. Aus dem Anlass „30 Jahre STANDARD“ war die Idee entstanden, mit kritischen Postern direkt in Kontakt zu treten und sie nach ihren Motiven, Eindrücken und etwaigen Vorschlägen zu fragen.

Links, liberal, rechts

Warum ausgerechnet diese drei Personen? Wir schrieben zehn Poster an, die sich kritisch geäußert hatten. Ein Kriterium war, dass sie nicht exklusiv, aber doch häufig unter den Kolumnen von „RAU“ posten.

Diese drei, alle in verantwortlichen Positionen, altersmäßig zwischen Ende dreißig und über 50, waren zu einem Treffen bereit. Die

Kritik kommt von links, liberal und rechts.

„Madame Schmeckenwasser“ ist in einem Großkonzern im mittleren Management tätig. Sie kennt syrische Flüchtlinge und versteht nicht, warum man diesen echten Kriegsflüchtlingen unterstellt, sie wollten ja nur in den österreichischen Sozialstaat einwandern. Bei „RAU“ stört sie gelegentlich der Hinweis auf die mangelnde Modernität vieler muslimischer Gesellschaften: „Man vergisst, dass der Imperialismus deren Kultur zerstört hat. Wenn schon religionskritisch, dann allen Religionen gegenüber.“ Als die Stimmung gegenüber den Flüchtlingen kippte, begann sie wieder zu posten (was sie zuletzt aus Zeitmangel zurückgestellt hatte), „weil so

viele Panik verbreiten“. Aber als sie ihre Postingtätigkeit wieder aufnahm, hatte sie ein befreiendes Erlebnis: „Ich hatte schon gedacht, ich bin allein mit meiner Meinung, aber das war nicht so.“

„Liberaler Atheist“ hingegen findet „RAU“ und liberale Journalisten ganz generell blind gegenüber dem Hauptthema muslimische Einwanderung. „Sie können nicht verstehen, was in 20 oder 30 Jahren auf uns zukommt. Das Stadtbild von Wien hat sich bereits total verändert. Im Zweifelsfall Humanität walten zu lassen geht, wenn es sich um ein paar Tausend handelt, aber nicht bei so vielen.“

„Liberaler Atheist“ ist Wirtschaftsberater und im internationalen Kontext tätig. Er gesteht, dass er als eher liberaler Wechsel-

wähler „wegen der muslimischen Problematik ganz bewusst Sebastian Kurz gewählt“ habe. Und, „um auch das gleich offen zu sagen: Wer die muslimische Migration bekämpft, braucht für eine gewisse Zeit eine Koalition mit den Rechten, weil die SPÖ das Problem negiert“. Daher: „2017 war mir bewusst, dass man die FPÖ in einer Koalition braucht, um das Problem in den Griff zu kriegen“. Wobei er die bisherigen Maßnahmen der Regierung für „lächerlich“ hält.

Posterin „vergib“ hat eine Praxis für „Coaching, Typenberatung und Beziehungsmanagement“. Sie ist „Text- und Sprachentwicklerin, ehemals Dolmetscherin und Verlegerin“.

Meinungsterror

Im Gespräch sagt sie, dass „Sprache und ihre Wirkung für mich sehr wichtig sind – ein Trigger bei mir ist, wenn der soziale Friede gefährdet wird“. Sie bedauert die „zunehmende Verrohung der Sprache in der öffentlichen Debatte“. „Das ist eine tragische Entwicklung, Spott und Meinungsterror nehmen überhand, auch bei den Postern.“ Das habe mit der Eurokrise und dem Umgang mit Griechenland begonnen. „In letzter Zeit führen einzelne Medien Politiker unerbittlich nach Lust und Laune im Stakkato zur Schlachtbank, das hatte ich so noch nicht erlebt.“

Bei „RAU“ stört „vergib“ der Fokus auf Muslime: „Wenn es um Muslime geht, sind Journalisten oft auf dem christlichen Auge blind. Die Christen haben eine grausame Geschichte. Die Bibel schreibt auch keinen Kindesmissbrauch vor, dennoch passiert er.“

„Bei Muslimen sind die Journalisten oft auf dem christlichen Auge blind. Vieles ist in der Tradition begründet, nicht in der Religion.“

„vergib ihnen, denn“

Vieles ist in der Tradition begründet, nicht in der Religion.“ Außerdem: „Beide, Muslime wie Christen, begehen ihre Verbrechen nicht, WEIL sie Muslime oder Christen sind, sondern ALS Muslime/Christen“.

Auf gesellschaftspolitischem Gebiet sei „RAU“ gegen Verteilungsgerechtigkeit (Vermögenssteuer), das gefährde das Gemeinwohl und den sozialen Frieden.

Was antworten? Selbstverteidigung und Verteidigung der Linie des STANDARD waren nicht so sehr das Ziel dieser Gespräche, sondern eher Zuhören. Immerhin aber so viel: Zum Thema „Verteilungsgerechtigkeit“ (Vermögens-, Erbschaftssteuer) wurde immer argumentiert, dass man über eine zusätzliche Steuer nur reden könne, wenn die Abgabenbelastung bei den Einkommen gemildert würde. Und zum Thema Muslime nur eines: Es muss zwangsläufig zu Problemen kommen, wenn ein säkularisiertes Europa mit einer wachsenden Bevölkerungsgruppe konfrontiert wird, bei der die Religion das ganze Leben bestimmt (bestimmen will).

Übrigens: Ursprünglich hieß das Projekt „RAU diskutiert mit seinen Trollen“. Das ließ sich jedoch nicht durchhalten. Denn die sogenannten Trolle wollen im Netz nicht diskutieren, sondern nur provozieren und disruptiv sein. Poster unter Trollverdacht wurden auch angeschrieben, aber es hat sich keiner gemeldet.

„Ich habe wegen der muslimischen Zuwanderung bewusst Sebastian Kurz gewählt. Er braucht dazu auch die FPÖ.“

„Liberaler Atheist“

Die Diskussion findet in den allermeisten Fällen anonym statt, das heißt mit einem „Nickname“ (kurz: Nick). Das reicht von bodenständigen Nicks wie „ärger ois deix“ (Bezug auf den berühmten Karikaturisten) oder „ehollaswurscht“ (selbst erklärend) bis zu elaborierten Nicks wie „marmota_phil, punxsutawneyi cives“ (offenbar eine Anspielung auf den Film *Und täglich grüßt das Murmeltier*).

Die Anonymität verführt zwar manchmal zu polemischen Exzessen, erlaubt es aber andererseits, kritische Postings ohne die innere Schere im Kopf (was sagt der Arbeitgeber dazu ...) abzusetzen.

Im Übrigen ist es mit der Anonymität vorbei, wenn sich bei strafrechtlich relevanten Äußerungen der Staatsanwalt einschaltet. Und, sehr wichtig: Beim STANDARD muss man mit validierter E-Mail-Adresse registriert sein, um posten zu können. Immer wieder ertönt der Poster-Aufschrei „Zensur!“. Was etliche Poster nicht zu begreifen scheinen: Auch DER STANDARD hat eine rechtliche Verantwortung für die Postings. Meinungsfreiheit ist nicht die Freiheit zur Beleidigung oder Unterstellung.

Manche Poster haben über die Jahre zehntausende Postings abgesetzt, die drei befragten Poster pendeln zwischen einigen hundert und einigen tausend.

Neuordnung der Postings

Wir haben die drei gefragt, was ihre Vorschläge zur Verbesserung des Online-Auftritts wären: „vergib“ meint, man solle die Vielzahl der Postings zu einem Artikel nach Bedeutung gliedern, etwa: Kritik/Korrektur/Faktencheck/ergänzend. Bei den Artikeln selbst findet sie, man solle besser nach Relevanz und nicht nach Chronologie ordnen, unbedingt mit

Datum. „Oft macht man auf, und es ist dann alt. Das ist ärgerliche Zeitvergeudung.“ Und grundsätzlich: „Lieber, als Postings zu lesen, wären mir neue Medien (Beilagen), in denen sich die Leser wiederfinden. DER STANDARD – Zeitung für Leser, von Lesern.“ Und: „DieStandard auflösen. #MeToo ist genauso Männerthema wie Frauenthema. Man soll drängende Gesellschaftsthemen nicht allein den Frauen umhängen.“

„Liberaler Atheist“ findet, die Auswahl der „Top-Postings“ sei zu sehr von den politischen Vorlieben der Redaktion bestimmt. Generell verbringt er „verdammte

viel Zeit beim Lesen von Postings – aber man bleibt halt hängen“. Was er schätzt, sind Postings, in denen weiterführende Links oder gar Insiderinformationen stehen.

Feedback und Korrektiv

„Madame Schmeckenwasser“ meint, Demokratie und Meinungsvielfalt müsste den Lesern etwas wert sein. Der britische *Guardian* z. B. fordert ja seine Online-User auf, mittels eines Mitgliederbeitrags (50 Pfund) „Guardian Member“ zu werden: „Ihr Beitrag hilft furchtlosem, unabhängigem Journalismus, zu überleben und zu prosperieren.“

Schlussbemerkung des Autors: Die Gespräche mit den Postern verstärken noch die bisherige Erfahrung: Bei aller Problematik mit manchen mühsamen Zeitgenossen, Postern und ausgesprochenen Trollen – die Postings geben (zusammen mit den Zugriffszahlen) wertvolles Feedback, was den Lesern wichtig ist und was nicht.

HANS RAUSCHER ist seit 1997 Kolumnist beim STANDARD („RAU“). Offenlegung: Er ist Mitglied des Filmmuseums und der Josef-Roth-Gesellschaft.

„Ich habe in der Flüchtlingskrise schon gedacht, ich bin allein mit meiner Meinung, aber das war nicht so.“

„Madame Schmeckenwasser“

Die Welt ist schon kompliziert genug.

24You Internetbanking

In einer Welt, die immer komplizierter wird, sind Fortschritte wichtig, die unser Leben einfacher machen. Deshalb haben wir mit Bank Austria 24You das einfachste Internetbanking Österreichs entwickelt. Internetbanking, mit dem Sie Ihre Bankgeschäfte so erledigen können, wie Sie es wollen: ohne lange Erklärungen. Einfach und rasch.

24You
DAS EINFACHSTE
INTERNET
BANKING

bankaustria.at/24you

Die Bank für alles,
was wichtig ist.

Bank Austria
Member of **UniCredit**

Geschichten aus der Community

Dient das STANDARD-Forum allein der Debatte? Mitnichten. Hier spielen sich Liebesgeschichten – und tatsächlich Heiratssachen – ab. Manche User erlangen dank ihrer Kommentarfrequenz sogar fast so etwas wie Promi-Status.

GESAMMELT VON: Georg Mahr, Michael Vosatka



Remis ist das beste Derby-Ergebnis

Rapid-Anhängerin „morgause“ lernte im Forum ihren Partner kennen – einen Austrianer.

Mit dem Posten habe ich begonnen, weil ich in meinem Freundeskreis die Einzige war, die sich für Fußball interessierte, und niemand mit mir darüber reden wollte. In den legendären Fußballtickern mit Tom Schaffer habe ich meinen mittlerweile besten Freund „prorogat“ kennengelernt, viele andere Psoter folgten. So mancher von ihnen ist leider nicht mehr im Forum dabei. Ab 2013 bin ich für zwei Jahre im Off-Topic-Forum verschollen. Bei einem Usertreffen habe ich später „Uhtred“ kennengelernt – einen Austria-Fan. Unser erstes Match war das Derby of Love zwischen dem Sportclub und der Vienna – auch hier stehen wir auf gegnerischen Seiten. „Uhtred“ brachte einen Sohn und einen Hund mit, und seit 15 Monaten gibt es den Morgauser. Er hat sowohl eine grüne als auch eine violette Badeente (siehe Bild). Wie es uns in Derby-Zeiten geht? Ein Remis zwischen Rapid und Austria ist für den Haussegem am besten.

„morgause“ ist seit 2009 registriert und hat seither fast 65.000 Postings abgesetzt.

Ein unvergesslicher Stadionbesuch

Foren-User „stndrd“ über eine magische Nacht in der Fußball-Arena von St. Pölten.

An einem bitterkalten Novembertag 2016 spielte „mein“ Fußballverein SKN St. Pölten gegen Wolfsberg. Das Spiel tröpfelte in der Herbstkälte des Traisentals gemächlich dahin, und ich saß fröstelnd auf der Tribüne. Nach einer halben Stunde stimmte eine Gruppe eingefleischter St. Pöltner Fans auf der Heimtribüne einen Sprechchor an. „Stndrd, wink amoi! Stndrd, wink amoi!“ Wie bitte? Was war jetzt los? Haben diese Teufelskerle einfach ein Transparent mit der Aufschrift „stndrd wanted online or alive“ im Stadion gezeigt. Wie sich herausstellte, wollte diese Gruppe Fans einfach mal wissen, wer dieser ominöse SKN-Fan aus dem STANDARD-Forum – also ich – eigentlich ist. Dass mein Herzensverein das Spiel mit 0:4 verlor, tat meiner Überraschung über den Abend keinen Abbruch. Das gemeinsame Bier nach dem Spiel bleibt unvergessen.

„stndrd“ ist seit 2000 online dabei und hat seit damals schon über 100.000 Postings verfasst.



Ein Kommentar sorgt für Herzklopfen

Leserin „k_otin“ über ihren heimliche Affäre mit dem STANDARD.

Wenn in der Früh der Wecker klingelt und mein Mann noch schläft, wandern meine Hände als Erstes zu meinem Liebhaber. Sie erforschen leise, behutsam und neugierig, was Trump getwittert und Kurz geschwiegen hat. Was hat sich auf der Welt getan über Nacht? Denn auch vor dem Einschlafen hab ich meine Zeit mit ihm, dem Liebhaber, verbracht. Er heißt DER STANDARD und bringt viele schlechte Nachrichten, gute sind selten geworden. Ich kann mich dennoch nicht von ihm trennen. Als *derStandard.at* online ging, geriet ich ins Schwärmen, die Kommentarfunktion löste leises Herzklopfen aus. Als die Liveticker auf der Bildschirmfläche erschienen, stand mein Herz in Flammen. Die Affäre zwischen mir und dem STANDARD verläuft nicht immer friktionsfrei, aber in meinem Alter weiß man, dass es den perfekten Liebhaber nicht gibt. Warum ich meine Gedanken trotzdem hier teile? Ich kann doch meinem Liebhaber keinen Wunsch abschlagen.

„k_otin“ liest seit jeher den STANDARD und hat sich seit 2004 rund 40.000-mal zu Wort gemeldet.

„Inszenierung braucht ein Korrektiv“

Politik zwischen Sein und Schein, zwischen sehen sollen und müssen: Wie inszeniert man richtig und wann ist es zu viel? Was hat sich in den vergangenen Jahren verändert durch Digitalisierung und Social Media? Drei, die es wissen: **Heidi Glück, Lothar Lockl und Milo Tesselaar.**

MODERATION: Lisa Nimmervoll

STANDARD: Wann hat das in Österreich so richtig angefangen mit der Inszenierung von Politik? War es mit Jörg Haider? Oder schon mit Bruno Kreisky, der sich 1971 mit dem Pressefoyer nach dem Ministerrat eine Bühne geschaffen hat, auf der er sich inszenieren konnte? **Glück:** Ich würde die Inszenierung in Österreich in der Monarchie ansetzen, weil sie natürlich auch ein Ausdrucksmittel der Mächtigen war. Aber Inszenierung an sich geht viel weiter zurück bis zu den antiken Griechen und Römern, den Pharaonen. So wirklich im Sinne der breiten Sichtbarkeit hat die Inszenierung wahrscheinlich in den 60er-Jahren in den USA mit dem Fernsehen begonnen. **Lockl:** In Österreich war Kreisky schon eine echte Zäsur, gerade wie er sich im Fernsehen gegeben hat. Das berühmte Duell gegen Josef Taus, wo Kreisky mit seiner Brille gespielt hat, oder sein Pressefoyer nach dem Ministerrat. Später waren die Protestaktionen mit transparenten erste Geburtsstunden politischer Bürgerbewegungen abseits der etablierten Parteistrukturen.

STANDARD: Herr Tesselaar, Sie haben mit Irmgard Griss bei der Präsidentschaftswahl eine Kandidatin inszenieren müssen oder dürfen, die neu in der Politik war. Welche Überlegungen standen dahinter? **Tesselaar:** Abgesehen davon, dass sich Irmgard Griss nie „inszenieren“ lassen würde, gilt für jene Persönlichkeiten, mit denen ich arbeiten will, dass viel Inszenierung gar nicht notwendig sein sollte. Es gibt Stärken, die man unterstreichen, und Ecken, die man schärfen kann. Mein Zugang zur Politik ist, dass man auf dem, was da ist, aufbaut und nicht aus etwas Weißem etwas Schwarzes macht. Bei Irmgard Griss war die Geschichte so: eine sachliche, parteiunabhängige eigeninitiierte Bürgerin mit dem Potenzial, erste Präsidentin Österreichs zu werden. Es ging darum, ihre Persönlichkeit, Werte und ideellen Beweggründe zu vermitteln und ein effektives Team zu bilden, um mit wenig Mitteln mit unternehmerischem Zugang, Kreativität und strategischem Geschick möglichst viel zu erreichen.

STANDARD: Inszenierung hat – zumindest im politischen Umfeld – einen negativen Unterton. Welche

Funktion erfüllt die Darstellung von Politik für die Demokratie? Der deutsche Politikwissenschaftler Ulrich Sarcinelli nannte sie einen „Wirklichkeitsgenerator“, weil es sich bei Politik um Vorgänge handle, bei denen die Wählerinnen und Wähler ja nicht direkt dabei seien. **Glück:** Ich würde Inszenierung als die theatralische Form der politischen Kommunikation definieren. Ein Mittel, auch um Macht zu demonstrieren, aber Inszenierung hat auch sehr viel mit Symbolik zu tun. Denken wir an so historische Inszenierungen wie Mitterrand/Kohl, das war das Symbol der deutsch-französischen Versöhnung. Willy Brandts Kniefall im Warschauer Ghetto war ganz klar die Entschuldigung für die Untaten des Holocaust. Macrons Europa-Rede in Versailles, er marschiert durch den Spiegelsaal, die Botschaft: Ich bin sozusagen der demokratische Monarch in Anlehnung an Ludwig XIV. Diese Symbolik ist in Wahrheit sehr viel stärker und nachhaltiger als Inhalte. Das Entscheidende ist aber, dass der Content mit der Inszenierung zusammenpasst. Wenn die Substanz für so große Momente da ist, funktioniert es auch gut. Oberflächliche Inszenierungen werden relativ bald durchschaut.

STANDARD: Herr Lockl, Sie haben Alexander Van der Bellen zuerst als Grünen-Chef inszenieren müssen, später als nächsten Bundespräsidenten, der für alle wählbar sein sollte. Nach welchen Gesichtspunkten haben Sie die Inszenierungsentscheidungen getroffen? **Lockl:** Inszenierung ist eine Form der Kommunikation. Was stellt man ins Schaufenster? Dabei geht es um etwas ganz Wichtiges, nämlich um Vertrauen. Es rächt sich, wenn man ein X für ein U vormachen will. Wir befinden uns heu-

te mitten in einer Kommunikationsrevolution. Wir kommunizieren in Echtzeit. Es ist individueller geworden, es gibt Interaktion, also unmittelbare Rückmeldungen. Bilder sind noch wichtiger, ebenso Videocontent. Die Menschen wollen hinter die Kulissen blicken. Ein Resultat ist die viel stärkere Personalisierung. Viele Wähler treffen ihre Wahlentscheidung danach, ob sie glauben, dass der jeweilige Politiker an der Spitze im Moment der Richtige ist. Wenn es ein Grundgesetz für Inszenierung gibt: Es muss zur Person passen. Man merkt das, wenn jemand nicht authentisch ist. Deswegen war bei Van der Bellen schon 100 Prozent Van der Bellen drin, als er Grüner war, und erst recht danach als Präsidentschaftskandidat, nur die Funktion und die Schwerpunkte waren andere.

STANDARD: Frau Glück, Sie sagten ja einmal: „Ich glaube, dass die Inszenierung besonders wichtig ist, wenn man noch keine Ergebnisse präsentieren kann.“ Als Beispiel nannten Sie eine Regierungsklausur von Schwarz-Blau 2004, bei der es eigentlich nicht wirklich etwas zu „verkaufen“ gab. Sie haben die Regierung dann unter dem Slogan „Zeit der Ernte“ zur Lese in die Weinberge in Krems geschickt, „damit wir wenigstens Fotos haben“.

Glück: Das war der Versuch, schon am ersten Klausurtag Futter für die Medien zu generieren. Ich glaube fast, dass das heute manchmal noch mehr gilt als damals. **Tesselaar:** Heute ist bei den meisten Politikern gar nicht mehr das Bedürfnis da, komplexe Themen darzustellen, im Gegenteil. Hauptsache, man hat produziert gute Bilder und setzt möglichst wenig um, weil das angreifbar macht. Wenn man sich z. B. die aktuelle Regierung anschaut, ist es eher so: Inszenierung ist das, was man sehen soll und darf. Der Gegenpol müsste sein: Journalismus ist das, was man sehen muss. In diesem Spannungsfeld hat die Politik zurzeit die Oberhand. Es ist schon länger so, dass wir Bürger zu wenig sehen, was wir sehen müssten. **Glück:** Man kommt relativ lang damit durch, würde ich sagen. **Tesselaar:** Ja. Es herrschen eigentlich ideale Bedingungen dafür.

STANDARD: Wie lang kommt man mit hohler Inszenierung durch?

Lockl: Nicht ewig. Eine Seifenblase kann sehr schnell platzen. Du brauchst eine Art Generalanliegen, das dir auch eine gewisse Sicherheit gibt, einen Korridor im politischen Handeln. Politik ist oft mühsam, und es braucht Zeit, Kompromisse zu finden. Manche versuchen dann, sich mit Ablenkungsmanövern ein bisschen drüberzuschummeln. Aber irgendwann kommt der Punkt, wo die Substanzfrage da ist und ich mich an meinem Generalanliegen messen lassen muss, thematisch und stilistisch.

Wenn es ein Grundgesetz für Inszenierung gibt: Es muss zur Person passen. Man merkt das, wenn jemand nicht authentisch ist.

Lothar Lockl

STANDARD: Wo verläuft die Grenze zwischen Inszenierung und Manipulation? Der Philosoph Walter Benjamin hat, damals mit Blick auf die Inszenierungen des Faschismus, von der „Ästhetisierung der Politik“ gesprochen und meinte den Missbrauch der Kunst, vor allem des Mediums Film als Mittel der Politik. Wenn man sich heute die Facebook-Seiten und Instagram-Accounts von Politikern anschaut, dann findet man da auch nur schöne, geschönte, glatte, geglättete Bilder.

Tesselaar: Alles, was Meinung beeinflusst, ist bis zu einem gewissen Grad Manipulation. Ich unterscheide für meine politische Arbeit zwischen Manipulation und Inspiration, weil sie zwei unterschiedliche Dynamiken mit sich bringen. Mir ist es nur wert, inspirativ zu arbeiten. Das hat damit zu tun, wie man Menschen bewegt, wie man Emotionen anspricht. Man kann negativ oder positiv mobilisieren. Das Inspirative ist allerdings abhängiger von der Fähigkeit der einzelnen Beteiligten, das setzt viel mehr Substanz voraus. Es ist der mühsamere Weg, dafür kann man mit Inspiration im Endeffekt viel mehr bewegen. Manipulation ist einfa-

cher, so kann man relativ lang inszenieren, ohne jegliche Substanz.

Glück: Darum braucht Inszenierung ein Korrektiv. Denn wenn ich genügend Ressourcen zur Verfügung habe, kann ich Inszenierungen machen, die hauen dich um, die beeindrucken auf eine Weise, dass es ganz schwer ist, da hinter die Kulissen zu schauen, gerade in Zeiten von Social Media. Wir feiern jetzt 30 Jahre STANDARD, und darum ist das auch ein Plädoyer für den Qualitätsjournalismus, der da eine ganz wichtige Aufgabe hat, dieses Korrektiv zu sein und ständig den Blick draufzuhalten, wo diese Grenzen eben sind. **Tesselaar:** Ich fand die Erkenntnis oder Erfahrung von Christian Kern spannend, der gesagt hat: „95 Prozent der Politik bestehen aus Inszenierung.“ Es ist dringend notwendig, dass Journalismus es schafft, vielleicht nur mehr 45 Prozent an Inszenierung zuzulassen. Der Rest wird vom Journalismus entblößt, ist also das, was wir als Bürger sehen müssen. Das ist eine entscheidende Herausforderung für journalistische Organisationen.

Glück: Weil wir jetzt Inszenierung so ein bisschen als überbordende negative Kommunikation diskutieren, möchte ich das doch etwas zurückdrehen. Ich meine schon, dass es Inszenierung braucht. Du bringst politische Kommunikation ohne Inszenierung heute nicht mehr durch. Dann findet Politik nicht mehr statt. Es ist die visualisierte Darstellung eines Themas, und die ist wichtig. **Lockl:** Das stimmt. Der ehemalige US-Präsident Barack Obama war ein Meister darin.

Tesselaar: Wenn Inszenierung ein Werkzeug ist, dann kommt es drauf an, wie man es einsetzt.

STANDARD: Was sind Ihre wichtigsten Werkzeuge für Inszenierung? Müssen Politiker heute Kanäle wie Instagram, Facebook und Twitter bespielen, wenn sie erfolgreich sein wollen?

Tesselaar: Digitale Kanäle sind ein entscheidender Bereich für politische Kommunikation. Schauen wir uns z. B. Kurz oder Strache an, die haben unglaubliche Reichweiten auf Facebook, die erreichen mit eigenproduzierten oder geteilten Inhalten oft mehr Aufmerksamkeit und Stimmung als über klassische Medien. Das ist enorm,

Du bringst politische Kommunikation ohne Inszenierung heute nicht mehr durch. Dann findet Politik nicht mehr statt.

Heidi Glück



HEIDI GLÜCK (55),
Kommunikationsexpertin.
Sie war Pressesprecherin und
strategische Beraterin von Bundes-
kanzler Wolfgang Schüssel (ÖVP)
ab Beginn der schwarz-blauen
Koalition im Jahr 2000. 2007
gründete sie das Kommunikations-
beratungsunternehmen Heidi Glück
spirit & support und die Redner-
agentur Top Speaker.

LOTHAR LOCKL (49),
Strategie- und Politikberater.
Ab 2000 Kommunikationschef der
Grünen und mitverantwortlich für
die Nationalratswahlkampagne
2006, bei der die Grünen erstmals
im Bund drittstärkste Kraft wurden.
2009 gründete er Lockl Strategie.
2016 Wahlkampfleiter von
Alexander Van der Bellen für die
Bundespräsidentenwahl.

MILO TESSELAAR (36),
Citoyen, strategischer Berater,
politischer Entrepreneur.
Er war u. a. Kampagnenleiter
von Irgard Griss beim
Präsidentenwahlkampf 2016.
Gründer und Leiter der
Plattform Demokratie21,
einem Forum für einen
wirkungsorientierten
Dialog über Demokratie.

Foto: Heribert Corn

denn da verselbstständigt sich gesteuerte Kommunikation. Für Parteien, NGOs, Unternehmen oder etwa auch als Fußballklub ist es notwendig, einen integrierten Newsroom zu betreiben, der alle eigenen Kanäle, z. B. soziale Medien, Messenger und auch die klassischen Medien mit spezifischen Inhalten strategisch bespielt. Ich würde E-Mail noch dazu nehmen, die wird oft unterschätzt, ist aber sehr wertvoll.

Glück: Wahlentscheidend ist dieser neue Medienbereich aber noch nicht. Es helfen die schönsten Instagrambilder nichts, wenn du das politische Handwerk nicht beherrschst. Das Politikmachen als solches, Ideen haben, sie ausarbeiten und kommunizieren, Menschen überzeugen, die richti-

Inszenierung ist das, was man sehen soll und darf. Der Gegenpol müsste sein: Journalismus ist das, was man sehen muss.

Milo Tessaal

gen Programme setzen, wenn das alles in den Hintergrund rückt, kannst du nicht reüssieren.

Tessaal: Es widerstrebt mir zutiefst, aber Ideen und Konzepte benötigen Politiker in diesem

politisch-medialen System leider kaum. Politikmachen heißt bedauerlicherweise vor allem, gut kommunizieren zu können.

Glück: Nein, das reicht nicht.

Tessaal: Politikmachen heißt im Grunde genommen Strategie und Kommunikation. Um Ideen geht's selten. Jemand, der das politische Handwerk beherrscht, der braucht keine Ideen.

Lockl: Das sehe ich nicht so. Es braucht eine Vorstellung von der Zukunft, um Allianzen schließen können. Dann brauchst du eine harte Haut, und du musst den kompletten Verlust an Privatheit akzeptieren ...

Tessaal: Aber das ist auch Kommunikation.

Glück: Ich muss da wirklich total widersprechen. Du brauchst sehr

wohl politische Ideen und neue Antworten. Warum sind die Sozialdemokraten in Europa in so einer Krise? Weil sie mit alten Rezepten durch die Gegend laufen. Das ist nicht nur eine Frage, ob irgendwem irgendwann der Slim-Fit-Anzug von jemandem auf die Nerven geht. Es braucht sehr viel mehr. Ganz ehrlich, wie wir täglich stundenlang an politischen Ideen gearbeitet haben ...

Tessaal: Ja ihr, damals, das war vor fast 20 Jahren ... (Lachen)

Glück: Ja, das ist leider schon sehr lang her.

Tessaal: Es wird kaum an Ideen gearbeitet, weil es auch nicht notwendig ist. Weil Politiker in der Sache selbst wenig erreichen wollen, weil wir den Wettbewerb der besten Ideen in diesem Land nicht

kennen und Diskurs mittlerweile nahezu unmöglich ist. Das geht über die jetzige Regierung hinaus. Ich würde bestreiten, dass den handelnden Personen Ideen in den letzten 20 Jahren wichtig waren.

Glück: Vielleicht muss man sich auch wieder ein bisschen zurückbesinnen. Dieses Unwohlgefühl der Menschen mit der Politik liegt sicher auch daran, dass sie der Lösungskompetenz von Politik nicht mehr vertrauen.

LISA NIMMERVOLL begann 1999 als Oberösterreich-Korrespondentin des STANDARD, ist seit 2000 Innenpolitikredakteurin und betreut auch die Schwerpunktausgaben. Zweimal im Monat steht sie gern sehr früh auf, um ab 5.30 Uhr die neuesten Nachrichten am Newsdesk zu verarzten.



@HubertSickinger,
Politikwissenschaftler
und die Stimme der
Vernunft. Er weiß
alles über Politikfina-
nzierung und bringt
Debatten mit Fakten
auf den Boden.



@corinnamilborn
Journalistische
Tausendsasserin mit
Haltung. Die Puls-4-
Infochefin nutzt ihre
große Reichweite
gerne für die gute
Sache. Brava!



@Sigi_Maurer
Ex-Abgeordnete und
Opfer massiver
sexueller Belästigung
auf Social-Media-
Kanälen. Sie kämpft
und postet weiter.
Go, Sigi, go!



@ArminWolf
Der ZiB-Anchor ist
König in Austro-
Twitter. Den Wolf zu
retweeten ist wie
Eulen nach Athen zu
tragen. Ein Retweet
von ihm bringt Ruhm
und Follower.



@nicole_schoen
Die freie Autorin
Nicole Schönborfer ist
der Albtraum aller
„alten weißen
Männer“. Bei
Sexismus und
Manspreading will sie
„alles anzünden“.



@HHumorlos
Aktivistin Hanna
Herbst kann Internet,
Feminismus, Humor
und Bücherschreiben:
*Feminismus sagt man
nicht ist eben
erschienen.*



@mfleischhacker1
Journalist Michael
Fleischhacker ist sehr
gerne dagegen.
Twitter ist ihm nicht
intellektuell genug.
Schade, denn es kann
nie genug Gegen-
meinung geben.



**@Rosinnjo und
@Kosak_Daniel** sind,
entgegen allen Vermu-
tungen, nicht die
gleiche Person. Rosi
hat mehr Haare. Ihr
Podcast ist o.k., sagt
die Twitteria.



@wienerlinien
Auf den ersten Blick
reiner Service-
Account. In den
Antworten finden sich
aber oft humoristische
Perlen. Weitermachen.
Wir lieben euch! ;)



@LPDWien Einmal im
Jahr twittert die
Wiener Polizei rund
um die Uhr und
sammelt Sympathie-
punkte. Auch sonst
leistet der Account
solide PR-Arbeit.

Dann schuf Gott Austrotwitter

Wer den telegenen Kaiser nicht duzt, dem investigativen König ein Abonnement abkauft und sich vom kleinformatischen Hofnarren gerne blocken lässt, wird's schön haben in der Austrotwitteria. Zumindest so lange, bis die zweite Reihe der zwitschernden Hierarchie antanzelt.

Martin Moped von Gebrüder Moped

Am Anfang schuf Gott Twitter. Aber Twitter war ausländisch und unverständlich. So schuf Gott, was auf Gottes Hand lag: ein Wesen exakt ihm zum Bilde. Gott sah, dass das Wesen gut war, und nannte das Wesen Österreicher. Und nachdem neben dem Österreicher unaufgefordert eine Österreicherin herumstand, war diese fortan mitgemeint.

Bedingt durch seine zentrale Rolle versteht es der Österreicher, sich dem sozialmedialen Geblöke aus dem kultur-fremden Ausland zu entziehen. Twitter gehört nicht zu Österreich. Gott fluchte: Verdammte, verschöpfung! So vollendete Gott sein Werk und schuf einen anständigen abendländischen Traditionsbetrieb, die Austrotwitteria.

Übersichtlich strukturiert, setzt sich die Austrotwitteria aus Mitgliedern (also ausweislich aus Teilhabern mit Glied) jener Österreicherin zusammen, die mitunter beruflich, jedenfalls aber gottgegeben irgendwas mit Medien macht. Doch selbst in den ausdauerbedingten keineswegs notwendigen medialen Schöp-

fungspausen stellt die heimische Herrenrunde ihre umfassende Allwissenheit der gemeinen Masse gerne zu Verfügung. Ehrenamtlich und freundschaftlich. In der Austrotwitteria. Man erklärt einander Österreich, demnach die Welt, bezweifelt Abweichendes und korrigiert, was das Zeug hält.

Bedauernswerterweise nehmen bislang nur lebende Österreicher am aktiven Austrotwitter teil. Schade eigentlich. Wir alten weißen Männer fänden mit Garantie einen Weg, den Tod der Toten zu relativieren und ihn massiv zu hinterfragen. Denn unser gewieft in 280 Zeichen gepresster Zweifel konnte in der Vergangenheit immer wieder der einen oder anderen Gefahrenquelle erfolgreich den Garaus machen. Etwa dem gemeingefährlichen Genderwahn. Zu gendern bedeutet, Frauen in unserer Sprache vorkommen zu lassen. Und warum? Weil es sie gibt. Das darf doch aber bitte nie und nimmer Grund dafür sein, sie in Schrift und Sprache einzubeziehen. Wo kämen wir denn da hin?

Wohin auch immer. Der Weg in die Austrotwitteria steht frei. Kein Grund, aus

Furcht und Ehrfurcht den Schritt nicht zu wagen. Merke: Das bisschen Mansplaining ist doch halb so schlimm, sagt mein Drunterkommentierer. Denn die Austrotwitteria ist vielseitig und offen, vorwiegend für alles, was sie kennt und mag.

Wer den telegenen Kaiser nicht duzt, dem investigativen König ein Abonnement abkauft und sich vom kleinformatischen Hofnarren gerne blocken lässt, wird's schön haben dort. Zumindest so lange, bis die zweite Reihe der Austrotwitter-Hierarchie antanzelt. Sie wird Ihnen durch geschickten Einsatz gelebter Intelligenzlastigkeit mitunter den Spaß verderben. Bis dahin sollten Sie dringlich danach trachten, bereits anderen den Spaß verdorben zu haben. Dann klapp't's auch mit dem Follower, wenn er ungefragt ergänzt: Zu Risiken und Nebenwirkungen fragen Sie Ihren Popsch-Doktor oder Ihre Waxing Lady.

GEBRÜDER MOPED machen Kabarett und schreiben Bücher. Ihr neuestes heißt „Heute gehört uns Österreich und morgen die ganze Scheibe“. Die Show zum Buch ist am 8. November im Rabenhof Theater zu sehen.

#TwitteriaSpricht

Worüber Austro-Twitter diskutiert, lacht und ätzt*

Die österreichische Twitterblase ist vor allem eine Journalisten- und Politblase. Und so war es auch ein hochpolitisches Thema, das die Twitter-Debatte in Österreich zum ersten Mal entzündete: #unibrennt machte 2009 während der Studierendenproteste den Mikroblogging-Dienst Twitter in Österreich populär.

Nicht minder politisch war der erste wirklich massentaugliche österreichische Satire-Hashtag: Unter #Grasserfilme wird seit 2011 der Prozess gegen den ehemaligen Finanzminister begleitet. Humorig und hämisch mokiert sich die Twitteria über Auftreten und zwielichtige Geschäfte des Ex-Ministers: „Jäger des verworrenen Schattes“ kreierte etwa @chmelr_dietter oder „Vom Föhne verweht“ die @frau_wasser.

Noch hämischer wurde es 2017 nach der französischen Präsidentschaftswahl: Der damalige Außenminister Sebastian Kurz gratulierte dem Sieger: „Gratulation an @EmmanuelMacron zum Wahlsieg – linke Politik wurde klar abgewählt.“ Es folgte humorvolle Kritik unter #twittern-wiekurz. Dieser Hashtag wird nun bei jeder kontroversen Aussage des Bundeskanzlers gerne aufgegriffen.

Auch wenn Kritik, Grant, Neid und Häme dominieren, gibt es auf Austrotwitter ab und zu auch Liebe, #Wienliebe. Die Twitteria verfasst Liebeserklärungen an die beste Hauptstadt in Wort und Schrift. Hach. (os)

*Die #- und Twitterer-Auswahl wurde nach rein subjektiven Kriterien getroffen.

OLIVERA STAJIĆ war Projektleiterin von daStandard.at. Jetzt ist sie Redakteurin im Ressort Etat und Online-CvD. Mit Twitter verbindet sie eine langjährige Hassliebe.

Vom ersten Posting zum Zehn-Millionen-Forum

Wie DER STANDARD zu seiner Community kam

Als eines der ersten Medien weltweit führte DER STANDARD vor knapp 20 Jahren Userkommentare unter jedem Online-Artikel ein. Heute finden sich im Forum rund zehn Millionen Postings im Jahr. Wie kam es zur Community und welchen Wert hat diese heute?

IM FORUM: Christian Burger

Was Thomas B. dazu sagen wuerde: Letzten Endes kommt alles auf den Wahrheitsgehalt einer Luege an.“

12. April 1999, 15.12 Uhr: Unter einem Online-Artikel über die österreichische Berichterstattung zum Kosovo-Krieg erscheint dieser Kommentar – ein fast wörtliches Zitat des Schriftstellers Thomas Bernhards, eine klare Medienkritik. Es ist das erste STANDARD-Posting und damit einer der weltweit ersten Userkommentare überhaupt, die zu einem redaktionellen Onlineartikel gepostet werden.

Die ersten Ideen

„Schon bei der Gründung von derStandard.at 1995 war uns klar, dass wir das Medium Internet für einen Rückkanal nutzen müssen“, sagt Gerlinde Hinterleitner, damals Teil des Online-Gründungsteams, heute Online-Verlagsleiterin und für User-Generated Con-

tent beim STANDARD verantwortlich. Mitte der Neunzigerjahre gab es mit der „Blackbox“ in Österreich bereits eine erfolgreiche Internetcommunity, die Schüler, Studenten, Künstler und politische Organisationen, aber auch Medienschaffende und NGOs für Onlinediskussionen zusammenbrachte. Diese neue Form einer Diskursplattform wurde zu einer Inspiration für derStandard.at.

Hinterleitner: „Ende 1997 starteten wir das erste Community-Projekt. Wir wollten unsere Leser in die Lage versetzen, selbst aktiv zu werden und unmittelbar am gesellschaftlichen Gespräch teilzunehmen.“ In der gedruckten Ausgabe gab es seit der Gründung 1988 den „Kommentar der anderen“ als Abbildung differenzierender Perspektiven. Das Internet bot die Möglichkeit, diese Meinungsvielfalt noch rascher und auf breiterer Basis darzustellen. Deshalb sollte es auf derStandard.at neben der Berichterstattung auch Platz

für ein Forum geben. Zunächst sollten hier täglich nur einige von der Redaktion speziell ausgewählte Themen zur Debatte anregen. Mit einer Internetfirma ging es an die Umsetzung, eine kommerzielle Forensoftware sollte eingebunden werden.

Österreichs Diskursmedium

„Wir haben täglich 100 bis 120 Artikel. Sollten wir das Forum nicht einfach unter jeden Artikel hängen?“, warf in einer der Besprechungen Alexander Mitteräcker ein, heute alleiniger Vorstand des STANDARD und seit 1998 Teil des Projektteams. „Dann gibt es nicht nur drei oder vier ausgewählte Diskussionen jeden Tag, sondern die User können sich selbst aussuchen, welches Thema sie intensiver diskutieren wollen. Schließlich kann jeder unserer Artikel ein potenzieller Auftakt für eine Diskussion sein.“

Die Idee war bestechend – auch, weil sie völlig neu und revolutionär

EBLINGER  PARTNER

VERBINDUNGEN,
DIE WERTE SCHAFFEN.

WIR GRATULIEREN DEM STANDARD ZU 30 JAHREN ERFOLGREICHER ZEITUNGSGESCHICHTE

Die Eblingler & Partner Personal- und Managementberatung ist seit über 25 Jahren richtungweisend am österreichischen Personalberater-Markt etabliert und Teil des weltweiten Beraternetzwerks IIC Partners. Als Experten für Suche und Auswahl von Spezialisten und Executive Search von Führungskräften zählen wir zu Österreichs Top 10. Das Leistungsportfolio wird durch strategische Personalentwicklung mit diversen Maßnahmen zur nachhaltigen Effizienzsteigerung im Human Resources Management abgerundet.

Unsere Beratung erfolgt ganzheitlich, strategisch und nachhaltig, denn wir verfügen nicht nur über die notwendigen Kontakte und Netzwerke, sondern auch über ein Team aus hochqualifizierten, auf Branchen und Methoden spezialisierten Consultants. Wir arbeiten stets im Sinne unserer Kunden und agieren dabei lösungsorientiert und partnerschaftlich, oder anders gesagt, wir stehen für „Verbindungen, die Werte schaffen“.

Eblingler & Partner
Weihburggasse 9, A-1010 Wien
Tel: +43-1-532 33 33 - 0
Email: office@eblingler.at
www.eblingler.at

 IIC Partners
Executive Search Worldwide

Gerald K. #1

„Was Thomas B. dazu sagen wuerde:

Letzten Endes kommt alles auf den Wahrheitsgehalt einer Luege an.“

Das erste Posting, das jemals im Forum des STANDARD erschien – eine Reminiszenz an Schriftsteller Thomas Bernhard.

när war. Für den Zugang, über journalistische Inhalte den öffentlichen Diskurs zu fördern, gab es zum damaligen Zeitpunkt kein Vorbild. Social-Media-Plattformen wie Facebook, Twitter und Instagram, auf denen heute selbstverständlich alles kommentiert wird, waren noch lange nicht gegründet. Selbst das österreichische Community-Urgestein *uboot.com* ging erst im Jahr 2000 online.

Das Community-Projekt hatte mit der Idee „Diskussion unter jedem Artikel“ ein neues Ziel bekommen, doch technisch musste dafür erst eine Lösung gesucht werden: Die Einbindung der Forensoftware unter jedem Artikel erwies sich als nicht umsetzbar.

Da am Markt vorhandene Forenprogramme dem Zweck nicht gerecht wurden, wurde das STANDARD-Forum von verlagsinternen IT-Spezialisten in nur wenigen Wochen auf eigene Faust programmiert. Die Vorgabe: Jedes Posting muss auch von anderen Userinnen und Usern beantwortet werden können – denn nur auf diese Weise kann ein wirkliches Gespräch entstehen. Die entsprechenden Gesprächsverläufe sollten gut strukturiert unterhalb des jeweiligen Artikels dargestellt werden, damit auch andere Personen in die Diskussion einsteigen können. Dazu musste die Moderation der Debatten bedacht werden: Neue Beiträge landeten in dieser Urversion des heutigen Forums noch in einer E-Mail-Box und konnten von dort aus freigeschaltet oder gelöscht werden.

Spielerisches Ausprobieren

Am 12. April 1999 war es schließlich so weit: Das Forum unter jedem Artikel ging online, kurz darauf erschien das erste Posting. „Zu Beginn war das natürlich ein spielerisches Ausprobieren“, sagt Mitteräcker. Schon damals aber war klar: Wer die interaktiven Möglichkeiten des Mediums nutzt, fördert damit die Leserbindung. Deshalb wurden Aufbau und Pflege der Community bereits zur Jahrtausendwende für *derStandard.at* eine Selbstverständlichkeit.

Das Forum unter den Artikeln war der erste Meilenstein in der Verbindung von redaktionellem Inhalt und Gespräch der User. Der Liveticker war die logische Fortsetzung – obwohl auch dafür jedes Vorbild fehlte.

Redakteure aus dem Sportressort begannen damals, Artikel laufend zu ergänzen, um den aktuellen Zwischenstand von Formel-1-Rennen sekundenschnell an die Leser zu liefern. Besonders angehen waren sie von den kreativen Kommentaren der ORF-Moderatoren, allen voran Heinz Prüller – auch diese gaben sie wortgetreu wieder. Und durch das neue Forum konnten jetzt auch die User unterhalb der Artikel ihrer Emotion freien Lauf lassen.

Projekt Liveticker

Als schwierig gestaltete sich allerdings, einen Zusammenhang zwischen den redaktionellen Ergänzungen und den jeweiligen Reaktionen der Community herzustellen. Schon 1999 ging deshalb eine erste selbstentwickelte Version des Livetickers online, bei der User redaktionelle Updates einzeln kommentieren konnten.

„So kann man das unmöglich lassen. Wenn man die User-

kommentare einschaltet, weiß man nicht mehr, wo oben und unten ist, so konfus sieht alles aus. Das Layout ist an Langeweile kaum noch zu überbieten, da schlafen uns die User vor der Kiste ein.“ So lautete das Feedback von Philip Bauer, heute Ressortleiter Sport, zu einer Weiterentwicklung. Zum Glück kamen bis zur Fußball-WM 2002 noch einige Verbesserungen hinzu, und seither ist der STANDARD-Liveticker unverzichtbar geworden.

„Das Forum und der Liveticker sind Teil unserer DNA“, sagt Hinterleitner. „Die redaktionelle Berichterstattung mit den Menschen, für die sie gemacht wird, zu verweben ist es, was unsere Community ausmacht.“ Der Wert der

Community besteht für sie in der Lebendigkeit, die die Nachrichten durch die Userkommentare erhalten. Eine Diskursplattform zu sein und der Meinungsvielfalt einen zentralen Platz einzuräumen – das sei ein gesellschaftlicher Auftrag an die Medien.

Wertvolles Engagement

Das User-Engagement – dass Leser also selbst aktiv werden können – ist auch für Mitteräcker ein selbstverständliches und zentrales Element der Onlinestrategie des STANDARD: „Wir wissen, dass es sehr viele Menschen gibt, die deshalb so viel Zeit auf *derStandard.at* verbringen, weil es hier eine breite und lebhaft Community gibt.“ Nicht jeder wolle oder

müsse sich selbst zu Wort melden, aber die Vielzahl und inhaltliche Bandbreite der Wortmeldungen sei von großem Interesse für die Öffentlichkeit.

Heute ist die STANDARD-Community mit jährlich etwa 14,6 Millionen Postings in Foren und Livetickern – oder durchschnittlich bis zu 40.000 am Tag – einzigartig im deutschsprachigen Raum. Auch weltweit gibt es kaum etwas Vergleichbares.

Leser schätzen vor allem den Humor, aber auch das Wissen, das Poster in verschiedenen Sparten zeigen: User erstellen relevante Inhalte für User. Spezialisierte Communitys entstehen deshalb aktuell in den sogenannten Foren+, in denen User gemeinsam

aktiv werden: Sie schreiben zusammen Kurzgeschichten, verfolgen aber auch das Tennisgeschehen von Dominic Thiem bis hinab zu kleinsten Turnieren und diskutieren Mobilitätsthemen mit Forschern der TU Wien.

Mitteräcker sieht darin ein Versprechen für die Zukunft: „Unter unseren Usern gibt es für jedes Thema Experten. Unsere Rolle ist es, dafür einen Rahmen zu schaffen und gleichermaßen Nachrichtenmedium und Diskursplattform zu sein.“

CHRISTIAN BURGER ist seit 2011 beim STANDARD und seit 2015 Head of Community Management. In seiner Freizeit ist er leidenschaftlicher Schwimmer.

btv.at

Mehr als Standard

Worte mit Wirkung, Standpunkt mit Haltung, standfest in rauen Zeiten. Mut, Neugier, Geschichte und Zukunft. Zum 30-jährigen Jubiläum gratulieren wir dem Standard herzlich!

BTV VIER LÄNDER BANK

Die Zeit des großen Verdachts

1. Karriere eines Kampfbegriffs

Vielleicht werden Mentalitätshistoriker eines Tages feststellen, dass mit Donald Trump in den USA, mit Heinz-Christian Strache in Österreich und Horst Seehofer, seines Zeichens Bundesinnenminister in Deutschland, eine neue Epoche begann. Man könnte sie die Zeit des großen Verdachts nennen, die Ära der entfesselten Pseudoskepsis, die von den Rändern der Gesellschaft in Richtung der Regierungsmacht gewandert ist. Der amerikanische Präsident hat den Ausdruck Fake-News als Kampfbegriff zur Diffamierung der *New York Times* fest etabliert. Heinz-Christian Strache hat ihn bekanntlich für die Attacke auf den ORF und *ZiB 2*-Moderator Armin Wolf eingesetzt. Horst Seehofer war es, der – gefragt nach seinem so offenkundig zerrütteten Verhältnis zu Angela Merkel – verlauten ließ, es gebe „immer mehr Falschmeldungen“. Und weiter: „Wir müssen nicht nach Russland schauen. Die meisten Fake-News werden in Deutschland produziert, von Medien wie von Politikern.“

Was diese drei Männer verbindet, ist die Instrumentalisierung des Totalzweifels, um sich einem ohnehin journalismuskritischen Milieu anzubiedern. Was sie – darüber hinaus – zu traurigen Trendsettern macht, ist die Tatsache, dass sie eine Art der geistigen Bündnispolitik mit Medienverdrossenen betreiben, also eine pauschale, auf Demontage und nicht auf Verbesserung zielende Kritik des Journalismus schon aufgrund ihres Amtes adeln. Und schließlich wird an ihrem Beispiel deutlich, dass der Begriff Fake-News, eigentlich eine Bezeichnung für bewusst gefälschte Netznachrichten, analytisch weitgehend wertlos geworden ist.

Und doch muss man, wenn man das tagespolitische Minenfeld verlässt, anerkennen, dass Desinformation unter den aktuellen Kommunikationsbedingungen an Macht gewonnen hat und sich im Feld der Falschnachrichten inzwischen ganz unterschiedliche Akteure und Gruppen tummeln.

Da sind zum einen diejenigen, die aus politisch-ideologischen Gründen agitieren, also Propaganda verbreiten, um ihre eigene Position oder Partei zu stärken – ganz gleich, ob es um den Brexit oder die Annexion der Krim geht. Da sind zum anderen jene, die – ohne propagandistische Absicht – satirisch gemeinte Scherze in Umlauf bringen, die aber nicht notwendig als solche erkannt werden.

Da entdeckt man die Gruppe der kühl Rechnenden, die möglichst schnell viel Werbegeld mit selbstproduzierten Falschnachrichten verdienen wollen, also vor allem daran interessiert sind, Aufmerksamkeitsgewinne unmittelbar in Bargeld umzumünzen. Und schließlich liefert man auch in den Boulevard- und Schmuddel-ecken des Journalismus jede Menge fahrlässiger Inszenierungen, Fakes und Fiktionen aller Art. Man denke nur an die tägliche Nonsensproduktion der Promi- und People-Publizistik, die sich an jedem Kiosk finden lässt.

„An Tankstellen oder Supermarktkassen wird mir manchmal schwindlig, wenn ich auf den Titelseiten sehe, welche Seelenqualen ich mal wieder durchlebt haben soll“, hat der Schlagersänger Florian Silbereisen einmal seine Lektüreerlebnisse in eigener Sache bilanziert. „Jede Woche erscheinen dutzende Klatschblätter mit neuen Dramen über mich. Meist ist es Gott sei Dank aber so, dass meine Trennung in dem einen Blatt durch meine Hochzeit in dem anderen Blatt wieder aufgehoben wird.“

2. Die Deregulierung des Wahrheitsmarktes

Allerdings: Der Blick auf besonders schrille und schräge Fake-News – Barack Obama ist kein Amerikaner, der Papst empfiehlt die Wahl von Donald Trump, Hillary Clinton führt einen Pädophilenklub in Washington, getarnt als Pizzeria – verdeckt, dass diese eigentlich vor allem eines sind: Schaumkronen auf dem Meer der vernetzten Welt, Symptome der Oberfläche.

In der Tiefe geht es um eine tektonische Verschiebung der Informationsarchitektur, die Neuordnung der Welt- und Wirklichkeitsbezüge im digitalen Zeitalter, die sich nur systemisch erklären lässt, als ein Zusammenspiel der unterschiedlichsten Faktoren. Generell zeigt sich, dass der klassische Qualitätsjourna-

Was sind Fake-News?
Und gab es die nicht schon immer?
Was hat das Netzzeitalter verändert?
Analysen und Antworten.

Bernhard Pörksen



lismus schon deshalb an Deutungsautorität verliert, weil sich nun jeder – barrierefrei – an die Öffentlichkeit wenden kann und auch Nachrichten in entbundelter, granularisierter Form verstärkt in sozialen Netzwerken konsumiert werden. Das heißt, dass der Journalismus die Hoheit über die eigenen Vertriebskanäle zu verlieren droht.

Und es bedeutet, dass sich Journalisten – neben dem eigentlichen Publikum – im Kampf um eine naturgemäß knappe Aufmerksamkeit zunehmend an den intransparenten Prinzipien algorithmischer Informationsfilterung orientieren müssen, die man dann nach dem Muster von Versuch und Irrtum bedient. Die primär senderseitige Relevanzsetzung – „Wir zeigen, was wichtig und wahr ist!“ – verliert damit unvermeidlich an Kraft, weil durch Klickzahlen und Echtzeitquoten unabwiesbar wird, dass sich Menschen womöglich vor allem für einen unheimlich wirkenden Riesenintenfisch in einem japanischen Hafenbecken interessieren, nicht jedoch für den zeit- und kostenintensiv recherchierten Bericht über die gerade aktuelle Konfliktodynamik im Nahen Osten.

Überdies wird die Idee der einen Öffentlichkeit endgültig zur Fiktion, weil sich heute jeder empfängerseitig Wunschöffentlichkeiten konstruieren und sich in sein eigenes Selbstbestätigungsmilieu hineingogeln kann. Und grundsätzlich betrachtet gilt: Information lässt sich, einmal digitalisiert, in immer neue Kontexte transferieren, kombinieren, wunschgemäß entlang der eigenen Perspektive arrangieren. Der Einzelne kann sich seine eigene Echokammer zusammenbasteln, ganz nach Bedarf für seine Gewissheiten Belege finden. Das Netz, dieses ungeheuer plastische Medium, kommt der allgemein menschlichen Bestätigungssehnsucht sehr weit entgegen.

Kurzum: Was in der Summe offenbar wird, ist eine Deregulierung des Wahrheitsmarktes (eine Formulierung des Netztheoretikers Michael Seemann), die die erlebbare Fraglichkeit des Wissens und die aktuelle Fake-News-Panik in ihren Tiefendimensionen verstehbar macht.

3. Vom Umwelt- zum Öffentlichkeitsbewusstsein

Wie ist diese Deregulierung zu bewerten? Die bestenfalls ambivalente Antwort lautet: Sie besitzt ein Doppeltgesicht. Denn zum einen sind wir – das ist die gute Nachricht – mit einer Welt des Informationsreichtums konfrontiert, erleben eine gigantische Öffnung des kommunikativen Raumes, die es auch gerade noch Unterdrückten und Marginalisierten erlaubt, ihre Stimme zu erheben, entsetzliches Unrecht blitzschnell bekannt zu machen. Zum anderen wird die öffentliche Sphäre geflutet mit Hass und Propaganda, denn nun kann jeder, einen Netzzugang vorausgesetzt, ohne größere Unkosten Gewaltandrohungen und Falschnachrichten in die Erregungskreisläufe des digitalen Zeitalters einspeisen. Wie also damit umgehen?

Vielleicht eine persönliche Schlussbemerkung: Aus meiner Sicht steckt in der gegenwärtig laufenden Medienrevolution ein großer, gesellschaftlich noch gar nicht verstandener Bildungsauftrag. So, wie in den 1970er-Jahren das Umweltbewusstsein entstanden ist als Reaktion auf die Verschmutzung der natürlichen Umwelt, bräuchte es heute eine Art Öffentlichkeitsbewusstsein als Reaktion auf die Vermüllung der publizistischen Außenwelt.

Man müsste schon in den Schulen ein Bewusstsein dafür wecken, warum unabhängiger Journalismus in einer Demokratie absolut systemrelevant ist, was überhaupt eine seriöse Quelle darstellt und wie irrums- und ausbeutungsanfällig Menschen unter den gegenwärtigen Medienbedingungen sind. Ob es so kommt? Ob also schon übermorgen in Schulen und Hochschulen das Leitfach einer digitalen Ökologie zu finden sein wird? Ich wäre sehr gerne optimistisch. Aber wer sich im Flachland einer nach wie vor weitgehend technokratisch und floskelhaft geführten Medien- und Bildungsdebatte bewegt, wird die Frage, ob getan werden wird, was nötig wäre, unvermeidlich mit einer großen Portion Skepsis beantworten.

BERNHARD PÖRKSEN ist Professor für Medienwissenschaft an der Universität Tübingen. Zuletzt erschien sein Buch „Die große Gereiztheit. Wege aus der kollektiven Erregung“ (Hanser 2018). Darin führt er die Bildungsutopie der digitalen Mündigkeit weiter aus.

Trau deinen Augen nicht

Gefälschte Nachrichten im Netz haben in den letzten Jahren die aktuellen Gefahren für Demokratien offengelegt. Das war erst der Anfang. Deepfake-Technologien zeigen, welche Möglichkeiten Fake-News in Zukunft haben werden.

FAKTENCHECK: Muzayen Al-Youssef

Barack Obama sitzt mit Anzug in einem Büro, blickt in die Kamera und sagt: „Präsident Donald Trump ist ein kompletter Vollidiot.“

Der kurze Videoclip sieht nach einem politischen Skandal aus. Ist er aber nicht. Denn es handelt sich um einen sogenannten Deepfake: ein Video, das täuschend echt wirkt, in Wahrheit aber mittels künstlicher Intelligenz (KI) erstellt wurde. Das US-Portal BuzzFeed hat die gefälschte Obama-Rede mit dem Synchronsprecher Jordan Peele produziert, um aufzuzeigen, wie gefährlich Deepfakes in Zukunft werden könnten.

Deepfake-News

Treibender Faktor hinter den manipulierten Clips waren Pornoseiten. „Face swaps“, die Montage eines Gesichts auf das Gesicht einer anderen Person, oft mit bekannten Filmstars, sind dort seit Jahren beliebt. Lange waren nur Profis mit entsprechender Photoshop-Software in der Lage, solche Videos herzustellen. Bis ein anonymes Nutzer, der sich selbst „deepfake“ nennt (eine Kombination aus „Deep Learning“ und „Fake“), ein Programm in einem Reddit-Forum teilte, das es auch Usern ohne umfassende Programmierkenntnisse ermöglichte, solche Fälschungen zu erstellen. Vereinfacht erklärt speisen Nutzer das Programm mit existierenden Fotos einer Person – je mehr, desto besser. Mittels Machine-Learning ersetzt das Tool daraufhin das alte Gesicht in dem Video durch ein neues. Seit das Tool ins Netz gestellt wurde, tauchen neben Pornos vermehrt teils bizarre Videos auf: aus Merkel wird Trump, aus Supermans Freundin der Schauspieler Nicholas Cage.

Die mit derart wenig Aufwand erstaunlich gut funktionierende

Technologie bringt eine Frage mit sich, die in den letzten Monaten US-Experten umtreibt: Sieht so die Zukunft der Fake-News aus?

Deepfakes wird gefährliches Potenzial nachgesagt: Sie könnten etwa Politiker bei skandalösen Handlungen zeigen, die diese so nie durchgeführt haben. Auf diese Weise könnten Wahlen beeinflusst oder politische Agenden durchgesetzt werden. Die Motive wären letztlich dieselben wie bei herkömmlichen Fake-News. Das zeigten die US-Wahlen 2016, als politische Gegner durch falsche Behauptungen diffamiert und Positionen angegriffen wurden, um Kandidaten zu stärken.

Doch während die bisher bekannten Fake-News anhand eines Faktenchecks auch von einem Menschen als solche identifiziert werden können (siehe einige Tipps auf Seite 92), besteht bei Deepfakes die Gefahr, dass sie in Zukunft kaum mehr von echten Inhalten zu unterscheiden sind.

Der Technologieforscher Aviv Ovadya etwa warnte in diesem Zusammenhang vor einer möglicherweise bevorstehenden „Informationsapokalypse“, bei der es nicht mehr möglich wäre, zu ermitteln, was echt ist und was nicht. Das könnte weitreichende Konsequenzen haben, würde es doch bedeuten, dass nicht nur gefälschte Inhalte für real gehalten werden, sondern auch umgekehrt.

Zeigt ein Video eine bekannte Person bei einer Straftat, könnte diese im Nachhinein behaupten, dass es sich um einen Deepfake handle. Bei gezielten Kampagnen im Netz wird es zudem schwieriger als heute sein, die Täter aufzufindig zu machen.

Dazu kommt, dass visuelle Deepfakes künftig vermutlich nicht die einzige täuschend echt wirkende Fälschung sein werden.

Das Softwareunternehmen Adobe arbeitet an einem Tool namens Voco, das Stimmen nachahmt und bei ersten Vorstellungen verblüffend gut funktionierte. Aufgrund der rapiden Entwicklung von Sprachassistenten, die so natürlich wie möglich klingen sollen, wird in dem Bereich massiv geforscht.

Noch nicht ganz ausgereift

Gänzlich dystopisch ist die Zukunft der Fake-News nicht. Adobe betont, zeitgleich mit Voco auch an Mitteln zu arbeiten, um solche Fakes zuverlässig erkennen zu können.

Aktuelle Deepfakes wirken zwar auf den ersten Blick verblüffend echt, trotzdem ist die Technologie noch nicht gänzlich ausgereift: Die ausgetauschten Gesichter blinzeln etwa kaum oder bewegen den Kopf unnatürlich – Sachen, die mit dem freien Auge erkennbar sind.

Das US-Verteidigungsministerium hat bereits erste Projekte initiiert, um gegen Deepfakes vorzugehen. Ein Tool, das ebenfalls mithilfe von bestehenden Daten und maschinellem Lernen arbeitet, soll gefälschte Inhalte zuverlässig erkennen. Es nutzt derzeitige Schwächen von Deepfakes aus. Da die Deepfake-App mit Trainingsdaten arbeitet, verbessern sich die Fälschungen jedoch immens schnell. Daher ist zu erwarten, dass allzu offensichtliche Fehldarstellungen bald ausgemerzt sind. Somit müssten Erkennungstools mindestens genauso effizient weiterentwickelt werden, um die gefälschten Inhalte weiterhin zu identifizieren.

MUZAYEN AL-YOUSSEF ist seit 2017 beim STANDARD, zunächst als Praktikantin, seit 2018 als Redakteurin im Ressort Web.



Quelle

Checken Sie immer die Quelle einer Nachricht. Ist es ein Satiremedium? Hat dieses Medium schon einmal andere Fake-News publiziert? Wenn Sie es nicht kennen, googeln Sie es – vielleicht hat eine Ihnen bekannte Seite von dem Medium berichtet. Beachten Sie die URL – ist es ein leicht veränderter Name einer bekannten Seite, etwa „derstandardatnews“?

Bilder

Oft instrumentalisieren Fake-News Bilder anderer Vorfälle, die nichts mit dem Inhalt des gefälschten Berichts zu tun haben. Glücklicherweise bietet Google eine eigene Bildersuche an. Kopieren Sie das Foto verdächtiger Artikel oder Social-Media-Posts in die Bildersuche, um herauszufinden, ob es bereits in einem anderen Kontext online war.

FERDINAND PORSCHE
FERN FH

„Danke für 30 Jahre Gehirnnahrung!“

Chapeau und
Happy Birthday
wünscht das Team
der FernFH!

www.fernfh.ac.at

FLEXIBEL.STUDIERN.

Inhalte

Suchen Sie immer nach anderen Quellen, wenn eine Ihnen unbekannte Seite etwas berichtet. Wurde die Info auch auf anderen Seiten veröffentlicht? Falls der Bericht eine Studie oder Ähnliches zitiert, sollten Sie diese prüfen. Sehen Sie nach, ob diese existiert und korrekt wiedergegeben wurde – oft wird absichtlich übertrieben. Checken Sie auch, ob der Studiersteller seriös ist.

Videos

Auch Videos, vor allem auf Youtube, werden häufig in einem falschen Zusammenhang wiedergegeben. Hier lohnt sich das Online-Tool Youtube Data Viewer, welches erlaubt, Links einzufügen. Danach können Sie einsehen, wann das Video exakt hochgeladen wurde, und Sie können auch nach einzelnen Frames im Netz suchen. Auf diese Weise finden Sie heraus, ob der Clip anderswo schon online war.

Titel

Klingt eine Überschrift unrealistisch? Dann ist sie das meistens auch. Reißerische Titel sind eines der beliebtesten Mittel bei Fake-News. Sie bringen Klicks, was neben politischen Agenden zumeist das Hauptmotiv ist. Wenn Sie einen Bericht nicht erst lesen wollen, googeln Sie einfach den Titel. Falls nur dubiose Seiten aufscheinen, handelt es sich vermutlich um einen Fake.

Melden

Haben Sie Fake-News als solche identifiziert? Ein beliebter Distributionskanal sind soziale Medien, etwa Facebook. Melden Sie solche Beiträge einfach. Die meisten Netzwerke geben gefälschte Nachrichten mittlerweile als Lösungsgrund an. Sie erhalten oft auch Feedback, falls ein Posting aufgrund des Hinweises, den Sie gegeben haben, von der Plattform entfernt wurde.

In for mieren

Teilt jemand aus Ihrem Bekannten- oder Freundeskreis auf sozialen Medien Fake-News? Informieren Sie ihn! Aber aufpassen bei öffentlichen Diskussionen: Oft wollen jene, die gefälschte Inhalte verfassen und/oder teilen, die Wahrheit gar nicht wissen und löschen Nachrichten von Hinweisgebern. In solchen Fällen hilft nur eines: melden.

WIR KARTULIEREN

und wünschen der Tageszeitung
DER STANDARD alles Gute zum runden
Geburtstag



Alle Informationen zu unseren Visa und Mastercard® Kreditkarten und zur JCB-Balance Karte finden Sie auf:

www.cardcomplete.com



card complete

Mehr als gute Karten.

#newsroomglamour

Auf Instagram ist alles immer schön, schöner, am schönsten. Diverse Filter helfen beim Aufhübschen der Wirklichkeit. Bei uns ist es auch schön. Gut, nicht immer, nicht überall. Aber wir machen's uns schön. Irgendwie halt. Sehen Sie! Kommen Sie herein! Wir zeigen Ihnen ein paar Impressionen aus unserem Redaktionsalltag.
#userInstakram #garantiertunretuschiert #nofilter

Rainer Schüller
Stellvertretender Chefredakteur



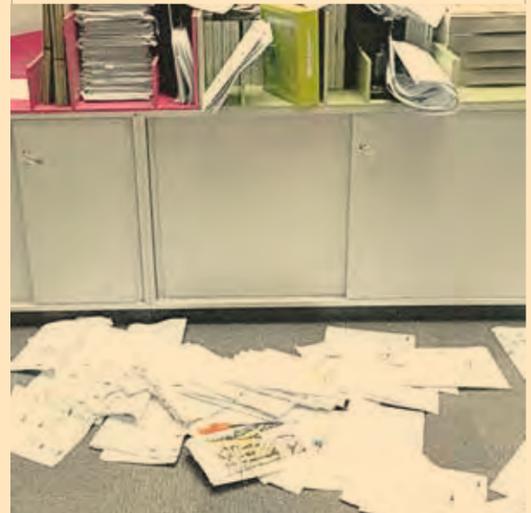
♡ #glückskastanie #diewirdwieder

Sandra Nigischer
Chefin vom Dienst Online



♡ #pastamitstäbchen #gabelnsindaus

Gregor Auenhammer
Produktionsplanung



♡ #stapelkunst #oops #dermorgendanach

Armin Karner
Artdirector



♡ #zeichnen #malen #ruhegeben

Hans Rauscher
Kolumnist



♡ #deadlineisnear #immerweitertippen

Nora Laufer
Wirtschaftsredakteurin



♡ #käseklaue #zahnabdruck #beweismittel

Daniela Rom
Chefin vom Dienst Online



♡ #tickerqueen #newsroomglamour

Margarete Affenzeller
Kulturredakteurin

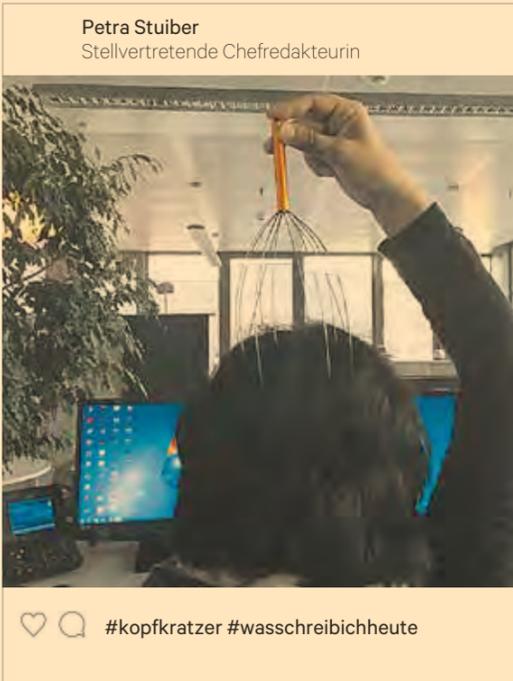


♡ #brilliantidea #seekingforinspiration

Michael Wurmitzer
Kulturredakteur



♡ #stillebenmithäferlnallerart #glaskunst



Weit schönere
Bilder sehen
Sie täglich
unter:

[instagram.com/derstandardat](https://www.instagram.com/derstandardat)



ES GIBT EINEN ORT,
DER SEIT 30 JAHREN
FÜR QUALITÄT UND
HALTUNG STEHT -
DAS IST DER STANDARD.

DER ORF GRATULIERT HERZLICH ZUM JUBILÄUM.

ORF WIE WIR.



Christiane Druml
Vorsitzende der
Bioethikkommission

Hätte Thomas Bernhard *Wittgensteins Nefte* geschrieben, wenn es in den 70er-Jahren den STANDARD gegeben hätte? Hätte dieser so erlebnisnahe Teil seines großartigen Buches, die Fahrt über 350 Kilometer innerhalb des tiefsten Österreich („Autriche profonde“) auf der Suche nach der *Neuen Zürcher Zeitung*, einfach weggelassen werden können, da man ja dann überall den STANDARD kaufen und lesen hätte können? Thomas Bernhard hat nur knapp die Gründung des STANDARD erlebt, wir allerdings leben seit 30 Jahren mit den rosigen Aussichten der Zeitung für Leser! Keine Früh, in der ich nicht ein rosafarbenes Exemplar in Händen halte oder selbst im tiefsten Regenwald die klare Mobilausgabe des STANDARD lese (warum eigentlich nicht auf rosa Hintergrund?). DER STANDARD, wir brauchen ihn mehr denn je, als Fels in der Brandung unserer Welt!



Johanna Rachinger
Direktorin der Nationalbibliothek

650 Jahre Österreichische Nationalbibliothek, 100 Jahre Republik Österreich, 30 Jahre DER STANDARD: 2018 gibt es viele Jubiläen und gute Gründe, diese zu feiern und publizistisch in Erinnerung zu rufen. Dass 2018 ein dunkler Jahrestag wie 80 Jahre „Anschluss“ an Nazideutschland nicht vergessen wird, dafür sorgt auch DER STANDARD. Er ist seit 30 Jahren ein Garant für kritische Berichterstattung, Meinungsvielfalt und redaktionelle Haltung. Alles Gute zum runden Geburtstag!



Philipp Hochmair, Schauspieler

„Jedermann“ zum STANDARD:
„Du bist mir wahrhaft ein guter Freund!“

Peter Hörmanseder
Maschek

Für mich als Leser war das TV-Tagebuch immer ein privater Spielplatz der diensthabenden Redakteure. Persönliche Vorlieben füllten dieses Kasterl. Öd oder spannend, egal. Solange ein Mehrwert für die Leserschaft gefunden wurde. Und Mehrwert ist schnell gefunden. Cicero-Zitate, die zu Sportübertragungen passen. Kollektives *Tatort*-Schauen. *Starmania* versus Beatlemania. Unendlich sind die Kombinationsmöglichkeiten, um ein TV-Tagebuch zu begründen. Nichts eignet sich besser als Rubriken wie diese, um mehr oder weniger gut versteckte geheime Informationen unters Volk zu bringen. Damit meine ich jetzt nicht Botschaften, die man erst erfährt, wenn man die Anfangsbuchstaben eines jeden Satzes aneinanderreihet. Keinem Lektorat würde das entgehen. Unmöglich. Retour zum Thema. Zurück zum TV-Tagebuch. Angenommen, sie entdecken im Jahr 1999 eine verschrobene Formation, bestehend aus drei Männern, die „irgendwas mit Medien“ machen. Und deren Tempo widerspricht komplett dem Zeitgeist. Claus Philipp hatte einen Grund für ein TV-Tagebuch gefunden. „Hurra“, dachte er, „Lang lebe Maschek“ titelte er und hievte Maschek im Juli 1999 erstmals in eine Zeitung. „Lang lebe DER STANDARD“, riefen wir damals zurück. OMG würde man modern vermelden. Leider sagt ja heute niemand mehr, die Kleinen stehen im Geschäft, die Großen in der Zeitung.



Florian Gschwandtner
Runtastic-Gründer und Investor

Zum STANDARD-Leser wurde ich durch den Web-Auftritt. Das ist vermutlich das Beste, was die österreichische Medienlandschaft in Sachen Technologie zu bieten hat. Grandios gelungen ist außerdem die Umsetzung der Grasser-Berichterstattung, sowohl auf inhaltlicher als auch auf technischer Ebene. Und dann das Forum – dieses Forum bietet enormen Unterhaltungswert. Die User springen teilweise in kürzester Zeit von A nach Z, sind dabei mitunter richtig intellektuell, auch wenn es in Wahrheit um nichts geht. Das liebe ich. Kommt man selbst in einem Artikel vor, muss man halt in der Lage sein, über sich selbst zu schmunzeln – aber das passt schon so.



30 JAHRE



Diskurs

Debatten wider plumpe Empörung. Welche Themen Diskussionen befeuern. Plus: Die EAV schenkt uns ein Lied zu #MeToo / Seiten 97 bis 120

Konrad Paul Liessmann

Der Widerspruch.

1. These:

Der Widerspruch hatte auch schon einmal bessere Tage. Damals sprach man von Dialektik.

2. These:

Dialektik ist allerdings kaum vonnöten in Zeiten, in denen man keine Thesen mehr formuliert, die eine Antithese provozieren, sondern Meinungen vertritt.

3. These:

Meinungen zu widersprechen gilt als unschicklich, mitunter sogar als verletzend. Meinungen werden deshalb geteilt, ausgetauscht, toleriert oder – zensiert.

4. These:

Statt sich hinter der Meinungsfreiheit zu verschanzen oder diese aus moralischen Motiven einzuschränken, sollte man Freiheit für den Widerspruch fordern.

KONRAD PAUL LIESSMANN
ist Philosoph, Essayist und
Kulturpublizist.



Streit mit einer Unbekannten

Mit dem Projekt „Österreich spricht“ brachte DER STANDARD tausende Menschen mit unterschiedlichen politischen Ansichten zu persönlichen Gesprächen zusammen. Einblick in ein großes Experiment mit inspirierendem Ausgang.

Zsolt Wilhelm

Der 13. Oktober 2018 war ein ruhiger Samstag. Nachrichtentechnisch zumindest. Die wie erwartet turbulente Bayernwahl stand kurz bevor, doch ansonsten tauchte nicht viel Neues auf dem Nachrichtenschirm auf. Und dennoch tat sich an diesem Tag etwas. In ganz Österreich diskutierten und politisierten tausende Menschen miteinander, die einander bis vor kurzem noch fremd waren. Manche hatten konträre Ansichten, andere waren sich in manchen Punkten einig, doch alle hatten sie eines gemeinsam: den Wunsch, die Sichtweisen eines Unbekannten kennenzulernen.

Genau 10.000 Personen im Land hatten sich für das STANDARD-Projekt „Österreich spricht“ angemeldet. Mithilfe von sieben polarisierenden Fragen, die bei der Registrierung auf STANDARD online zu Themen wie dem Islam, der Regierung, Rauchen oder Gleichstellung gestellt wurden, sollten Menschen zusammengeführt werden, die möglichst unterschiedlicher Meinung sind, aber nahe beieinander wohnen. Final bestätigten 3000 von ihnen, sich am im Vorfeld festgelegten Datum mit ihrem unbekanntem Gegenüber treffen zu wollen.

Das Ziel der Aktion: Menschen aus ihren realen und virtuellen Meinungsblasen herauszuholen und so die Bruchlinien in der Gesellschaft zumindest ein wenig zu überbrücken. Anstatt Parteien oder „Meinungsführern“ die politische Debatte zu überlassen oder sich online geschützt durch die Distanz zu kurzen Wortgefechten hinreißen zu lassen, sollten die Teilnehmer die Chance erhalten, ihre Ansichten auf Augenhöhe zu diskutieren.

Sprung ins Ungewisse

Für diese mutigen Diskurspioniere war es dabei ebenso ein Sprung ins Ungewisse. Nicht nur für sie, sondern auch für den STANDARD als Organisator. Bereits drei Monate bevor einander Pensionist und Student, Anwältin und Arbeiter, Lehrer und Steuerberaterin per E-Mail zum Polit-Date verabreden konnten, grübelte man in fast allen Abteilungen des Verlags noch darüber, auf wie starkes Echo man mit dem Projekt in Österreich stoßen und wie groß der damit verbundene Aufwand sein würde.

Als Partner der internationalen Initiative „My Country Talks“ gab es für den STANDARD einen enormen Startvorteil: Die Software zur Anmeldung, mit der die Teilnehmer auch „gematcht“ wurden, war bereits bei anderen Medien in Europa im Einsatz – allen voran in Deutschland, wo die Idee 2017 von *Zeit Online* geboren und die Plattform ins Leben gerufen wurde.

Trotzdem war es keine gmahe Wiesn, ein „Deutschland spricht“ oder „L'Italia si parla“ ins Österreichische zu übersetzen.



Von Bregenz bis Wien: Fast 3000 Menschen trafen einander im Rahmen von „Österreich spricht“ zum politischen Diskurs unter vier Augen.

Wortwörtlich: Nicht weniger als 179 Textbausteine mussten allein für die automatisierten E-Mails, das Anmelde- und Feedbackformular in Form gebracht werden.

Die Rechtsabteilung setzte eine eigens benötigte Datenschutzerklärung auf. Die Technik musste prüfen, ob die Anmelde-software die Website nicht zum Abstürzen bringt. Das Marketing warb mit speziellen Kampagnen in Fremdmedien für „Österreich spricht“. Das Social-Media-Team verfasste Aufrufe zum Mitmachen und „targetete“ speziell Nutzer, die ansonsten nichts mit dem STANDARD am Hut haben. Der Kundendienst und das Community-Team wurden auf die letztlich hunderten Rückfragen und Einsendungen vorbereitet. Die Redaktion klopfte im Wochentakt Themenstrecken und Erklärartikel in die Tasten,

um die Teilnehmer für die bevorstehende Konfrontation aufzuwärmen.

Im andauernden Austausch mit den dutzenden eingebundenen internen und externen Kollegen über Wünsche, Bedenken und lokale Eigenheiten wurden das Prozedere immer und immer wieder durchgekauft, Texte nochmals umgeschrieben und jene polarisierenden Fragen, die zur Anmeldung beantwortet werden mussten, in Stein gemeißelt. Keine triviale Geschichte: Chefredaktion und Projektleitung tüftelten lange, damit die finalen Fragestellungen für jedermann klar verständlich waren.

Tausende Puzzleteile

Über Wochen wurde Tag und oft auch Nacht daran gearbeitet, „Österreich spricht“ aus dem Boden zu stampfen. So viele Hän-

de mussten so viele Puzzleteile zusammensetzen, um dieses Experiment aufzubauen. Immerzu mit dem Gedanken im Hinterkopf, ob man den Erwartungen überhaupt gerecht werden kann. Schon am ersten Tag hatten sich 1500 Menschen angemeldet. Dann 5000. Und schließlich 10.000. Zehntausend Menschen. Jede Anmeldung musste manuell gesichtet und freigeschaltet werden, um letztendlich 7600 von ihnen per Knopfdruck zu „matchen“ – mit ein bisschen Code und Zufall.

Als die Matches sortiert nach der Anzahl der unterschiedlich beantworteten Fragen vorlagen, ergaben sich auf den ersten Blick vor allem spannende Statistiken. Im Schnitt lagen die Paare bei drei Fragen auseinander. Zwei Drittel Männer, ein Drittel Frauen. Dafür war das Alter der Teilnehmer ausgeglichener: zu 50 Prozent waren sie jünger als 40 Jahre, der Rest älter. Auf Basis dieser nackten Zahlen musste die Redaktion entscheiden, welche Begegnungen wir journalistisch begleiten wollten. Eine harte Entscheidung, die (wie sich zeigte) der Anzahl an interessantesten Begegnungen niemals gerecht werden konnte.

Der große Tag

Und dann kam der Tag, auf den alle hingearbeitet hatten, 13. Oktober, 15.00 Uhr. Dann gab es keine Algorithmen und Prognosen mehr, nur noch ein gewaltiges Gesprächsrauschen, das sich zu einer Welle der Emotionen, Bilder und Worte auftürmte. Und die Erkenntnis brach herein, dass es so viele Menschen gibt, deren Weltanschauungen auseinandergehen und die dennoch das Gemeinsame suchen.

In Zeiten, in denen oft schwarz und weiß gemalt wird, übersieht man rasch die Schattierungen dazwischen und die darin liegenden Überschneidungen. Grundlegende Bedürfnisse nach sozialer Gerechtigkeit, Wärme, Sicherheit und Frieden sind gesinnungsfrei. Innerhalb weniger Tage erreichten die Redaktion hunderte Zuschriften. Immer wieder das gleiche Feedback: Wir sehen einige Dinge anders, haben vielleicht auch unterschiedlich gewählt, aber sind uns am Ende doch sehr ähnlich.

Dank der vielen Menschen, die das vermeintlich Unverständliche verstehen wollten und wollen, ist „Österreich spricht“ nach Monaten der Vorbereitung keine Statistik, keine logistische Hürde, kein Online-Experiment mehr. Sondern Beweis dafür, dass das Vereinende stärker ist als das Trennende. Gerade deshalb muss das Gespräch, der Diskurs, der Streit weitergehen.

ZSOLT WILHELM ist seit 2006 Redakteur im Ressort Web. Seit August 2018 leitet er in einer neuen Funktion redaktionelle Sonderprojekte wie „Österreich spricht“.



Foto: Evelyn Hetzing

„Beim nächsten politischen Desaster treffen wir uns wieder“, schreibt Laura Seiler (li.) über ihr Treffen mit Evelyn Hetzing.

Menschen, Matches und Streitgespräche

Hunderte Bilder und Zuschriften zu den „Österreich spricht“-Treffen erreichten den STANDARD bisher. Das Community-Team hat auf diesen Seiten einen kleinen Auszug für Sie zusammengestellt.



Foto: Brigitte Lüth, Philip Sager

Philip Sager und Brigitte Lüth entdeckten viele Gemeinsamkeiten und haben ausgemacht, sich zu weiteren Gesprächen zu treffen.



Foto: Veronika Saric

Ewald Muzler und Veronika Saric haben sich über Autos, Radfahrer, Fußgänger, Trump, Migration und Schule unterhalten.



„Ich habe Respekt vor Trump“

Der Politikberater David Packer und der Personalverrechner Mathias Eichinger trafen einander in Linz zum Gespräch. Uneinigkeit herrschte nicht nur beim US-Präsidenten, sondern auch bei der heimischen Regierung.

TEILNEHMENDER BEOBACHTER: Markus Rohrhofer



Foto: Alexander Schwarzl

„Das war doch eine zufällige Komponente. Das hätte auch ordentlich schiefgehen können“, sagt Mathias Eichinger (re.) über Donald Trumps Nordkorea-Annäherung. „In diesem Fall hat es funktioniert“, meint David Packer (li.).

Ring frei für ein Streitgespräch in Linz. In der linken Ecke: David Packer, 33-jähriger Politikberater. In der rechten Ecke: Mathias Eichinger, 26-jähriger Personalverrechner. Wie 3000 andere Teilnehmer der Aktion „Österreich spricht“ hatten die beiden Herren einander zum politischen Diskurs getroffen. Die Ausgangslage: Bei den sieben Fragen, die zur Anmeldung beantwortet werden mussten, gibt es nur zwei Übereinstimmungen. Der Herbstnachmittag im Gastgarten ist lau. Trügerische Ruhe vor dem Sturm?

Nach dem ersten vorsichtigen Umtänzeln des Gegenübers wagt dann Mathias Eichinger den ersten Vorstoß. Mit einem „echten Herzensthema“: Lehrstellen für Asylwerber. Für ihn sei das „völlig unverständlich“, dass die Politik in diesem Bereich „immer reinhaut“. Eichinger: „Es kann doch nicht sein, dass man gute Leute, die in einer Ausbildung sind, integriert sind, ausreichend Deutsch können, so einfach abschiebt.“ Österreich lasse da „ein

un glaubliches Potenzial“ einfach liegen. Ein Thema, bei dem David Packer klar mitgehen kann: „Ein heikles Thema. Aber da bin ich bei dir.“

Anfängliches Unentschieden

Packer sieht aber vor allem den Bürger gefordert: „Es gebe noch viel mehr Möglichkeiten, wie man sich einbringen könnte. Doch wir Bürger schöpfen das gar nicht so stark aus, wie es eigentlich möglich wäre. Das kann der Griff zum Telefonhörer sein – man muss nicht auf irgendwelche Demos gehen.“ Überhaupt plädiert der 33-Jährige für ein Bürgerparlament.

Packer: „Wir haben heute ein politisches System, das nicht den Anforderungen der Gesellschaft entspricht. Da muss sich deutlich etwas ändern. Es muss versucht werden, die Partikularinteressen, die Parteien ja immer vertreten, zu überwinden. Und man sollte generell einen Gesetzgebungsprozess schaffen, der einen breiteren Querschnitt der Gesellschaft enthält.“

Eichinger: „Ein spannender Ansatz. Ich verstehe ja die Regierung

ohnehin nicht, warum man es nicht schafft, sich ehrlich mit der Opposition zusammenzusetzen. Einfach einmal etwas Neues probieren – und versuchen, eine richtige Mehrheit zu finden.“

Nachdem die ersten Runden mit einem klaren Unentschieden enden und eher Harmonie im Ring vorherrscht, geht es in der Diskussion um den Bundeskanzler und ÖVP-Chef Sebastian Kurz Schlag auf Schlag.

Eichinger: „Mit Kurz bin ich total unzufrieden. Der leistet überhaupt keine gute Arbeit. Als Außenminister war er noch groß und stark, als Bundeskanzler ist er einfach nur schwach.“ David Packer ist sichtlich getroffen, taumelt aber nicht: „Also da bin ich jetzt überhaupt nicht deiner Meinung. Sebastian Kurz ist zwar sicher nicht der Wunderwuzzi, aber er hat eine konsequente und professionelle Linie. Das gefällt mir. Er hat einen Plan für einen längeren Zeitraum.“ Und es habe „noch nie so einen großen Umbruch“ in einer Partei gegeben wie unter Kurz. Mathias Eichinger

bleibt dicht am Kontrahenten: „Geh bitte – man regiert doch am Volk vorbei. 881.569 Menschen unterzeichneten das Don't-smoke-Volksbegehren. Da muss ich doch als Politiker hinhören und vor allem hingreifen.“

Packer: „Gut, in diesem Punkt muss ich dir recht geben.“

Deutlich härter ins Gefecht gehen die Diskutanten dann auch bei Themen weit abseits der österreichischen Innenpolitik. US-Präsident Donald Trump ist Mathias Eichinger ein echter Dorn im Auge: „Furchtbar. Der hat überhaupt kein richtiges Fachwissen. Und er heizt einfach zu viel auf in dieser Welt.“ David Packer geht kurz in Deckung, überlegt – und setzt zum Überraschungsangriff an: „Trump ist doch eigentlich liberal. Was mir an Trump gefällt, ist, dass er der Gesellschaft den Spiegel vors Gesicht hält. Er löste quasi eine Krise im Weltbild vieler aus.“

Eichinger: „Er ist doch für keines der weltpolitischen Ziele förderlich.“

Packer: „Es gibt Punkte, die er nicht so schlecht gemacht hat.

Auf der Koreanischen Halbinsel hat sich dank Trump immens viel getan. Der Druck von amerikanischer Seite hat etwa in Nordkorea einen Öffnungsprozess eingeleitet.“

Eichinger: „Das war doch eine zufällige Komponente. Das hätte auch ordentlich schiefgehen können.“

Packer: „Also ich habe nie Angst gehabt, dass der Dritte Weltkrieg ausbricht und die Raketen fliegen. Es ist sicher nicht das Optimum, wenn sich so etwas so hochschaukelt. Aber es hat in diesem Fall funktioniert. Ich habe Respekt vor Donald Trump, er schafft gewisse Sachen. Aber natürlich will ich nicht, dass solche Leute ewig Präsident sind.“

Viel gelernt

Nach gut eineinhalb Stunden dann der Schlussgong. Zufriedenheit in beiden Ecken. Auch wenn kein klarer „Sieger“ aus dem Treffen hervorgegangen ist, über das und vom Gegenüber hat man viel gelernt. Und damit hätten wohl am Ende beide gewonnen.



Elsbeth Wallnöfer und Thomas Mayer diskutierten über gesellschaftliche Herausforderungen durch „radikal religiöse Lebensarten“.



Foto: Franz Krasa

Franz Krasa (li.) und Balthasar Schönangerer haben in Graz über ihre Meinungsunterschiede debattiert.



Foto: Maria Loidl

Helen Wieser (li.) und Maria Loidl diskutierten den Rechtsruck und wollen sich der Protestbewegung „Omas gegen rechts“ anschließen.



Foto: Sarah Shokouhbeen

„Eine sehr starke und beeindruckende Frau, die ich treffen durfte“, sagt Sarah Shokouhbeen (li.) über Gesprächspartnerin Monika Göth.



Österreich
spricht

Drei Bier mit einem, der anders denkt

Bernhard hat mich bei Durchsicht meines Profils für einen „typischen FPLer“ gehalten, der mit immer denselben Leuten Bier säuft. Ich hatte Vorbehalte gegen jemanden, der Politiker ablehnt. Wir waren voneinander überrascht.

GEPFLEGTE MEINUNGSVERSCHIEDENHEIT: Conrad Seidl

Es hätte auch schlecht ausgehen können – wenn mich der Algorithmus zum Beispiel mit meiner eigenen Ehefrau zusammengepannt hätte. Mit der verstehe ich mich sehr gut, wenn es um Musik und Literatur oder auch um Essen und Trinken geht. Wenn es aber um Politik geht, dann ticken wir völlig verschieden. Deshalb hat sich meine Frau auch nicht bei „Österreich spricht“ angemeldet. Zu hoch wäre die Wahrscheinlichkeit gewesen, dass das System aufgrund unserer unterschiedlichen Ansichten und derselben Wohnadresse ein ideales Match angenommen und uns zusammengepannt hätte. Auf Streit mit mir hätte sie aber keine Lust.

Und zumindest ein bisschen Streit, genauer: eine gepflegte Meinungsverschiedenheit, sollte ja Grundlage von „Österreich spricht“ sein. Anfang Oktober kam dann eine Mail von *mycountrytalks.org*, die mir einen Gesprächspartner vorgeschlagen hat: Bernhard – immerhin „Rechtsanwalt in einer Wiener Großkanzlei mit dem Schwerpunkt Verfahrensführung (Zivilrecht und Wirtschaftsstrafrecht)“, 33 Jahre alt und mit mir in vielen Punkten (oder waren es alle?) anderer Meinung. Politiker, hat er geschrieben, mag er gar nicht.

Aber er mag Bier, so wie ich.

Also: Gehen wir auf ein Bier!

Ich schlage die 1516 Brewing Company vor, er den Termin – „nachdem ich das Gespräch nicht überhastet verlassen will, können wir uns auch gerne früher treffen“.

Drei Tage vor dem Treffen noch eine leicht verunsicherte SMS: „Noch eine Frage, die mir durch den Kopf gegangen ist: Ich hoffe, wir sind von den Ansichten unterschiedlich genug. Nachdem Du für den STANDARD schreibst, der ja eher links angesiedelt ist, gibt es wohl viele Gemeinsamkeiten.“ Ja, eh auch. Aber ich versichere, dass ich durchaus den konservativen Teil des Spektrums in der Redaktion abdecke, wir werden schon die Unterschiede herausarbeiten.

Los geht es mit der Regierung

Machen wir auch. Das Bier ist auf dem Tisch, DER STANDARD auf der Seite aufgeschlagen, die noch einmal die Streitpunkte auflistet. Also geht es mit der Frage los, ob die Bundesregierung gute Arbeit für die Zukunft des Landes leiste. Ich gehöre zu den 15,5 Prozent der Diskussionswilligen, die zugestimmt haben.

Meine Befürchtung, dass ich hier nun zu 100 Prozent als Verteidiger der Regierung Kurz auftreten müsste, bewahrheitet sich glücklicherweise nicht – wir wissen ja beide, dass man da differenzieren muss. Ich führe den Familienbonus als Positivum ins Treffen, weil dieser dafür sorgt, dass Steuerzahler ihren familiären Verpflichtungen entsprechend besteuert werden. Bernhard dagegen ist die Umverteilungswirkung zu gering.

Rasch kommen wir ins Grundsätzliche, rasch zu dem, was uns politisch geprägt hat. Bernhards Vater war Eisenbahner, die Mutter leitet ein Heim – aufgrund der Werte, die ihm die Eltern vermittelt haben, verortete er sich „Mittel-links“. Aber er habe „auch in vielen linken Kreisen viel Intoleranz gespürt.“

Christian Kern habe er als große Hoffnung gesehen, der wäre eben nicht von vornherein einer der von ihm als „generell unglaubwürdig“ kritisierten Politiker gewesen. Inzwischen sei er aber wie die anderen geworden. Überraschend meint Bernhard: „Kern hätte machen müssen, was dann der Kurz gemacht hat: alles neu aufstellen und das alte Personal rauskicken.“

Was keinerlei Zustimmung zu Kurz bedeute, den halte er „für gefährlicher als Strache und Haider zusammen“ – aber um nicht in einer Blase hängenzubleiben, habe er die Facebook-Seite von Strache abonniert. Von Strache

springen wir zum Thema, ob der Islam zu Europa gehöre.

Bernhard verfiert seine Zustimmung mit Vehemenz – seine Frau ist seinerzeit als Kind einer bosnischen Familie nach Österreich geflohen. Aus der familiären Erfahrung heraus weiß er, wie moderater Islam gelebt wird – viele Bosnier trinken Alkohol und feiern die religiösen Feste vor allem als familiäres Event; vergeblich versuche seine Frau, ihn für den Islam zu gewinnen.

Das ist auch nach drei Stunden und ebenso vielen Bieren nicht ausdiskutiert. Wir müssen einander wieder treffen. Vielleicht nehmen wir unsere Frauen mit.



Foto: Regine Hendrich

Unterschiede herausgearbeitet und Gemeinsamkeiten entdeckt: Anwalt Bernhard Kopeinig und Redakteur Conrad Seidl.

FASZINATION FLUGHAFEN BESUCHERWELT

Die **Besucherwelt** am **Flughafen Wien** bietet spannende Einblicke in das rege Treiben am Airport. Erleben Sie das Flughafengeschehen bei einer **Tour** am Vorfeld, lernen Sie den Flughafen im **Erlebnisraum** mittels multimedialer Installationen kennen und genießen Sie faszinierende Ausblicke auf der **Besucherterrasse**.

Die Flughafen Wien Besucherwelt: **Erlebnisraum | Tour | Terrasse**

Anmeldung und Tickets unter: www.viennaairport.com/besucherwelt oder **01-7007-22150**

Jetzt
Tickets online
buchen!

DAS GUTE LIEGT SO NAH.

viennaairport.com/besucherwelt

VIE Vienna
International
Airport



Millionen für Kurse statt Zäune!

Unterschiedlicher konnten die Schauspielerin Verena Altenberger und der Rechtsanwaltsanwältin Tobias Beier ihren Antworten auf unseren Fragebogen zufolge kaum sein. Im Gespräch klären sich einige Missverständnisse.

STILLERZUHÖRER: Michael Wurmitzer

Auch wenn Verena Altenberger und Tobias Beier in fast allen Antworten auf dem Fragebogen, den sie ausgefüllt haben, um hier einander nun gegenüber zu sitzen, entgegengesetzter Meinung waren, haben sie doch etwas gemeinsam: Salzburg. Sie ist im Umland aufgewachsen und in der Stadt Salzburg zur Schule gegangen, er hat dort studiert. Salzburg sei „malerisch“, da sind sie sich einig. Auch wenn ihr die Stadt ein bisschen zu klein ist, um dauerhaft dort zu leben. Mittlerweile wohnen beide in Wien. Sie (30) ist Schauspielerin, er (31) Rechtsanwaltsanwältin. Vor dem Treffen haben sie einander auf Social Media gesucht. Wie man das heutzutage so macht.

Dementsprechend gut startet der Abend. Er wird bei Melange und Minztee zwei Stunden dauern. Los geht es mit dem Thema Donald Trump. Sie hat auf die Frage, ob die Politik des US-Präsidenten gut für die Welt sei, mit Nein geantwortet, er mit Ja. Warum? „Es ist gut, dass die anderen Staaten sich nun nicht mehr darauf verlassen können, dass Amerika die Weltpolizei spielt und die Kohlen aus dem Feuer holt. Wir müssen nun selbst Entscheidungen treffen“, sagt Tobias. Mit diesem Argument kann Verena etwas anfangen. Auch Tobias findet nicht alles, was Trump macht, gut. Er vertraut auf das politische System und auf die Gerichte, die den Präsidenten zügeln können. Verena sitzt also keinem Hardcore-Fan gegenüber.

Manche Fragestellungen lassen sich schwer mit Ja- und Nein-Antworten klären. Das zeigt sich schon jetzt. Und die Dinge liegen nicht immer so eindeutig, wie man oft glaubt.

„Bitte um Verzeihung“

Weil Tobias die Frage, ob der Islam mit den europäischen Werten vereinbar sei, mit Nein beantwortet hat, und die Frage, ob Europa seine Außengrenzen schließen sollte, mit Ja, hat Verena im Gedächtnis abgespeichert, dass er es gut fände, den Zuzug von Muslimen zu beschränken. Sie liest dann aber doch noch einmal am Fragebogen nach, weil er nicht glaubt, so etwas gesagt zu haben. Er hat recht. „Da hab ich dir ja ganz schön viel in die Antworten hineininterpretiert“, gesteht sie. „Bitte um Verzeihung.“

Aber das, was man politischen Islam nennen könnte, passe wirklich nicht zu uns, ist er sich sicher. „Alles, was in die Richtung geht, eine Religion zu politisieren, ist in Europa nicht salonfähig.“ Wieder sind die beiden sich in Aspekten einig. Aber sie glaubt andererseits



Schauspielerin Verena Altenberger und ihr Gesprächspartner Tobias Beier. Beide sind Anfang 30, erfolgreich und leben in Wien, doch viele Ansichten trennen sie.

nicht, dass die europäischen Grundwerte und unser Zusammenleben von offenen Grenzen bedroht sind. Im Gegenteil. Brauchen wir Zuwanderung nicht, um mit einer massiv alternden Bevölkerung zurechtzukommen? Tobias sieht das anders. Er zweifelt daran, dass die, die kommen, später einmal solidarisch genug sein werden, um uns die Altersversorgung zu finanzieren. „Jeder, der in Österreich arbeitet, zahlt auch in die Sozialkassen ein“, hält Verena dagegen.

Die Stimmung ist freundlich und sachlich. Tobias trägt ein blau kariertes Hemd, dazu Sakko, Brille. Er hat die Beine fest am Boden. Nicht nur metaphorisch. Er sitzt gerade. Verena, ganz in Schwarz und mit Sneakern, lehnt sich vor und zurück, schlägt die Beine übereinander. Beide sind gewandt, haben gute Argumente. Tobias Einwände rühren mehr aus der Sicht des Juristen, er kennt Gesetze und Rechtslage genau, denkt analytisch, formuliert oft geradezu technokratisch. Verena diskutiert praktischer und emotionaler,

mehr aus dem Bauch heraus. Sie möchte persönlichere Antworten. „Wir sind ungefähr im selben Alter, und ich vermute, dass wir unterschiedliche Erfahrungen gemacht haben müssen. Wir haben so krass anders empfundene Wahrheiten.“

„Je netter wir die Menschen behandeln, die zu uns kommen, desto solidarischer werden sie sein“, ist sie überzeugt. Und es gebe im Land auch Platz für Zuwanderer: „Wir haben einen Fachkräfteman-

gel, die Kids, die hier ankommen, haben eine Perspektive.“

Auch Tobias kennt bestens integrierte Zuwanderer. „Aber es ist naiv zu sagen, da kommen Tausende und es wird alles gut.“ Ihm fehlt ein Konzept, ein Plan auf allen Ebenen im Umgang mit Zuwanderern. Dem würde Verena nicht einmal widersprechen. Aber andere Schlüsse ziehen. „Warum ist die Folge für dich dann eher, die Grenze dichtzumachen, als zu sagen, wir investieren Millionen in

Deutschkurse, lassen Asylwerber gleich arbeiten, stärken die Rechte der zugewanderten Frauen, weil gerade die eine irrsinnig positive Triebfeder sein können?“

„Mein Blick ist ein bisschen negativer“, gesteht Tobias. Schließlich würden wir ja teilweise schon daran scheitern, den eigenen Leuten das Zusammenleben zu erklären. Er zweifelt daran, dass wir unsere Gesellschaft so solidarisch aufrechterhalten können werden, wie sie aktuell ist. Dem Einwand, dass es uns allen so gut gehe wie noch nie, widerspricht er. „Mit Anfang 30 konnte man sich vor 20 Jahren locker einen Hauskredit leisten, das ist heute nicht mehr selbstverständlich.“ Als angehender Anwalt fühlt er sich aber nicht bedroht.

Gemeinsamkeit: Rauchgegner

Uneinig sind sich die beiden auch in der Frage, ob Österreichs Regierung gute Arbeit für die Zukunft des Landes leistet. „Die Koalition hat seit ihrem Antreten vor allem eins gemacht: Gesetze vollzogen, wie sie sind“, sagt Tobias. Mit dem neuen Integrationsgesetz kann sich Verena nicht anfreunden. Abgesehen vom Thema offene Grenzen und dem Nichtrauchervolksbegehren, spielt Türkis-Blau heute Abend aber keine große Rolle. Beide haben „Don't smoke“ unterschrieben, dass die Regierung das Ergebnis ignoriert, ärgert auch beide.

Wiederum nicht einig sind sie sich hinsichtlich Abtreibungen. Tobias stuft den Schutz des Ungeborenen höher ein als die Entscheidungsfreiheit der Schwangeren. Er weiß, dass er als Mann nicht die Innenperspektive einer Frau einnehmen kann, die Verena vertritt. Aber er glaubt, dass die Entscheidung für eine Abtreibung häufig deshalb fällt, weil Unterstützung von Familie oder Staat fehlen. Gegen solche Faktoren müsste man etwas unternehmen können.

Einig werden sie sich am Ende nicht. Aber zwischendurch ist die Einladung zu einer Flasche Wein gefallen.

„Jeder, der mit der ÖVP koalitiert, wird zerrieben“



In Bregenz sprachen David Niederer (31, li.) und Otto Kazil (72, re.) u. a. über die Regierung. Ein Auszug.

Niederer: Jeder, der mit den Schwarzen koalitiert, wird zerrieben. Ich sage den Gegnern der Blauen immer: Seid froh, die Blauen werden das nicht überleben.

Kazil: Dass es die Blauen zerreibt, da bin ich mir nicht so sicher. Die haben ja auch schon einiges durchgesetzt.

Niederer: Die Schwarzen sind ja überall drinnen – wie eine Schwarze Witwe. Ihre Programme sind die gefährlichsten, weil sie die Mächtigen sind. Den Zwölfstundentag, so etwas drücken die einfach durch.

Kazil: Man muss in Österreich sehr vorsichtig sein, wen man wählt. Da sitzen dann plötzlich rechte Burschenschaftler und so Personen wie Kickl in einer Regierung.

ISO 29990 certified

Englisch für Ihren Erfolg

- Alle Lehrer Native Speaker
- Lernzielgarantie, gratis Wiederholung
- Alle Lernniveaus, Anfänger bis Proficiency
- Täglich starten, online und zeitflexibel lernen

www.cambridge.at

Terminvereinbarung zur kostenlosen Einstufung: **01/5956111**

THE CAMBRIDGE INSTITUTE

English for Life

Debatte und Tabu

Eine vernünftige Debatte wurde 2015 über Migration nicht geführt, auch nicht im Parlament. Die faktische Tabuisierung des Themas hat das gesellschaftliche Klima in Deutschland rapide vergiftet und war letztlich Kraftnahrung für die Alternative für Deutschland.

EINWURF: Alexander Marguier

Cicero versteht sich als politisches Debattenmagazin. Insofern war es für uns naheliegend, eine Podiumsdiskussion mit Thilo Sarrazin zu veranstalten, der mit Sicherheit zu den umstrittensten Autoren in Deutschland zählt. Das Gespräch mit dem ehemaligen Berliner Finanzsenator sollte an einem Sonntagmorgen im März 2014 stattfinden; knapp drei Jahre zuvor war Sarrazins Buch *Deutschland schafft sich ab* erschienen, mit dem er sich wegen seiner äußerst kritischen Sicht auf Migration insbesondere aus dem islamischen Kulturkreis harte Anfeindungen eingehandelt hatte. Auch von Fragen der erblichen Intelligenz war in dem Werk die Rede gewesen – was vielfach (und sicherlich nicht zu Unrecht) als Tabubruch angesehen wurde.

Bundeskanzlerin Angela Merkel hatte sich übrigens kurz nach Veröffentlichung von *Deutschland schafft sich ab* öffentlich mit der Einschätzung zu Wort gemeldet, dieses Buch sei „nicht hilfreich“ – verbunden mit dem Eingeständnis, es überhaupt nicht gelesen zu haben. Das war in gewisser Weise ein Vorgeschmack auf vieles, was die politische Debatte in den darauffolgenden Jahren prägen sollte.

Sarrazin niederschreiben

Aber zurück zu unserer Diskussionsveranstaltung im Jahr 2014. Damals war gerade ein neuer Bestseller von Sarrazin herausgekommen, und zwar mit dem vielsagenden Titel *Der neue Tugendterror – über die Grenzen der Meinungsfreiheit in Deutschland*. Der Autor beklagt darin, dass in der Berliner Republik mundtot gemacht werde, wer sich erdreiste, politisch missliebige Thesen zu verbreiten. Es ging dabei zweifellos auch um ihn selbst und seine Erfahrungen nach Veröffentlichung von *Deutschland schafft sich ab*. Wobei natürlich die Frage auf der Hand lag, warum sich ausgerechnet jemand, dessen Buch sich hunderttausendfach verkauft hatte, zum Opfer von Ausgrenzung stilisieren wollte.



Grafik: Klaus Platon Grütisch

Darüber also hätten wir gern mit Sarrazin persönlich gesprochen, doch es kam nicht dazu. Denn die Talkrunde im Foyer des altherwürdigen Theaters Berliner Ensemble wurde unmittelbar vor Beginn von 20 oder 30 Anti-Sarrazin-Aktivistinnen gestürmt, die unseren (aus guten Gründen) unter Polizeischutz stehenden Gast niederschrien und das Podium stürmten. Die ganze Sache musste abgebrochen werden. Dass die Demonstranten mit ihrem Störmanöver die Ausgrenzungsthese des ihnen verhassten Autors implizit bestätigten, diese

Idee kam ihnen offenbar überhaupt nicht in den Sinn.

Das kleine Beispiel macht deutlich, wie unsouverän der politische Diskurs in der Bundesrepublik geführt wird – zumindest, wenn es um heikle Themen wie Islam, Migration oder Integration geht. Natürlich spielt hier die deutsche Geschichte eine Rolle, und dass in einem Land, wo der Rassenwahn vor nicht einmal 80 Jahren in einen entsetzlichen Völkermord mündete, eine besondere Sensibilität herrscht, ist nicht nur verständlich, sondern ein historischer Fortschritt. Fakt ist aber

auch, dass am Horizont des Debattraums letztlich immer die Nazi-Analogie wirkmächtig eine Grenze setzen soll. Und zwar je nach Bedarf und politischer Opportunität auch dann, wenn geschichtliche Parallelen reichlich krumm erscheinen.

Die sogenannte Flüchtlingsdebatte ist ein anschaulicher Beleg dafür, dass Sarrazins Tugendterrorbefund nicht völlig unplausibel ist. Ich spreche da aus eigener Erfahrung. Unser Magazin gehörte nach Merkels „Grenzöffnung“ 2015 zu jenen wenigen Medien, die nicht in den damals alles über-

tönenden Chor der Willkommensjubler einstimmen wollten. Das geschah nicht aus Fremdenfeindlichkeit und sonstigen niederen Beweggründen. Sondern schlicht, weil Cicero es als seine journalistische Aufgabe sah, auch auf die mit einer unkontrollierten Massenmigration verbundenen Probleme und Risiken hinzuweisen. Die Anfeindungen ließen nicht lange auf sich warten – aus der Politik, aber auch von zahlreichen Kollegen. *Der Spiegel* bezichtigte uns, wir würden „völkische Propaganda“ verbreiten. So viel zur Diskussionskultur.

Traurige Ironie

Eine vernünftige Debatte aber wurde damals nicht geführt, übrigens auch nicht im Parlament. Die faktische Tabuisierung des Migrationsthemas allerdings hat das gesellschaftliche Klima in Deutschland rapide vergiftet und war letztlich Kraftnahrung für die Alternative für Deutschland. Diese Partei ist inzwischen zur zweitstärksten politischen Kraft in der Bundesrepublik aufgestiegen – und sie entwickelt sich immer mehr zu einem Sammelbecken für echte (und eben nicht nur vermeintliche) Rechtsradikale. Welch traurige Ironie.

Deutsche Politiker werden nicht müde, die gewachsene Bedeutung unseres Landes in Europa, ja in der Welt zu rühmen. Im selben Atemzug ist dann immer davon die Rede, dass „wir“ deshalb künftig auch „mehr Verantwortung übernehmen“ müssten. Was genau damit gemeint ist, bleibt zwar meistens im Dunkeln. Aber eine Regierung, die in existenziell wichtigen Fragen die Debatte scheut, sollte ihrer Verantwortung erst einmal auf heimischem Terrain gerecht werden. In einer erwachsenen Demokratie sollten die Probleme auch wie unter Erwachsenen diskutiert werden. Sonst ist sie politisch nicht ernst zu nehmen.

ALEXANDER MARGUIER (Jg. 1969) ist Chefredakteur und Geschäftsführer des Debattenmagazins „Cicero“ in Berlin.

Bezugsfertige Eigentumswohnungen

3 – Zimmer-Wohnungen
mit Freiflächen HWB: 21 - 28 kWh/m²a
1120 Wien, Schönbrunner Straße

2 & 3 – Zimmer-Wohnungen
mit Freiflächen HWB 27,7 - 29,8 kWh/m²a
1220 Wien, Donaufelder Straße / Doningasse

Raiffeisen
Vorsorge Wohnung

3 & 4 – Zimmer Dachgeschoßwohnungen
mit Dachterrasse, Klimaanlage HWB 25,4 - 27,9 kWh/m²a
1030 Wien, Erdberger Lände

Vereinbaren Sie Ihren persönlichen Besichtigungstermin. ☎ +43 1 533 3000 ✉ vorsorgewohnung@rvw.at 🌐 www.rvw.at

Das Diskurskarussell – ein Rettungsversuch

Man sollte besser keine überspannten Erwartungen an die dissensauflösende Kraft öffentlicher Auseinandersetzungen haben. Die meisten enden nicht etwa, weil eine Einigung über die Inhalte erzielt wurde. In der Regel laufen sie sich früher oder später einfach tot, egal ob auf analogen oder digitalen Kanälen.

ESSAY: Christian Demand

Zugegeben, öffentliche Debatten sind oft frustrierend. Sie sind laut und hektisch, repetitiv, verquast, kurzatmig, zerfahren. Die Beiträge sind in ihrer schieren Masse unüberschaubar. Angesichts der Eigenlogik eines Medienbetriebs, der von Auflagen-, Zuschauer- und Zugriffszahlen lebt, bleiben Zwischentöne und Differenzierungen zwangsläufig auf der Strecke. Regelmäßig wird das konsensorientierte Prinzip von Rede und Gegenrede der Praxis eines zirkusartigen Spektakels geopfert, dessen Teilnehmer aufreizend vorsätzlich aneinander vorbeireden. Den wenigsten scheint es dabei um die Sache zu gehen, sondern vielmehr darum, schon immer recht gehabt zu haben. Deshalb führen öffentliche Debatten auch so selten zu Erkenntnisgewinn, von einer Einigung über widerstreitende Standpunkte einmal ganz zu schweigen.

Argumente simulieren

Kein Wunder, dass allenthalben von der Krise einer Öffentlichkeit die Rede ist, die gerade im Zeitalter der digitalen Medien zu einem Schauplatz „kollektiver Erregung“ (Bernhard Pörksen) zu verkommen drohe. Ein ganzes Sachbuchgenre lebt mittlerweile von medientheoretischen Alarmrufen: Die öffentlichen Gesprächsräume gerieten zunehmend in Geiselhaft der Social Media; der gesellschaftliche Diskurs drohe in zahllose, voneinander weitgehend isolierte Kommunikationsinseln zu zerfallen, deren Bewohner einander gegenseitig ihre Lieblingsmeinungen bestätigen; die Sphäre der Öffentlichkeit verwandle sich in ein gigantisches Meinungskarussell, das sich zwar immer schneller dreht, den Austausch von Argumenten aber allenfalls noch simuliert.

Gerade angesichts der massiven Verschiebungen, die die Digitalisierung für das Funktionieren von Öffentlichkeit bedeutet, spricht durchaus einiges für diese Diagnose. In der Tat haben sich die aufmerksamkeitsökonomischen Rahmenbedingungen mit der Vermehrung der Kommunikationskanäle sowie der Zahl derer, die sich über sie in den öffentlichen Diskurs einschalten können, innerhalb einer erstaunlich kurzen Zeitspanne erheblich verschärft. Und in der Tat können mittlerweile auch Wortbeiträge in den Genuss großer Publizität gelangen, die Ende des vergangenen Jahrtausends noch im Papierkorb von Leserbriefredaktionen beerdigt worden wären.

Eine schlichte Gegenfrage sei dennoch erlaubt: Ist die Lage wirklich völlig neu? War das Niveau öffentlicher Auseinandersetzungen früher so viel höher? Wer einmal auch nur einen kurzen Blick in eine der vielen hasserfüllten, vor Fake-News strotzenden anonymen Schmähschriften gegen Königin Marie-Antoinette geworfen hat, die im Vorfeld der Französischen Revolution massenhaft publiziert wurden, wird das sicher nicht so pauschal unterschreiben wollen. Auf dem Marktplatz der Meinungen, der sich zu dieser Zeit als eigenständige Sphäre formierte, wurden von Beginn an Informationen, Argumente und Wertungen höchst unter-

schiedlicher Qualität umgeschlagen. Und auch in den respektablen publizistischen Organen dominierte nicht die Gedankenschärfe eines Kant. Das allermeiste war intellektuelle Dutzendware, wirre Pamphlethetorik, Prinzipienreiterei und langatmigere Gerede.

Wille zum Konsens?

Aber hat sich der öffentliche Diskurs früher nicht immerhin durch übersichtliche Verhältnisse und den unbedingten Willen zum Konsens ausgezeichnet? Auch daran zweifle ich ehrlich gesagt.

Ein Beispiel aus der jüngeren Vergangenheit: Im Jahr 1989 trat die Bürgerinitiative „Perspektive Berlin“ mit dem Aufruf an die Öffentlichkeit, man solle in der ehemaligen Reichshauptstadt ein Denkmal für die ermordeten Juden Europas errichten. Der Vorstoß erhielt sehr rasch so viel Unterstützung im Politik- wie auch im Kulturbetrieb, dass bald

schon öffentlich über Sinn und Unsinn, Vorzüge und Nachteile eines solchen Unternehmens diskutiert wurde. Da sie an Grundlagen des nationalen Selbstbilds rührte und zugleich über Jahre weder über Standort, Konzeption noch Gestaltung Einigung erzielt werden konnte, fiel die Debatte, die die Zeitgeschichte unter dem Label „Denkmalstreit“ abgeheftet hat, extrem kontrovers, chaotisch und langwierig aus.

Als schließlich 1999 der Bau des Berliner Stelenfelds – bei immerhin 209 Gegenstimmen, also durchaus nicht einmütig – vom Deutschen Bundestag beschlossen worden war, erschien, neben zahlreichen weiteren Publikationen, auch eine Dokumentation, die antrat, den Denkmalstreit zusammenfassend aufzuarbeiten. Auf 1300 eng bedruckten Seiten versammelte das großformatige, bleischwere Mammutkompodium in chronologischer Folge alles, was die Herausgeber aus zehn Jahren Denkmal-

streit an öffentlichen Debattenbeiträgen ermitteln konnte.

Da es sich um ein klassisches gedrucktes Nachschlagewerk handelte, blieben die umfangreichen Bewegbild- und Tonbeiträge ebenso unberücksichtigt wie die zahllosen öffentlichen Vortrags- und Diskussionsveranstaltungen, die die Meinungskämpfe während dieser Zeit landauf, landab am Laufen gehalten hatten (die neuen Medien spielten damals noch eine marginale Rolle). Von einer vollständigen Abbildung der Debatte konnte nicht die Rede sein.

Kein Orientierungsgewinn

Doch obwohl das Buch lediglich einen Teilausschnitt lieferte, war es schlicht unlesbar – der Orientierungsgewinn, der mit der akribischen Sammlung der Quellen verbunden war, wurde von der überbordenden Materialfülle pulverisiert. Ich bin mir meines Urteils deshalb so sicher, weil ich seinerzeit um eine Rezension des

Werks gebeten worden war und voreilig zugesagt hatte. Eifrig stürzte ich mich in die Lektüre, fest gewillt, es nicht bei oberflächlicher Kenntnisnahme zu belassen. Bald aber war ich vom Kampf mit dem Durch-, In-, Über-, Neben- und Gegeneinander der Positionen, von denen die meisten sich um kein Jota aufeinander zubewegten, so wundgerieben, dass ich den Beitrag entnervt absagte.

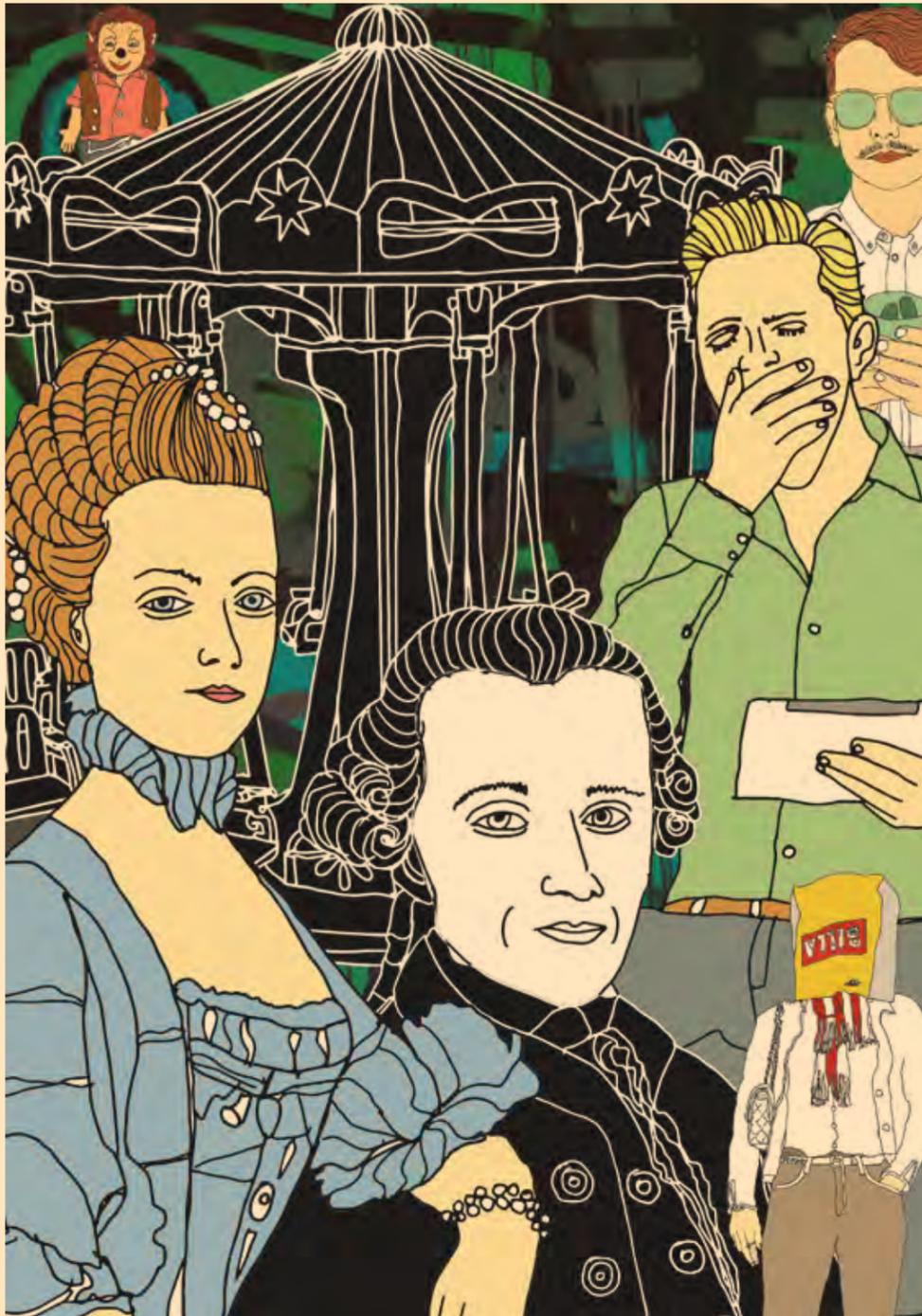
Dabei hatte sich der Denkmalstreit mit dem Bundestagsbeschluss keineswegs erledigt. Auch danach drehte er immer weiter die immer gleichen vorhersehbaren und doch zugleich erratischen Spiralen. Noch mehr als zehn Jahre später sprach Lothar Müller in der *Süddeutschen* von einer „unabgeschlossenen Diskussion“, deren wesentliche Fragen während der ganzen langen Zeit „zwar entschieden wurden, aber nicht letztgültig beantwortet werden konnten“. Und er sagte voraus, dass das Thema früher oder später wiederkehren werde. Mittlerweile wissen wir, dass er recht hatte.

Bild in der Rückschau

Mittlerweile liegen auch eine ganze Reihe zeitgeschichtlicher Monografien vor, deren Autoren und Autorinnen sich akribisch durch die Materialberge gearbeitet und dabei versucht haben, Übersicht in das chaotische Stimmengewirr zu bringen. Dass das, bei allen Unterschieden im Detail, durchaus überzeugend gelingt, lässt mindestens zwei Schlüsse zu. Erstens: Übersichtlichkeit ist ein Distanzphänomen. Das Bild klärt sich erst allmählich in der Rückschau, und zwar in einem langwierigen und vielstufigen Prozess, der wesentlich auf bewusstem Hervorheben und Weglassen beruht. Wer die öffentlichen Auseinandersetzungen der eigenen Gegenwart an derselben Elle misst, erwartet schlicht zu viel. Zweitens: So zahlreich die Beiträge auch sind – offenbar kann man die Positionen, die sich auch gegenüber komplexeren Fragestellungen einnehmen lassen, letztlich meist doch an zwei Händen aufzählen. Überforderung sieht anders aus.

Die Beobachtung, dass auch historische Debattenrückblicke kaum je eine Annäherung der unterschiedlichen Meinungslager zutage fördern können, stützt darüber hinaus die Intuition, dass man besser keine überspannten Erwartungen an die dissensauflösende Kraft öffentlicher Auseinandersetzungen haben sollte. Die meisten enden nicht etwa, weil eine Einigung über die Inhalte erzielt wurde. In der Regel laufen sie sich früher oder später einfach tot, egal ob auf analogen oder digitalen Kanälen. Mal, weil die Kombattanten müde, mal, weil andere Themen interessanter geworden sind, mal, weil politische Entscheidungen Fakten geschaffen haben. Bei der entsprechenden Gemengelage kann das Spiel jederzeit von vorn beginnen. Das aber ist kein Grund zum Jamern, sondern in politischen Systemen, die keine letzten Wahrheiten anerkennen, nicht anders zu erwarten.

CHRISTIAN DEMAND ist Kunsthistoriker, Kulturphilosoph und Herausgeber der Kulturzeitschrift „Merkur“ in Berlin.



Grafik: Klaus Platon Grütisch

Ist Weisheit digitalisierbar?

Mit der Entdeckung des Sich-empören-Könnens versank die Masse an Zwischentönen demokratischer Streitkultur in den Untiefen der Technologie.

KOMMENTAR: Lisz Hirn

You are terrified of your own children, since they are natives in a world where you will always be immigrants.“ Dieser Satz aus der 1996 veröffentlichten Unabhängigkeitserklärung des Cyberspace von John Perry Barlow beschreibt das diffuse Unbehagen älterer Generationen gegenüber den „digitalen Eingeborenen“.

Sie drang in das gesellschaftliche Selbstverständnis mit der Gewalt eines Naturgesetzes, das notwendigerweise alle Lebensbereiche verändern musste. Wer wagte es schon, gegen den Fortschritt aufzubegehren? Mit der Digitalisierung erreichte die Menschheit endlich ein Ideal, das alle anderen undenkbar machte, aber ausgerechnet von jenen geschaffen wurde, die man als in sozialen Belangen unbeholfene Einzelgänger sah: den Nerds oder Computerfreaks, die sich stundenlang vor ihren Bildschirmen verbarrikadierten und binäre Codes sozialen Begegnungen vorzogen.

Programmierte Sehnsüchte

Zwanzig Jahre später sind es also sie, die nicht nur unsere Welt, sondern auch unsere Sehnsüchte programmieren. Die digitalen Versprechungen, der kontingenten, individuellen Realität durch entgrenzte, kollektive Digitalisierung zu entkommen, sind schnell entzaubert worden. Gleichzeitig hat sich die Frage nach der digitalen Theodizee durch den selbstverständlichen Zugriff auf die Google-Allwissenheit, die Facebook-Allgegenwärtigkeit und die Amazon-Allmacht erledigt. Heute sind alle Wunder online oder nirgendwo zu haben.

Wozu also überhaupt noch Debatten um das Für und Wider der Digitalisierung führen? Aufhalten, so alle unisono, kann man sie sowieso nicht. Wieso also über moralischen Dilemmata brüten, wenn es stattdessen politische Korrektheit gibt? Warum noch um Humanität ringen, wenn die Verheißungen des technologischen Posthumanismus unsere wildesten, religiösen Eschatologien übertreffen? Wieso sich auf die mannigfaltigen Probleme zwischenmenschlicher Beziehungen einlassen, wenn wir uns in die Echokammern unserer sozialen Netzwerke zurückziehen können? Dort lassen sich immerhin noch jene affektierten Scheindebatten führen, die unsere Illusion nähren, wir könnten mit einem kurzen Klick die analogen gesellschaftlichen Verhältnisse verändern.

Digitale Streitkultur?

Die Größe eines „Fortschritts“ bemisst sich nach Nietzsche eben auch „nach der Masse dessen, was ihm alles geopfert werden musste“. Die Digitalisierung kann zwar vieles, aber bei weitem nicht alles Analoge in digitale Signale umwandeln. So versank mit der Entdeckung des Sich-empören-Könnens die Masse an Zwischentönen demokratischer Streitkultur in den Untiefen einer Technologie, die zumindest den „digital natives“ seit Kindesbeinen vertraut schien, aber es ihnen dennoch unmöglich machte, den eigenen Standpunkt vertreten zu können, ohne dem Anderen einen konträren zu verzeihen.

„Verschwunden sei die Gewissheit“, so Zygmunt Bauman, „dass

„wir uns wiedersehen werden“, dass es mehr als eine nur vorübergehende Bedeutung hat, wie wir miteinander umgehen, weil die Folgen unserer Handlungen uns noch lange begleiten werden – aufbewahrt im Denken und Handeln von Augenzeugen, die immer um uns sind.“

Enthemmte User

Zur Zeit der ersten Nerds prägte Philosoph Günther Anders den Begriff der „prometheischen Scham“. Die Menschen fühlten sich laut Anders nicht mehr als „Herren ihrer eigenen Schöpfungen“, sondern ihren selbst geschaffenen Machwerken unterlegen. Trotz der vielfach potenzierten technologischen Kränkungen der

vergangenen Jahrzehnte hat sich der einstige Minderwertigkeitskomplex umgekehrt. Im Angesicht von Bits und Bytes scheint der Einzelne nicht nur die Scham vor der digitalen Weltbemächtigung, sondern auch vor allen anderen verloren zu haben, die wie er – auf einen Schlag – von empathiefähigen Gegenübern zu enthemmten Usern mutiert waren.

Was aber lässt sich der grassierenden digitalen Schamlosigkeit entgegensetzen außer dem Willen, die Möglichkeit echter Debatten vor ihr zu verteidigen. Also jene Debatten nach Schopenhauer, in denen man nicht mit dem „Ersten dem Besten disputieren muss; sondern allein mit solchen, von denen man weiß, dass sie Verstand genug

haben, nicht gar zu Absurdes vorzubringen und dadurch beschämt werden zu müssen“. Das „Haupthindernis der Fortschritte des Menschenschlechts“ ist heute wie gestern, dass die Leute nicht auf die hören, „welche am gescheitesten, sondern auf die, welche am lautesten reden“.

Was im Übrigen zeigt, dass Weisheit unverändert ihre Gültigkeit behält.

LISZ HIRN ist als Philosophin und Dozentin in der Jugend- und Erwachsenenbildung tätig sowie als freiberufliche Künstlerin an internationalen Kunstprojekten beteiligt.



Grafik: Klaus Platon Grüttsch



**KATHREIN
PRIVATBANK**

Vermögen sorgsam vermehren



Im Gleichklang für ein exzellentes Ergebnis:
Kompetenz, Effizienz, Verständlichkeit und
Sicherheit.

Als führende Privatbank in Österreich definieren wir unseren Erfolg über Ihren Erfolg. Deshalb bieten wir Ihnen ein perfektes Zusammenspiel aus fachlicher Kompetenz, hoher Effizienz, optimaler Verständlichkeit und größtmöglicher Sicherheit. Das macht uns zum idealen Partner in allen Vermögensangelegenheiten.

Worüber wir streiten diskutieren!

DER STANDARD ist keine Insel voller Menschen in glückseliger Einstimmigkeit. Wie in der Bevölkerung und unter den Lesern gibt es auch unter uns Journalisten Themen, die teilweise heftig umstritten sind. Ein Blick in eine debattenfreudige Redaktion.

DISKURSPROTOKOLL: Rainer Schüller

Tel. 513 01 52-0 | www.arnold.immobilien

Gut, dass der Standard keine Immobilie ist.

Sie wäre für unseren Geschmack eindeutig viel zu jung.

Der Spezialist für Wiener Zinshäuser gratuliert zum 30-jährigen Jubiläum!

arnold
IMMOBILIEN

... und wo steht Ihr Investment?

Eine Redaktion, die nicht auch streitet, ist keine Redaktion. Spannender, ausgewogener Journalismus kann nur entstehen, wenn intensiv darüber diskutiert wird, was in welcher Form veröffentlicht wird. Wenn Argumente ausgetauscht werden, Für und Wider abgewogen werden. Das gilt einerseits für die Diskussion unter den Journalistinnen und Journalisten und ebenso für den Diskurs mit den Leserinnen und Lesern. Auch im STANDARD wurde im Laufe der 30 Jahre gestritten, manchmal sogar ziemlich heftig. Hier sollen aber nicht die ärgsten Streithanseln (You know who you are!) geoutet werden, sondern exemplarisch Themen beschrieben werden, die unser Nervenkostüm gefordert haben.

**Fallbeispiel Nummer 1:
Die Debatte um die Nennung
der Herkunft von mutmaßlichen
Tätern**



Was Innenminister Herbert Kickl 2018 von der Polizei mittels einer Anregung gerne generell hätte, wurde im STANDARD schon vor Jahren breit diskutiert. Es geht und ging um die Frage, ob die Herkunft von mutmaßlichen Tätern in Texten genannt werden soll oder nicht. Die redaktionsinterne Debatte entzündete sich im Jänner 2016 an einem Vorfall im Wiener Prater, bei dem ein afghanischer Asylwerber verdächtigt wurde, eine 18-jährige Frau vergewaltigt zu haben. In der Onlineversion wurde die Herkunft genannt, in der Printausgabe nicht. In der Print-

Online-Kritik der Redaktion am Tag danach, in welcher wir täglich unser Tun nachbesprechen, zeigte sich, wie schwierig diese Frage zu beantworten war. Es gab die eine Fraktion, die sich für die Herkunfts-nennung aussprach, genauso stark war aber die Gegenmeinung, die dagegen argumentierte. Im Anschluss an das per Mail an die gesamte Redaktion verschickte Protokoll entspann sich eine Debatte, an der sich viele beteiligten.

Chronikredakteurin Irene Brickner sprach sich dabei tendenziell gegen die Herkunfts-nennung aus. Sie meinte: „Da ich einen Hintergrundartikel für die kommenden Tage zu dem Thema recherchiere, habe ich gerade den Publizistikprofessor Fritz Hausjell angerufen. Dieser meint, die ethnische Nennung wäre nach Köln in Zusammenhang mit Gruppenübergriffen okay, nicht aber, wenn es sich um eine einzelne Vergewaltigung handelt. In letzterem Fall würden die journalistischen Ethikregeln, die besagen, dass die ethnische Zuordnung zulässig ist, wenn sie zum Verständnis der Meldung unabdingbar ist, nicht greifen – im Fall von Vorkommnissen wie in Köln hingegen schon.“

Auch die Frage, ob der Asylstatus genannt werden soll, wurde im Rahmen der Diskussion besprochen. „Ich finde, es ist völlig irrelevant, ob ein Vergewaltiger ein Flüchtling ist. Es vergewaltigt doch niemand irgendwen anderen, weil er vorher geflüchtet ist oder vielleicht irgendwann mal flüchten wird! Das ist doch absurd. Eine bestimmte Gewaltbereitschaft kann aber etwas mit der Gesellschaft zu tun haben, aus der Leute kommen, mit den gesellschaftlichen Umständen oder mit Geschlechterfragen, mit sexueller Identität. Insofern fände ich es – wenn überhaupt – relevant, aus welcher Gesellschaft jemand kommt, wie er sozialisiert wurde – aber sicher nicht, ob er Flüchtling oder Asylwerber ist“, antwortete unsere Korrespondentin für die Balkanländer, Adelheid Wölfl, auf die E-Mail-Debatte.

Eric Frey, damals Chef vom Dienst, schrieb: „Das meiner Meinung nach relevante Faktum nach einer Sexualstraftat in Österreich ist heute weniger, ob es sich um einen Asylwerber handelt oder

nicht, und letztlich auch nicht die Religion, aber sehr wohl das Herkunftsland. Man hört praktisch nichts von Übergriffen durch Syrer, sei es in Deutschland oder in Österreich, sehr wohl aber von Nordafrikanern (Köln) und in Österreich vor allem von Afghanen. Man muss nur mit jenen Menschen sprechen, die in bester Absicht mit Flüchtlingen und vor allem mit unbegleiteten Minderjährigen arbeiten und im Falle der Afghanen in kurzer Zeit völlig desillusioniert sind. Wir haben durch die hohe Zahl junger männlicher Afghanen in Österreich ein ganz besonderes Problem einer Gruppe, die in einer zutiefst patriarchalischen Gesellschaft mit archaischen Wertvorstellungen aufgewachsen ist und in einem westeuropäischen Land kaum integrierbar ist. Dieses schwierige Thema müssten wir journalistisch dringend behandeln. Wenn wir das täten, dann wäre es auch nicht mehr so wichtig, ob wir im Einzelfall die Herkunft erwähnen.“

Entscheidung im Einzelfall

Die Frage nach der Nennung der Herkunft beschäftigte nicht nur uns, sondern auch die Leserinnen und Leser des STANDARD. In den Foren wurde heftig diskutiert, es wurde uns Zensur vorgeworfen, wenn wir die Herkunft nicht nannten, und Rassismus, wenn wir es taten. Wir entschieden uns dazu, Vertreter von Presserat, Polizei und der Austria Presse-Agentur einzuladen, um weitere Anhaltspunkte zu finden, wie wir am besten vorgehen könnten. Wir entschieden uns auch, die interne Maildebatte zu veröffentlichen, um „die Leser in die Lage zu versetzen, die Welt besser zu verstehen“, wie es Brüssel-Korrespondent Thomas Mayer formulierte.

Wir entscheiden seitdem im Einzelfall, ob wir die Herkunft nennen oder nicht. Entgegen der aktuellen Anregung aus dem Innenministerium, dies generell bei allen Fällen zu tun, wägen wir von Fall zu Fall ab und nennen das Herkunftsland dann, wenn es für das Verständnis des Falles wichtig ist. Sonst nicht. Diese Debatte ist nach wie vor nicht einfach, sie ist aber wichtig, weil wir Journalismus machen wollen, der mit seiner Sprache verantwortungsvoll umgeht.

Fallbeispiel Nummer 2: Die Debatte um einen Kommentar der anderen im Rahmen von #MeToo



Wie stark sich die #MeToo-Bewegung auf die öffentliche Debatte ausgewirkt hat, zeigte sich auch an den internen Diskussionen der Redaktion des STANDARD. Wir stritten diesmal nicht über einen Text, den jemand aus der Redaktion geschrieben hatte, sondern über einen Kommentar der anderen, verfasst von der Rechtsanwältin Katharina Braun mit dem Titel „Männer nicht unter Generalverdacht stellen“, der im November 2017 auf der Meinungsseite des STANDARD veröffentlicht wurde.

Wieder gab es einen E-Mail-Verkehr im Anschluss an die Print-Online-Kritik. Den Anfang

machte Außenpolitikredakteurin Anna-Giulia Fink: „Mich hat es wahnsinnig geärgert, dass wir diesen KDA hatten. Es geht nicht darum, dass es eine Gegenmeinung ist, es soll natürlich Raum für andere Ansichten und Blickwinkel in der Debatte geben, aber diesen Text fand ich einfach nur plump.“

Auch Chronikredakteurin Christa Minkin sprach sich nachträglich gegen die Veröffentlichung des Textes aus. Ihre Begründung: „Dieser KDA ist keine Gegenmeinung, sondern betreibt Täter-Opfer-Umkehr. Die Autorin unterstreicht jene in der Gesellschaft leider nach wie vor festgesetzten Sichtweisen, die überhaupt erst zu sexuellen Übergriffen führen. Wir sollten so etwas nicht abdrucken, sondern gegen solche Stereotype und Klischees anschreiben und daran arbeiten, sie aufzubrechen.“

Web-Redakteur Georg Pichler: „Der Zugang ‚anything goes‘, egal für welche Meinung, führt unter Garantie zu einer Nivellierung nach unten. Auch KdAs sollten sich nicht nur im Stil, sondern auch in der Argumentationshöhe (!) von Jeannée-Ergüssen und Krone-Leserbriefen klar unterscheiden.“

Anderer Meinung war naturgemäß der für die Meinungsseite verantwortliche Leitende Redakteur Christoph Prantner. Seine Argumentation: „Wir sollten die Leserinnen und Leser nicht für dumm halten. Sie sind in der Lage, sich selber eine Meinung zu bilden. Dazu müssen wir ihnen allerdings auch unterschiedliche Positionen präsentieren und diese, ja, auch abdrucken – mögen sie nun reflektierter oder unreflektierter sein. Deswegen heißt diese Seite Kommentar der anderen. Wer unsere Kommentare lesen will, muss umblättern. Unsere Richtschnur muss die Blattlinie sein. Nicht mehr und nicht weniger. Und ganz grundsätzlich bin ich der Ansicht, dass Journalismus kein Aktivismus ist. Wir schreiben etwas auf und nicht gegen etwas an.“

Thomas Mayer sekundierte aus Brüssel: „DER STANDARD war immer ein liberales Medium, gedanklich offen und unabhängig nach allen Seiten. Und die KdA-Seite – der Op-Ed Page der New York Times nachempfunden – war immer ein besonders wichtiges Element der Zeitung, die den Pluralismus der Gesellschaft abbildete. Es schüttelt mich fast, wenn ich Sätze lese wie:

Das sollten wir nicht abdrucken. Bis auf wenige verbotene und strafrechtlich relevante Dinge sollten wir fast alles zur Debatte stellen. Sind da welche im Besitz der absoluten Wahrheit, wollen wir ein milieuorientiertes Meinungsmedium sein?“ Der abschließende Beitrag zu dieser Debatte kam von Wirtschaftsredakteurin Renate Graber: „In jedem Fall bin ich im Zweifel der Meinung, dass die Meinungsfreiheit gelten sollte im Meinungs- teil.“

Was uns vereint

Diese beiden Fallbeispiele beschreiben freilich nicht die einzigen Situationen, in denen im STANDARD ausführlich debattiert wurde. Manchmal reicht ein einziges umstrittenes Wort, das uns den ganzen Tag beschäftigt (besonders dann, wenn ein gewisser Sportredakteur durch die ständige Wiederholung eines mutmaßlichen Aufregers das Level der Erregung hochhält). Wir versuchen die Meinungsvielfalt innerhalb der Redaktion auch durch Formate wie „Pro und Contra“ an unsere Leserinnen und Leser weiterzutransportieren, um ihnen die Möglichkeit zu geben, sich selbst ihre eigene Meinung bilden zu können.

Worüber in der Redaktion definitiv nie gestritten wird, ist die Notwendigkeit des Kampfes für die Pressefreiheit und für einen unabhängigen, unbeugsamen und kritischen Journalismus.

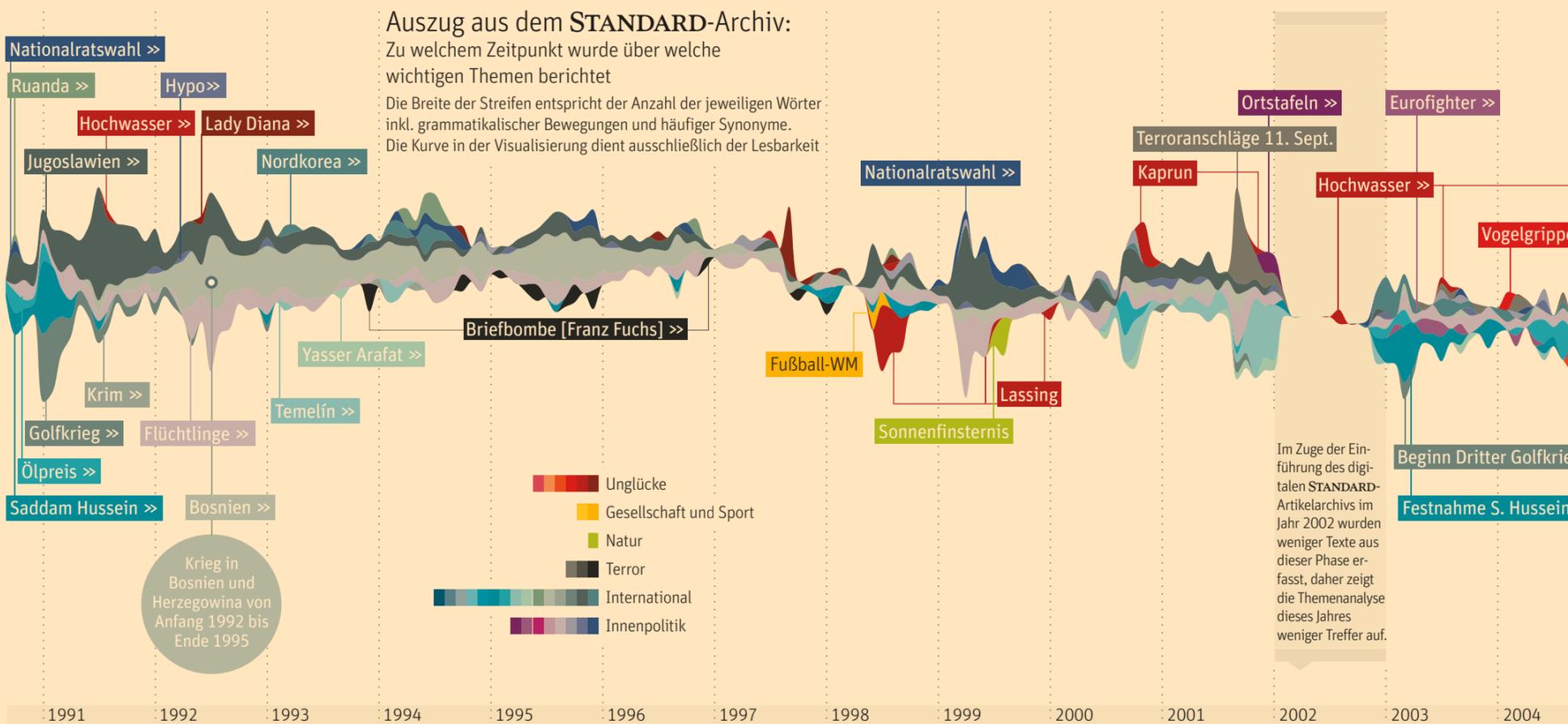
Hier passt kein Lösblatt zwischen die Redakteurinnen und Redakteure. „Dort nachzusehen; dort im Dunklen geschehen; dort zu recherchieren, wo es gilt, die Mächtigen zu kontrollieren; dort nachzufragen, wo Zusammenhänge unklar sind, um die Menschen zu informieren: Das ist der Job von Journalisten. Dafür gibt es die Pressefreiheit, sie erlaubt Redaktionen zu arbeiten, ohne Repressalien der Mächtigen fürchten zu müssen. Eine freie Presse ist die Basis für eine starke Demokratie“, schrieb Chefredakteur Martin Kotynek in einem Leitartikel für den STANDARD.

Das ist unser Job, seit Oscar Bronner vor 30 Jahren diese Zeitung gegründet hat. Das wird er auch bleiben. Unbestritten.

RAINER SCHÜLLER ist Stellvertreter Chefredakteur und gnadenloser Spielertrainer des Fußballteams STANDARD United. Er arbeitet seit 18 Jahren für den STANDARD.



Illustration: Simon Vith



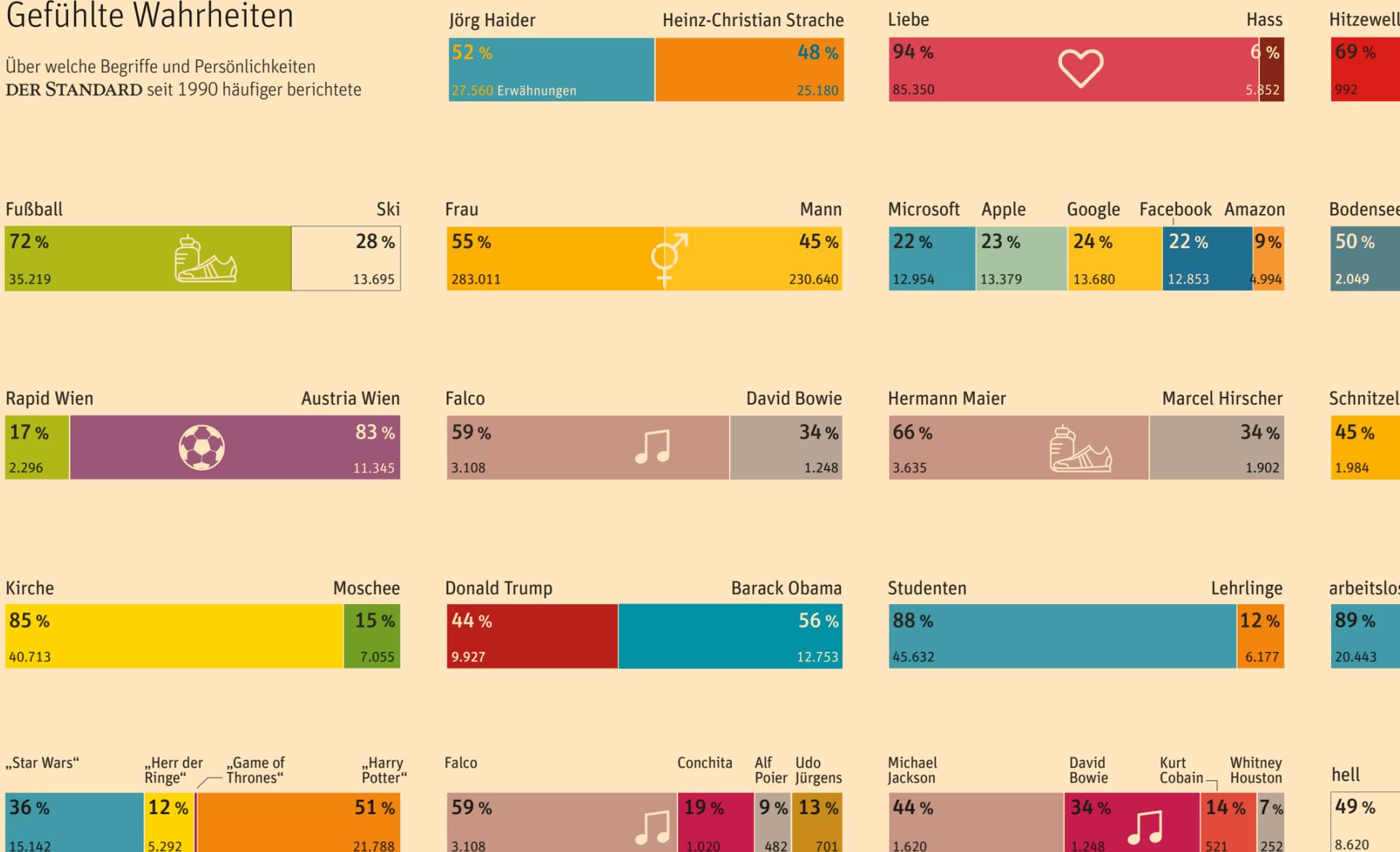
Die STANDARD-Essen

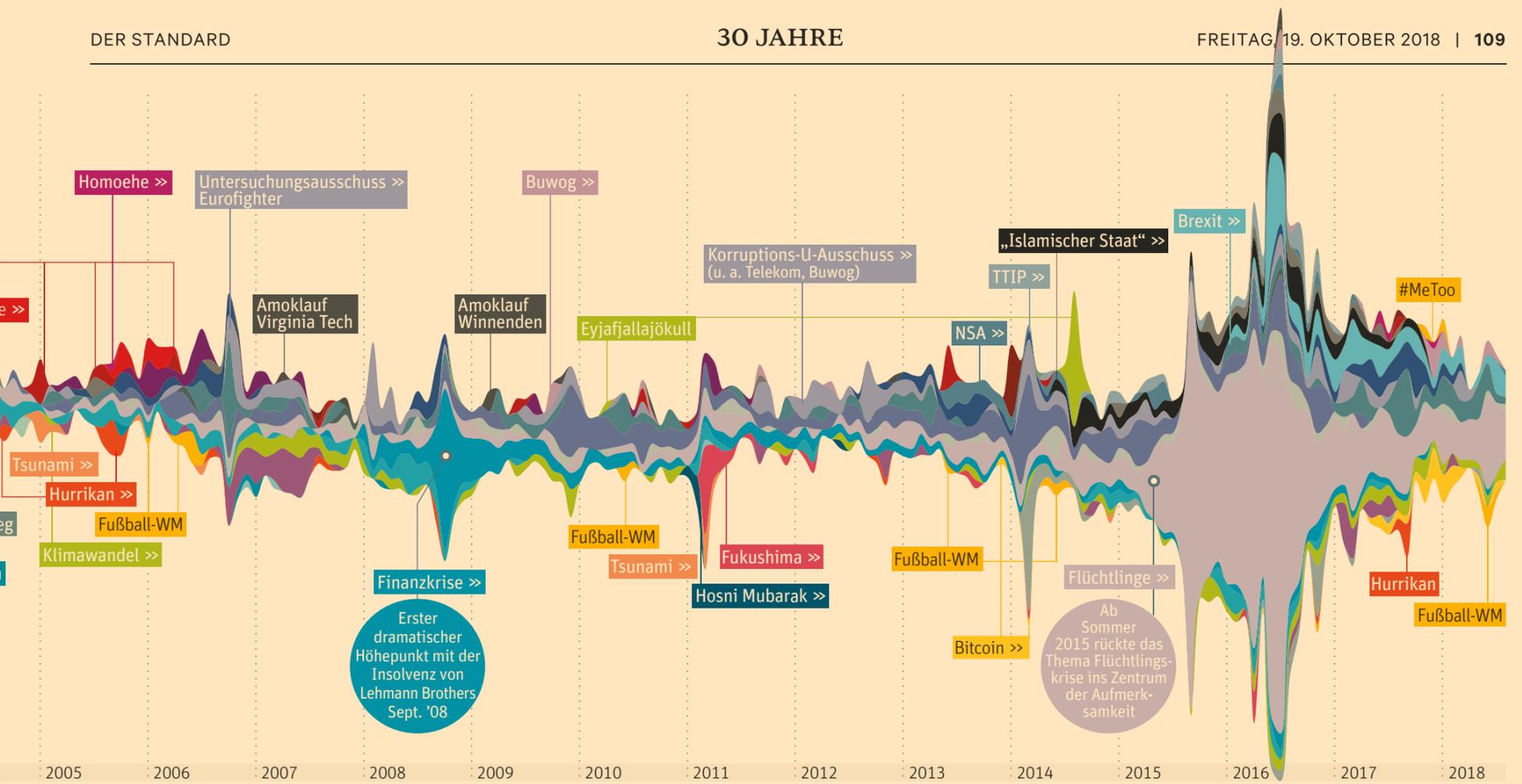
Seit der ersten STANDARD-Ausgabe wurden mehr als eine Million Artikel veröffentlicht. Welche großen Themen der Berichterstattung standen, lässt sich zumindest erahnen: die Jugoslawienkriege, 9/11, der Eurofighter-Skandal, Fukushima. Weil wir harten Fakten aber mehr trauen als vagen Ahnungen, haben wir die Datenbank analysiert und eine „Themenkonjunkturen“ mit ausgewählten Begriffen erstellt: Worüber wurde mehr berichtet? Mehr auf derStandard.at/Themenkonjunktur

THEMENANALYSE: Sebastian Kienzl, Michael Matzenberger, Daniela Yeoh GRAFIK: Michaela Köck, Fatih Aydođdu, Marie Jecel, Wolfram Leitner

Gefühlte Wahrheiten

Über welche Begriffe und Persönlichkeiten DER STANDARD seit 1990 häufiger berichtete





Z

n im Fokus
na oder die Asylkrise.
nkonjunktur“
nktur



Klimalösungen, die Erträge generieren.

Investitionen in **Ressourceneffizienz** sind ein wichtiger Bestandteil des Wechsels hin zu einer nachhaltigeren Gesellschaft.

Unternehmen, die ihr Talent und ihre Innovationskraft benutzen, um einen positiven Unterschied zu machen, können **attraktive Erträge generieren**.

Seien Sie Teil der Lösung.

Nordea 1 – Global Climate and Environment Fund

LU0348926287, BP-EUR
LU0994683356, AP-EUR

nordeafunds@nordea.lu

Nordea Investment Funds S.A.
Dr. Johannes Rogy
Head of Fund Distribution
Region Central & Eastern Europe
Tel. 01/512 87 17 – 20
johannes.rogyn@nordea.com



Die genannten Teilfonds sind Teil von Nordea 1, SICAV, einer offenen Investmentgesellschaft luxemburgischen Rechts, welcher der EG-Richtlinie 2009/65/EG vom 13 Juli 2009 entspricht. Bei dem vorliegenden Dokument handelt es sich um Werbematerial, es enthält daher nicht alle relevanten Informationen zu den erwähnten Teilfonds. Jede Entscheidung, in den Teilfonds anzulegen, sollte auf der Grundlage des aktuellen Verkaufsprospekts, der Wesentlichen Anlegerinformationen (KIID) sowie des aktuellen Jahres- und Halbjahresberichts getroffen werden. Die genannten Dokumente sind in elektronischer Form auf Englisch und in der jeweiligen Sprache der zum Vertrieb zugelassenen Länder auf Anfrage unentgeltlich bei Nordea Investment Funds S.A., 562, rue de Neudorf, P.O. Box 782, L-2017 Luxemburg oder bei der Zahlstelle und dem Repräsentant der Nordea 1, SICAV in Österreich, die Erste Bank der österreichischen Sparkassen AG, Am Belvedere 1, A-1100 Wien erhältlich. Angaben zu weiteren Risiken in Verbindung mit den genannten Teilfonds entnehmen Sie bitte den Wesentlichen Anlegerinformationen (KIID), die wie oben beschrieben erhältlich sind. Herausgegeben von Nordea Investment Funds S.A. 562, rue de Neudorf, P.O. Box 782, L-2017 Luxemburg, einer von der Commission de Surveillance du Secteur Financier in Luxemburg genehmigten Verwaltungsgesellschaft.

Geh

Der Widerspruch verträgt keine Orthodoxie und keine festgefügt Narrative. Das müssten alle, die sich – zu Recht! – einbringen, einmischen und mitgestalten wollen, bedenken. Denn der Widerspruch ist kein Wert per se, er lebt davon, aufgehoben zu werden. Und zuweilen tut das auch weh.

ESSAY: Christoph Prantner

„One of the most salient features of our culture is that there is so much bullshit.“

Harry G. Frankfurt, „On Bullshit“, 2005

1. Keine Frage, der Standpunkt bestimmt die Perspektive. Das bedeutet aber noch lange nicht, dass sich von ein und demselben Standpunkt aus beliebig viele Perspektiven einnehmen ließen. Denn das meiste, was Menschen wahrzunehmen vermeinen, entspricht schlechterdings nicht den Tatsachen. Vielmehr ist es schlicht Humbug – oder eben Bullshit, wie Herr Frankfurt in seinem so schmalen wie lesenswerten Buch schreibt.

Ohne jeden Zweifel: Wir leben in einer Bullshit-Welt. Und es geht uns hervorragend dabei. Denn formuliert „man keine Thesen mehr, die eine Antithese provozieren, sondern vertritt Meinungen“, wie Konrad Paul Liessmann auf Seite 97 dieser feinen Publikation trocken feststellt, ist man stets – auch im Widerspruch – auf der sicheren Seite.

Der Vorteil ist: In der Axiomatik der Gefühllichkeit lässt sich allerhand deduzieren. Dabei muss sich niemand mit Wahrhaftigkeit oder gar Wahrheit aufhalten oder sich womöglich in Erkenntnis- und Wahrheitstheorien verheddern. Warum auch? Gibt es doch massenweise Befindlichkeiten und Meinungen, die gemütlich unbegründet bleiben können, weil es angeblich keinerlei objektivierbare Sachverhalte gibt.

Über Denkgesetze

Die Logik mag vier Denkgesetze kennen (den Satz der Identität, den Satz vom Widerspruch, vom ausgeschlossenen Dritten und vom zureichenden Grund). In der Bullshit-Welt reicht es im Gegensatz dazu aus, vorwiegend mit sich selbst eins zu sein. Daraus ergibt sich unter anderem ein unübersehbarer Wust an hyperpersonalisierten Identitätspolitik, in denen auch farbige, einbeinige, homosexuelle Bergbauern mit Migrationshintergrund und Origami als Hobby vermeinen, ihre Lebenswelt zur Grundlage einer allgemeinen Ordnung machen zu dürfen. (Lesetipp: Einen erhellen den Essay des US-amerikanischen Politologen Francis Fukuyama zu diesem Thema hat DER STANDARD in der Wochenendausgabe vom 13. Oktober 2018 abgedruckt).

Ein gewisser Karl Marx, dessen Geburtstag sich heuer zum 200. Mal jährte, wollte seinerzeit die Dinge „vom Kopf auf die Füße stellen“. Heute allerdings ist der Kopf vom müffelnden Odeur des Materialismus dermaßen betäubt, dass er seiner ersten und wichtigsten Aufgabe scheinbar nicht mehr nachzukommen imstande ist.

„Etwas ist also lebendig, nur insofern es den Widerspruch in sich enthält, und zwar diese Kraft ist, den Widerspruch in sich zu fassen und auszuhalten.“

Georg Wilhelm Friedrich Hegel, „Wissenschaft der Logik, Band II“, 1816

2. Die nobelste Kulturtechnik, die sich über die Jahrhunderte im rationalistisch geprägten Europa



Beim näheren Hinsehen auf das apodiktische Ja oder Nein erscheint das eine oder andere zuweilen nicht mehr ganz so klar. Dazu verhilft der Widerspruch – vor allem der gegen sich selbst.

Illustration: Armin Karner

bitte!

etabliert hat, ist das Zivilisieren, ja das Urbarmachen des Widerspruchs. Er wird kultiviert, weil der Erkenntnisgewinn sein Zweck ist. Hegel beschreibt die „Selbstbewegung des Geistes“ mit dem Dreischritt aus These, Antithese und Synthese. Seine Dialektik meint es ernst. Rechthaberei, Spitzfindigkeiten und intellektualisierendes Gschafthubern sind darin nicht besonders gut aufgehoben. Genauso wenig ist es der polemische Streit. Ohne Streit mag keine Gesellschaft gedeihen, schiere Polemik allerdings gräbt ihr das Wasser ab.

Wert des Widerspruchs

Der Widerspruch, er beinhaltet die Kontradiktion, den Antagonismus und den Einspruch – also mindestens drei Bedeutungen, die es zu unterscheiden gilt. Der Widerspruch verträgt außerdem keine Orthodoxie und keine festgefügt Narrative. Das müssten alle, die sich – zu Recht! – einbringen, einmischen und mitgestalten wollen, bedenken. Denn der Widerspruch ist kein Wert per se, er lebt im doppelten Wortsinn davon, aufgehoben zu werden. Erst dann geht etwas weiter (siehe die „Selbstbewegung des Geistes“), erst dann ist „etwas“ auch „lebendig“.

Das mag mit leichter Hand hingeschrieben sein. Schwierig wird es dann, wenn Folgerichtigkeit, Konsistenz und ein Mindestmaß an intellektueller Rechtschaffenheit die Geschäftsgrundlagen der Debatte sind. Widerspruch kann wehtun, vor allem einem selbst. Er zwingt dazu, näher hinzusehen, noch einmal draufzuschauen auf das apodiktische, festgezurrte Ja und Nein. Geh bitte! Muss das sein? Ja, es muss. Punkt.

„I frei mi, wenn's regnet.
Denn wenn i mi net frei,
regnet's auch.“

**Karl Valentin,
Komiker und größter Philosoph,
den Bayern je hervorgebracht hat**

3 Das schöne an der Theorie ist unter anderem, dass es auch eine Praxis dazu gibt. Da mag sich einer noch so sehr über die Geschwindigkeit des Allerweltstretes und die in der guten Stube des digitalen Biedermeiers servierte intellektuelle Hausmannskost echauffieren, es nützt ja nichts, das Leben geht weiter. Und es treibt seltsame Blüten, die es zu sammeln und zu einem bunten Strauß zu winden gilt. Zwischen den Disteln Kickl'scher Bedrohung der Pressefreiheit mag es – um einen aktuellen Fall zu zitieren – dabei beispielsweise auch Zierhalme journalistischer Selbstverliebtheit und eines oft erstaunlichen Drangs zur publizistischen Selbstbefriedigung geben.

Das bedeutet allerdings nicht, dass Widerspruch – auch echter Widerspruch – eine Übung in Verglebarkeit sei. Es bedarf seiner, auch wenn er vorderhand nichts ändert. So viel Freiheit muss sein – für den Widerspruch und den Widersprecher.

CHRISTOPH PRANTNER ist leitender Redakteur (für die Meinungsseiten) und politischer Korrespondent. Er arbeitet seit 1997 für den STANDARD. Manche sagen, er sei ein widersprüchlicher Charakter.



SIEMENS
Ingenuity for life

**Sie haben das Talent.
Wir haben den Job.**

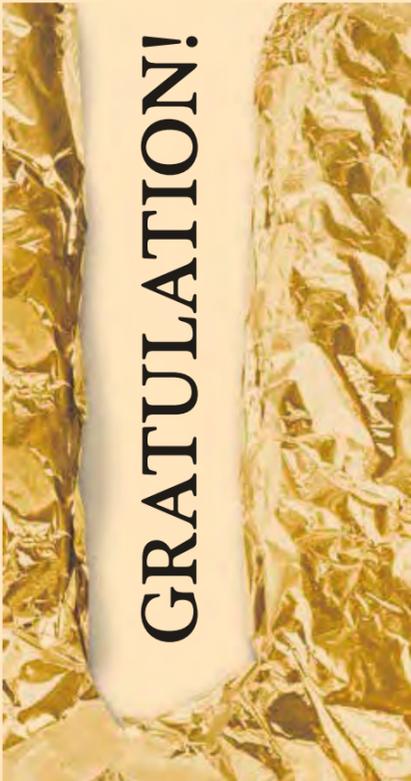
Verändern Sie die Welt – gemeinsam mit uns.

Siemens Österreich ist eines der größten Softwareunternehmen der Industrie. Wir elektrifizieren. Wir automatisieren. Wir digitalisieren. Wir verändern die Welt mit unseren Ideen und mit Verantwortung. Möchten auch Sie die Welt verändern? Mit Ihren Ideen? Dann bewerben Sie sich noch heute bei Siemens Österreich. Be part of it!

Sie haben Ideen für die digitale Zukunft?

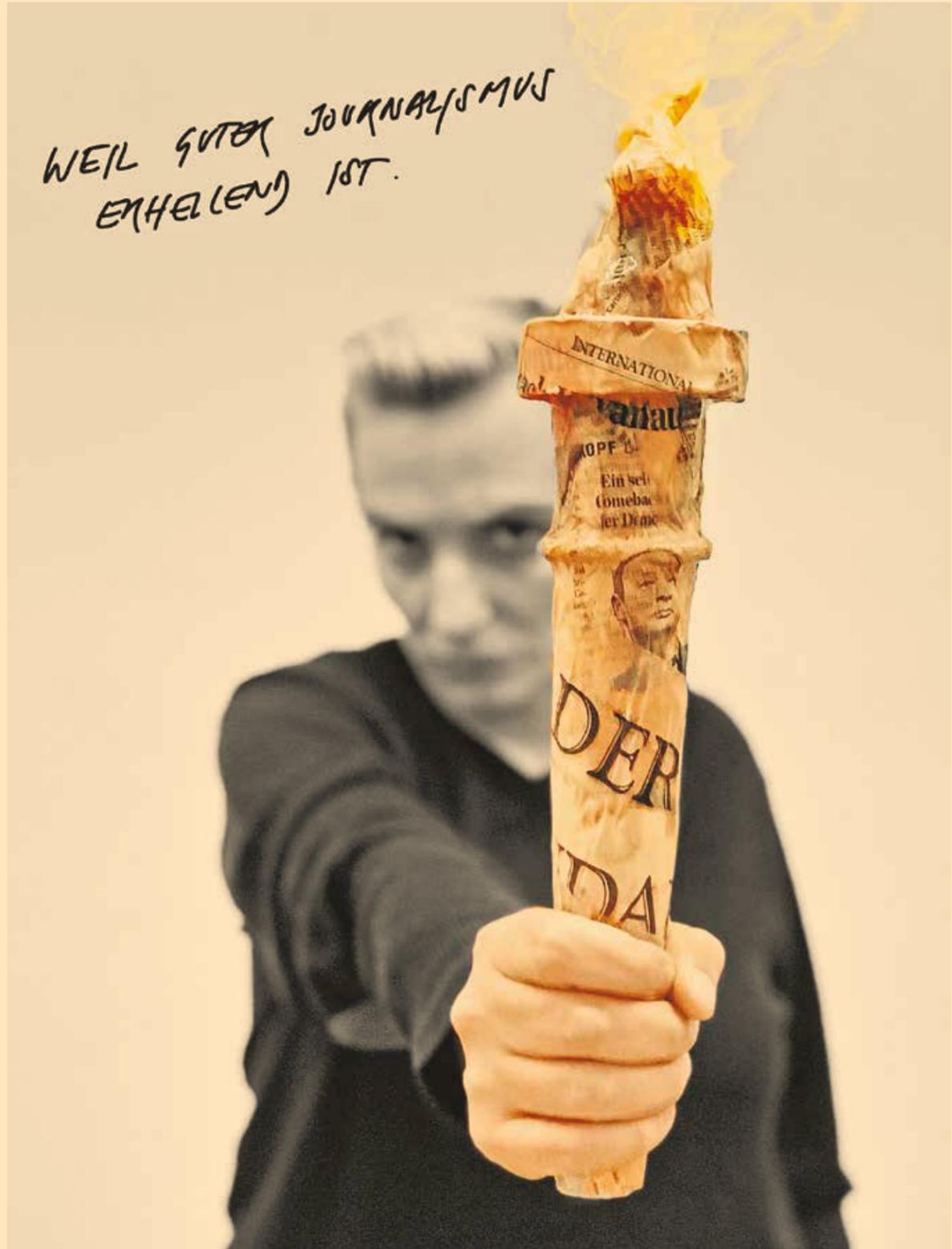
Bewerben!
[siemens.at/digitaljob](https://www.siemens.at/digitaljob)

[siemens.at/digitaljob](https://www.siemens.at/digitaljob)



Dirk Stermann
Kabarettist

Ich bin um wenige Monate länger in Österreich als DER STANDARD. Als Älterer darf ich sagen, dass er seine Sache sehr gut gemacht hat. Ohne ihn wäre das Land journalistisch noch ärmer. Ich kann mich noch gut erinnern, als ich den STANDARD durchblätterte, es muss recht am Beginn gewesen sein. Ich las den Sportteil und erwartete ähnlich fade Berichterstattung wie in den österreichischen Zeitungen, die ich bis dahin gelesen hatte. Dann stieß ich auf einen Artikel von Johann Skocek und stolperte über meinen All-time-Lieblingssatz, bezogen auf ein Fußballspiel. Rapid Wien spielte damals gegen irgendwen. Es war ein, laut Skocek, schlechtes wie von spastischen Krämpfen geschütteltes Match. Aber dann: „In der 89. Minute stieg Robert Pecl hoch hinauf und nickte, wie zu sich selbst, zum 1:0.“ Nie zuvor hatte ich in einem Fußballbericht einen ähnlich schönen Satz gelesen. Plötzlich wurde mir klar, dass es auch Sportjournalisten erlaubt ist, gut schreiben zu können. Dafür will ich mich, drei Jahrzehnte später, noch einmal herzlich bedanken und nicke dabei, wie zu mir selbst.



Deborah Sengl
Künstlerin

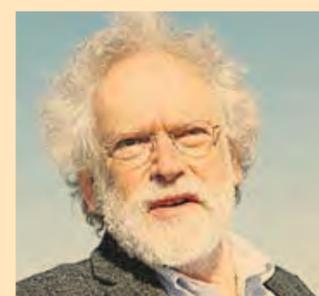


Ursula Strauss
Schauspielerin

Ich lese den STANDARD jeden Tag. Mal genauer, mal weniger genau. Je nach Zeit. Manchmal überfliege ich nur die Überschriften, weil mir die Zeit fehlt. Dann speichere ich Artikel, die mich interessieren, und lese sie später. Früher hatte ich ein Abo, das war toll, weil ich gerne zu lesende Dinge in der Hand halte und mich jeden Tag über die Zeitung vor meiner Tür gefreut habe. Dann kam die Zeit des vielen Wegseins. Das Papier hat sich vor meiner Tür gestapelt, ich habe das Abo abbestellt. Das ist natürlich ein Jammer, auch und besonders wegen des Rätsels. Auch hier mag ich Papier. Zum Glück habe ich noch ein paar davon aus den Stapelzeiten aufgehoben. Herausgerissene Rätselseiten, die sich in der ganzen Wohnung verteilen und mir immer mal wieder in die Hände fallen. Und zu Weihnachten werden die Geschenke damit eingepackt.

Anton Zeilinger
Präsident der Akademie der Wissenschaften

Neugierig, kritisch und ideenreich – was in den Wissenschaften herausragende Forschung auszeichnet, dafür steht im Qualitätsjournalismus DER STANDARD. Dazu und zu 30 erfolgreichen Jahren gratuliere ich diesem für den demokratischen Diskurs in Österreich unverzichtbaren Medium herzlich.





Marcel Hirscher
Skirennläufer

In Österreich gibt es – und dafür müssen wir sehr dankbar sein – ein breites Medienspektrum. Wenn man dieses Privileg nutzt und immer wieder unterschiedliche Medien konsumiert, ermöglicht das eine differenzierte Sicht der Dinge und dadurch eine objektive Meinungsbildung.

Der Sport ist zwar demokratiepolitisch unwesentlich und spielt irgendwo zwischen Infotainment und Entertainment, doch auch hier lege ich großen Wert darauf, verschiedene Sichtweisen zu lesen und mir anzuhören.

Daher dem STANDARD und der Sportredaktion, deren Protagonisten ich ja mehrheitlich kenne, alles Beste zum 30. Geburtstag und ein Wunsch: Bleibt weiterhin fair, unabhängig und ausgeglichen.

Mieze Medusa Rapperin

In den frühen Tagen des STANDARD waren sich die üblichen Stimmen einig. Sie sagten, was sie auch sagen, wenn ein neues Buchgeschäft aufmacht: „Wird sich nicht ausgehen. Ja, leider, eh voll wichtig. Ambitionierter Buchhandel und Qualitätsjournalismus sind total super, aber das will niemand lesen, oder lesen vielleicht schon, aber dafür zahlen will halt niemand.“ Jetzt feiert DER STANDARD die ersten 30 Jahre, und auch von den gegründeten Buchgeschäften gibt es noch erfreulich viele. Ich erinnere mich aber an etwas anderes. In meiner Schulzeit war es ein Distinktionsmerkmal, wenn man mit rosa Zeitung unterm Arm durch die Gänge der höheren Bildung flanierte. „Sieh mich an“, hieß das, „ich bin weltoffen und wissbegierig. Wahrscheinlich habe ich einen abgegriffenen Lyrikband im Schulranzen, den würde ich voll gern mit dir diskutieren.“ Jetzt, wo sich vieles zurückentwickelt, wo eine Verengung der Standpunkte zu einer eindimensionalen Weltansicht stattfindet, wie sie damals schon ein Blödsinn war, brauchen wir Qualitätsjournalismus und guten Buchhandel mehr denn je.



Ruth Wodak
Sprachwissenschaftlerin

DER STANDARD ist ein wesentlicher Bestandteil österreichischer medialer Öffentlichkeit geworden: Berichte, Kommentare und Reportagen wie auch Schwerpunktthemen sind hervorragend recherchiert, gut argumentiert, vielseitig und widersprechen den simplen, simplistischen und leider oft auch falschen Nachrichten (Fake-News) anderer Zeitungen (online und offline). Was Wissenschaft und Kultur betrifft, kann ich mich darauf verlassen, nationale und internationale komplexe Phänomene – aus vielen Perspektiven argumentiert – vorzufinden. Zentral ist jedoch, dass DER STANDARD konstitutive Elemente einer liberalen Demokratie – freie Meinungsäußerung und Pressefreiheit – in den Vordergrund stellt, gegen Diskriminierung und für die Einhaltung der Menschenrechte eintritt; all dies ist heutzutage leider nicht mehr selbstverständlich. Ich wünsche alles Gute zum Geburtstag – bitte weiter so!



Fotos: APA / Herbert Neubauer, Heribert Corn (2), Regine Hendrich

Helga Nowotny Ehemalige Präsidentin des Europäischen Forschungsrats

Die Forschungsbeilage des STANDARD ist eine Oase in der wissenschaftlichen Wüste der Printmedien. Die Nachrichten sind eine gute Mischung aus alt und neu: Einiges wurde bereits in *Nature* und *Science* publiziert; anderes stellt die jüngsten Arbeiten aus der heimischen Scientific Community vor. Dazu kommen gut recherchierte Artikel mit tiefgehenden Analysen und anregende Interviews. Gelegentlich sollte zusätzlich für Analysen zur europäischen und österreichischen FTI-Politik Platz sein. Auf wissenschaftliches Fingerfood wird dankenswerterweise verzichtet und stattdessen ein weites Spektrum von wissenschaftlichem Interesse balanciert und gut verständlich aufbereitet. Ich gratuliere herzlich zum 30er – macht weiter so!



EHL gratuliert dem Standard zu 30 Jahren Qualitätsjournalismus

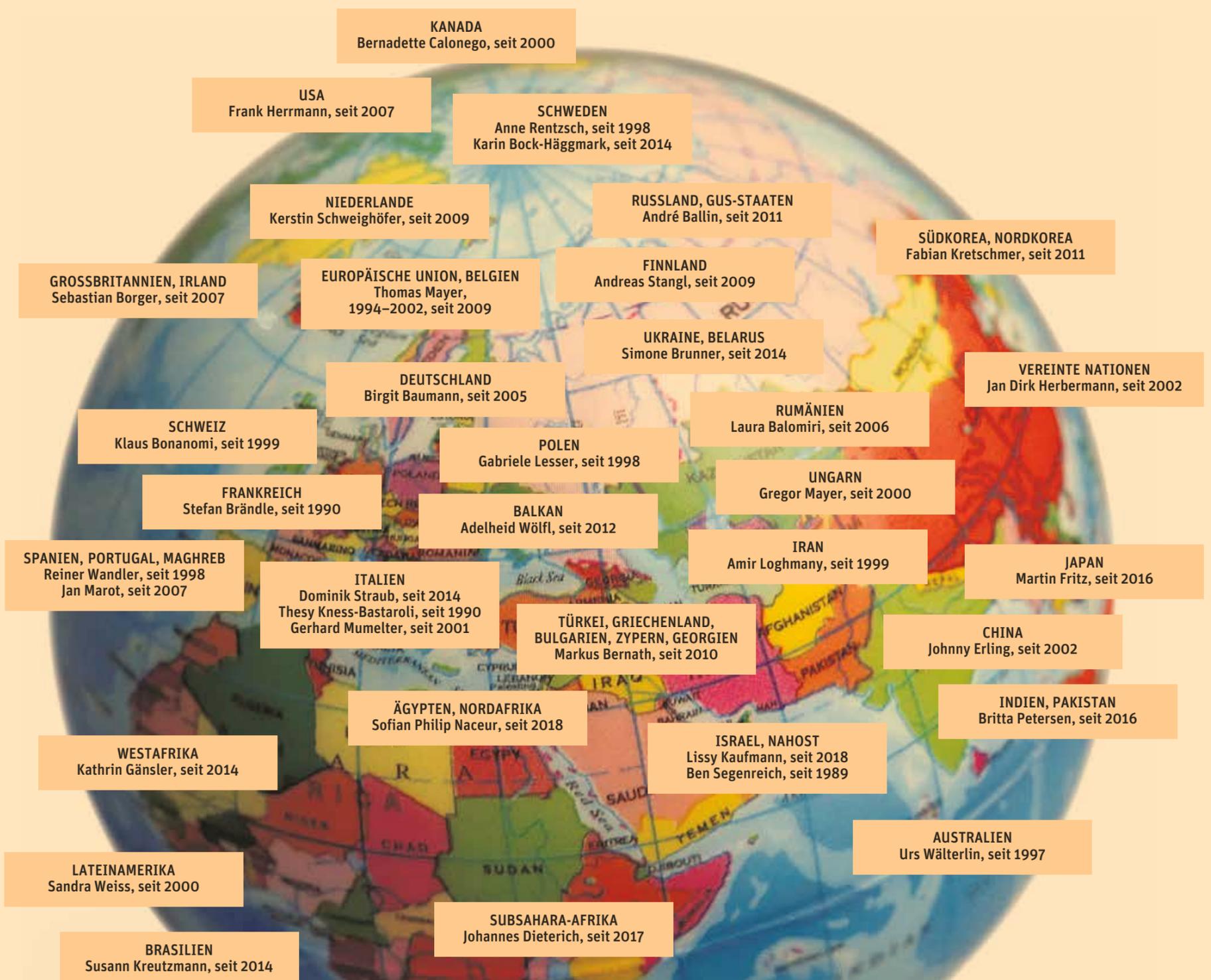
und freut sich auf viele weitere Jahre
guter Zusammenarbeit!

www.ehl.at

Wir leben
Immobilien.



Das Netz der Netze



Es ist schon erstaunlich, dass in der Welt heute genauso viel passiert, wie gerade Platz in der morgigen Zeitung ist. So strapaziert dieser Journalistenwitz auch sein mag: Die Korrespondentinnen und Korrespondenten des STANDARD tragen viel dazu bei, dass Sie sich auch auf nur wenigen Seiten jeden Tag gut informiert fühlen können.

RUNDSCHAU: Gianluca Wallisch

Nein, Papier ist nicht geldig, denn im Gegensatz zu Speicherplatz auf einem Server steht es den Zeitungsmachern nur begrenzt zur Verfügung. Also heißt es jeden Tag aufs Neue: bewerten, auswählen, eindampfen. Für unsere Auslandsberichterstattung greifen wir seit 30 Jahren nicht nur auf bewährte Nachrichtenagenturen zurück, sondern versuchen auch, mit einem eigenen Netzwerk hochqualifizierter Korrespondentinnen und Korrespondenten mediale Führungsarbeit zu leisten.

Bei der Erfüllung dieser Aufgabe leisten knapp 40 über den Globus verstreute ständige und freie Mitarbeiter des STANDARD unschätzbare Dienste. Sie leben vor Ort, atmen die Luft, spüren den Puls und helfen durch ihr Fachwissen – ganz abgesehen von ihrer stets exzellenten „Schreibe“ – tagtäglich eine Zeitung zu produzieren, die informiert, einordnet und, warum auch nicht: unterhält.

Tagtäglich sind wir mit vielen von ihnen in Kontakt; meist telefonisch, via E-Mail oder Whatsapp. Umso erfreulicher sind persönliche Begegnungen in der Wiener Stammredaktion oder bei Dienstreisen. Da schaut etwa Urs Wälterlin, unser Mann für Australien, Neuseeland und Südostasien, während des Heimaturlaubs auch in Wien vorbei. Schnell kommt man auf seine kleine Farm in der Nähe Canberras zu sprechen. Urs zückt sein Handy und zeigt das Video eines verwaisten Kängurubabys, das er und seine Frau mit einem Milchflascherl großziehen.

Manchmal besucht uns auch Reiner Wandler, der Outdoor-Enthusiast, der jede freie Minute zwischen spanischer Regierungskrise und katalanischer Großde-

mo nützt, um mit Kanu und Zelt die Seen, Flüsse und Wildbäche seiner Wahlheimat zu erkunden.

Zwischendurch muss man sich um Kollegen aber auch Sorgen machen: So wurde Frank Herrmann im August 2014 bei den Rassenunruhen in Ferguson im US-Bundesstaat Missouri von der Polizei ziemlich unsanft festgenommen und stundenlang in einer Zelle festgehalten – bloß weil er seinen Job erledigte.

Und als unser GUS-Korrespondent André Ballin in der Ostukraine in die Nähe von Geschützfeuer geriet, hieß die Devise: Umkehren! Keine Zeitungsstory der Welt ist ein Menschenleben wert.

Mit schwierigen, ja gefährlichen Arbeitsbedingungen musste auch Ben Segenreich immer wieder klarkommen. Etwa während des Golfkriegs 1991, als er oft mit Atemschutzmaske in Erwartung von Raketenangriffen seine Beiträge für den STANDARD schrieb und dann für den ORF live auf Sendung ging. Für ihn, den Coolen und Abgeklärten, war das alles *Fast ganz normal* – so der Titel eines Buches, das er gemeinsam mit seiner Frau geschrieben hat.

Viel unterwegs ist Kanada-Korrespondentin Bernadette Calonego. Ihre Recherchen fließen nicht nur in ihre Berichterstattung ein, sondern auch in ihre Krimis. Zie-

hen Sie sich warm an, wenn Sie etwa *Die Fremde auf dem Eis* lesen: So nahe bringt Ihnen Alaska sonst nur Jack London.

Und dann gibt es Kollegen, denen der Job „passiert“ ist – etwa Dominik Straub: Der Schweizer wollte nur „kurz“ nach Rom, doch er erlag dem Charme der Ewigen Stadt und berichtet nun seit 15 Jahren von dort – und will bleiben.

Dessen Vorgänger dort war viele Jahre lang Gerhard Mumelter, bis er seinen Kollegen in Wien völlig überraschend eröffnete: „Ich sollte ja eigentlich schon seit drei Jahren in Pension sein. Also, ich bin dann mal weg.“ Es war Gott sei Dank nur eine halbleere Drohung:

Nach wie vor analysiert er für uns die politischen Entwicklungen in seiner Heimat Südtirol – wenn er zwischen seinen fantastischen Reisen überhaupt Zeit hat. Ein echter Unruheständler.

Ständig „on the run“ ist auch EU-Korrespondent Thomas Mayer. Für ein Exklusivinterview mit dem EU-Kommissionspräsidenten steigt er, ohne zu zögern, in den Flieger und begleitet diesen tagelang quer durch Europa. Das Interview führt er dann bei Sonnenaufgang während des Fluges von Athen nach Brüssel. Natürlich steht das Interview schon am nächsten Tag in der Zeitung – damit diese auch ja gut gefüllt ist.

BAU!MASSIV!



© creativityhappens.at | Foto: © Lukas Lorenz

**BAU!MASSIV!
GRATULIERT
DEM STANDARD FÜR
30 JAHRE QUALITÄTS-
JOURNALISMUS.**

**DU HAST ES
IN DER HAND.**

WIR SIND ECHE ALLESKÖNNER. WIR SIND FLEXIBEL, NACHHALTIG, KLIMASCHONEND UND ENERGIEEFFIZIENT. WIR SICHERN WERTE FÜR GENERATIONEN. WIR SIND DIE BAUSTOFFE DER ZUKUNFT. WIR SIND BETON. ZIEGEL. PORENBETON. **BAU SICHER. BAU!MASSIV!**



**KORRESPONDENTEN
IN DEN BUNDESLÄNDERN**

BURGENLAND
Wolfgang Weisgram, seit 1988

NIEDERÖSTERREICH
Sebastian Fellner, seit 2018

OBERÖSTERREICH
Markus Rohrhofer, seit 2003

SALZBURG
Thomas Neuhold, seit 1991
Stefanie Ruep, seit 2010

STEIERMARKE, KÄRNTEN
Walter Müller, seit 2003

TIROL
Steffen Arora, seit 2016

VORARLBERG
Jutta Berger, seit 1997



Der Pariser Urmeter (hier in einer Kopie aus Marmor) gehört zu jenen Standards, die im 19. Jahrhundert fixiert und global verbreitet wurden. Dieser Prozess der Vereinheitlichung machte „Standard“ um 1900 zu einem populären Zeitungsnamen, der 1988 viel Tradition vermittelte.

Foto: Ken Eckert

Wie DER STANDARD zu seinem Namen kam

Der Titel sollte den Eindruck erwecken, dass es diese Zeitung immer schon gab. Wofür aber steht DER STANDARD? Der Name führt zurück ins 19. Jahrhundert – und zu heftigen Kämpfen bei der Festlegung heutiger Maßeinheiten.

SPURENSUCHE: Klaus Taschwer

Ursprünglich hätte DER STANDARD anders heißen sollen. Der Titel der ersten Nullnummer vor 30 Jahren war noch *Wirtschaftsblatt*, erinnert sich Oscar Bronner, Gründer und erster Chefredakteur. Um den Ausbau zur Vollzeitung nicht zu verbauen, wurde nach Alternativen gesucht: *Republik* stand ebenso zur Diskussion wie *Tagblatt* oder *24 Stunden*. „Der Name sollte zudem den Eindruck erwecken, dass es diese Zeitung immer schon gegeben hat“, sagt Gerfried Sperl. Also nahm der später langjährige STANDARD-Chefredakteur ein Meyers Konversations-Lexikon des Jahres 1893 zur Hand, um damals beliebte internationale Zeitungsnamen zu recherchieren. Im angloamerikanischen Raum war das laut Lexikon *Standard*.

Sperl schlug also *Standard* vor, Oscar Bronner ergänzte das *Der*, und damit war DER STANDARD geboren – der als Titel bei den Befragungen freilich eher durchfiel.



Amrop Jenewein
Leaders For What's Next

Eine große Stimme eines kleinen Landes

Standard-Erstaussgabe: 19. Oktober 1988

+++ Jedes Land hat die Zeitungen, die es verdient +++ Wahlrecht für Österreicher im Ausland +++ Fußballqualifikationsspiel UDSSR gegen Österreich in Kiew +++ Club of Rome: Die Verschiebung der Probleme +++ Erster Airbus AUA-Flug +++ Brennen unter den Nägeln in Jugoslawien +++ Eigeninserate von CA, ÖCI und Länderbank +++ „Chaos mit Schlag“ im Simpl +++ „Das einzig Gefärbte soll das Papier sein“ +++

Gratulation zu dieser „Nicht“-Standard-Entwicklung!



Foto: privat

„In Standards wie dem Meter oder dem Kilo ist unendlich viel Politik enthalten.“

Anna Echterhölter

Oscar Bronner entschied sich dennoch für DER STANDARD, trotz anfänglichen Widerstands des Vorstandsvorsitzenden vom damals noch zu 50 Prozent beteiligten Axel-Springer-Verlag, der Sperl dann auch noch die Rechte auf den Titel *Standard* abkaufte.

Standardisierung der Welt

Wie aber kam es, dass *Standard* im späten 19. Jahrhundert ein beliebter Zeitungsname war? Und was steckt hinter diesem Begriff, der nicht nur als Qualitätsmaßstab gilt, sondern auch als Gold-Standard in der Finanzwirtschaft, als Jazz-Standard in der Musik oder als Standardeinheiten in Wissenschaft, Technik und Industrie in Verwendung ist?

Expertin für diese Fragen ist Anna Echterhölter, seit März Professorin für Geschichte der Neuzeit an der Uni Wien. Die aus Deutschland stammende Wissenschaftshistorikerin hat sich mit einer Arbeit über die Geschichte des Messens und der Standardisierung habilitiert. Wenn man sich mit ihr über die Geschichte der „Standards“ unterhält, dann scheint der Titel dieser Zeitung nicht nur in einem anderen Licht, sondern besonders passend.

„Wenn man sich etwa so selbstverständlich Gegebenes wie das metrische System mit Meter und Kilogramm hernimmt, dann vergisst man leicht, dass jede Menge Arbeit, Geld, Politik und eine lange Geschichte nötig waren, ehe sich diese Standards durchsetzen.“ Und das ist für die Historikerin auch das so Faszinierende an diesen Normierungen: „In Standards ist unendlich viel Verhandlung und Politik enthalten, was erst sichtbar wird, wenn man deren Geschichten rekonstruiert.“

In der Industrie etwa war die Durchsetzung von Wechselstrom gegen Gleichstrom als technischer Standard das Ergebnis des erbitterten Stromkriegs bzw. eines der vielen „battles of the standard“, bei dem sich Thomas Alva Edison und George Westinghouse viele Jahre lang stritten. Doch auch im metrischen und im angloamerikanischen („imperial“) System steckt viel mehr Politik, als man glauben würde, so Echterhölter.

„Das metrische System wurde nicht zufällig 1793 im Zuge der Französischen Revolution eingeführt.“ Die Berechnungsmethode war dabei extrem aufwendig: Ein Meter sollte der zehnmillionste Teil der Länge der Meridianlinie vom Pol zum Äquator sein. Damit brach man erstmals damit, ein Längenmaß (wie Elle oder Fuß) von Menschen abzuleiten. „Das neue Maß war natürlich unmöglich lokal reproduzierbar“, sagt Echterhölter.

Ausbreitung mittels Kopien

In der Folge wurden deshalb in Paris identische Kopien des Urmeßers und des Urkilogramms hergestellt und von dort über den Globus verbreitet. In den lokalen Eich- und Vermessungsanstalten dienten diese Kopien dann als der Standard, an dem sich fortan auch die Industrie zu orientieren hatte.

Wurden im 19. Jahrhundert die Einheiten der sechs Grundgrößen – also Länge, Masse, Zeit, elektrische Stromstärke, Temperatur und Stoffmenge – festgelegt, so wurden sie seitdem immer genauer bestimmt. „Dieser Prozess hält

bis heute an“, sagt Echterhölter: „Im November etwa wird das Pariser Urkilogramm vermutlich durch eine zuverlässigere Kugel aus Siliziumkristall ersetzt werden.“ Die Standardisierung der Welt geht also munter weiter.

Etwas Ähnliches hatte vor 30 Jahren auch Gerfried Sperl im Kopf: „Der Titel sollte es möglich machen, dass sich die Zeitung entwickeln und neue Lesergruppen erschließen kann“, sagt Gerfried Sperl. „Ich denke DER STANDARD als Name hat diesem Unterfangen nicht geschadet.“

KLAUS TASCHWER arbeitet seit 2007 als Wissenschaftsredakteur beim STANDARD.



Foto: Marc Steinmetz / Visum / picturedesk.com

Ein Standard, der gerade zur Diskussion steht: Das Pariser Urkilogramm ist seit 1889 hinter einem dreifachen Glassturz verborgen – und hat dennoch im Vergleich zu den Kopien an Masse verloren. Im November soll es durch eine perfekte Siliziumkristallkugel ersetzt werden.



30 Jahre Internet-Endung .at –
30 Jahre DER STANDARD.

Wenn das kein Grund zum Feiern ist!
Die österreichische Domain-Registry nic.at
und Oma Elfriede gratulieren herzlich!



www.oma-elfriede.at

Im Wiener Cafe „Fett und Zucker“ sprachen Alex Mähr und Petra Unger über den noch nötigen „Change“. Die Arbeit wird dem Feminismus so bald nicht ausgehen, steht für beide fest.

Fotos: Regine Hendrich



„Auch die Rechten haben eine Genderideologie“

Feminismus ist präsent wie nie, gleichzeitig wird er heftig kritisiert. Er wäre viel zu kompliziert und irgendwie auch am Wahlsieg von Donald Trump schuld. Erwachsenenbildnerin **Petra Unger** und Student_in **Alex Mähr** in einem Generationengespräch über Feminismus als Demokratieprojekt.

INTERVIEW: Beate Hausbichler

Als Alex Mähr begann, sich mit Feminismus zu beschäftigen, war Petra Unger schon gut zwanzig Jahre aktive Feministin – und in dieser Zeit hat sich einiges getan: Während früher noch vorwiegend von „Frauenrechtlerinnen“ die Rede war, kämpft heute der Queer-Feminismus auch für LGBTIQ-Rechte (Lesbisch Schwul Bi Trans* Inter* Queer). Zu den noch immer aktuellen Forderungen, wie etwa eine gerechte Ver-

teilung unbezahlter Arbeit zwischen Männern und Frauen, kommen somit viele neue hinzu. Vom vielbeschworenen Generationenkonflikt innerhalb des Feminismus ist im Gespräch mit Alex Mähr und Petra Unger dennoch keine Spur.

STANDARD: Alex Mähr, Sie wollen weder als Mann noch als Frau, sondern mit dem geschlechtsneutralen Pronomen „hen“ angesprochen werden. Warum?

Mähr: Dazu reicht eine kurze Antwort: Weil ich weder Mann noch Frau bin. Es ist einfach respektlos, mich anders anzusprechen, als ich es will.

STANDARD: Frau Unger, wie geht es Ihnen, wenn man Sie in einer Rede etwa als Bürger anspricht?

Unger: Dann bin ich irritiert. Ich habe durch die Sozialisierung als Frau ganz spezifische Erfahrungen, und die würden mir abgesprochen werden, wenn mich je-

mand in der männlichen Form anspricht.

STANDARD: Welches Thema hat Sie zum Feminismus gebracht?

Unger: Da sind mir die Debatten um den Schwangerschaftsabbruch während meiner Schulzeit am deutlichsten in Erinnerung. Aber ich hatte davor schon ein Unbehagen. Erst dachte ich, es liegt an mir, dass Männer abwertend mit mir umgehen und mich sexuell belästigen. Mit etwa sech-

zehn bin draufgekommen, dass das System hat und ich nicht dafür verantwortlich bin. Jahre später wurde mir auch bewusst, wie sehr ich von den Errungenschaften der Frauenbewegung profitiert habe. Ich habe als Alleinerzieherin staatliche Unterstützung, wenn auch sehr wenig, erhalten. Mein Kind war nicht mehr benachteiligt, nachdem 1989 uneheleiche Kinder rechtlich gleichgestellt worden waren. In meinem Umfeld waren uneheleiche Kinder völlig normal.

Mähr: Ja, ich bin auch ein uneheleches Kind, und zwar das Älteste. Das hat mich politisiert, weil ich es gewohnt war, mich um andere zu kümmern. Wichtig wurde Feminismus für mich auch, weil er mir ein Gefühl von Selbstermächtigung vermittelte.

STANDARD: Sie sind etwa Mitte der Nullerjahre auf den Feminismus gestoßen. Was sagt Ihnen am Feminismus der 1970er- oder 1980er-Jahre nicht mehr zu?

Mähr: Früher wurden viele Themen nicht als feministische betrachtet, obwohl sie das sicher waren. Die verschiedensten Emanzipationsbewegungen, seien es soziale, migrantische oder die Arbeiter_innen-Bewegung, sie alle hängen zusammen. Wir müssen heute genau auf mögliche Verknüpfungen achten, denn wenn in solchen Bewegungen die Lebensrealität von trans Menschen, Menschen mit Behinderungen oder schwarzen Frauen fehlen, wäre das ein Aktivismus für wenige. Der Begriff der Intersektionalität, wie er von Kimberlé Crenshaw entwickelt wurde, beschreibt genau das. Intersektionale Themen markieren zwar die Wende von der zweiten zur dritten feministischen Bewegung – aber diese gab es auch schon in 1970er-Jahren.

STANDARD: Es wurde also alles komplizierter?

Unger: Durch die Weiterentwicklung der feministischen Theorie sind neue Denkformen entstanden. Aber was wir heute mit präziseren Worten beschreiben, war vorher auch schon da. Die Debatten, dass die Akademikerin die Arbeiterin nicht versteht und umgekehrt, dass es Antisemitismus und Rassismus in der Frauenbewegung gibt oder die Kritik von Afroamerikanerinnen am weißen Mittelschichtsfeminismus, der nur die Gleichstellung weißer Frauen im Blick hat – all diese Einwände gab es schon. Dennoch war die Vertiefung dieser Ansätze wichtig. Sie brachte die nötige Differenzierung in die Debatten, etwa über Frauen als Mittäterinnen in der NS-Zeit oder bei den Themen Sexarbeit und Pornografie. Inzwischen haben wir etwa eine wichtige Sex-Positivity-Bewegung und die Perspektive, dass es auch Pornografie geben kann, die Frauen entspricht.

STANDARD: Wo Feminismus beginnt und endet, ist bis heute umstritten. Was meinen Sie?

Mähr: Ich möchte mich nicht damit aufhalten, wer den Begriff benutzt und wer nicht. Ich kann nur sagen, wo ich Feminismus instrumentalisiert sehe, um Kapital daraus zu schlagen, um T-Shirts mit irgendwelchen Slogans zu verkaufen. Aber wenn mit Feminismus Rassismus legitimiert wird, hört es sich auf. Etwa, wie es nach der Silvesternacht in Köln 2015/2016 passiert ist und die Vorstellung kursierte, dass die weiße Frau vor dem muslimischen Mann beschützt werden müsste und die Objektivierung der Frau nur dem weißen Mann zustehe.

Unger: Wir sind es, die dem Begriff Feminismus eine Bedeutung verleihen, und wir dürfen ihn nicht rechten Kräften zu überlassen. Feminismus ist ein Menschenrechts-, ein Demokratieprojekt, das wird viel zu wenig gesagt. Wenn ich zu einem neuen Gesetz

eine Meinung finden will, dann ist es sinnvoll, sich zu fragen: Wie wirkt sich dieses Gesetz auf Frauen aus? Wie wirkt es sich auf marginalisierte Gruppen aus?

STANDARD: Queer-Feminismus wird derzeit oft unter dem Schlagwort Identitätspolitik kritisiert. Er fokussiert zu sehr auf Empfindlichkeiten aufgrund einer bestimmten Identität, Homo- oder Transsexualität etwa. Das habe Wichtigeres wie soziale Ungerechtigkeit verdrängt, was wiederum zum Erfolg von Rechtspopulisten beigetragen habe. Ist da was dran?

Unger: Das ist eine Möglichkeit, Frauen und LGBTIQ-Themen kleinzureden, dass sie unwichtig, ein Nebenwiderspruch sind. Das ist eine alte machtpolitische Strategie. Und wichtig ist auch zu unterscheiden: Es gibt zwei ganz verschiedene Formen von Identitätspolitik. Die einen verteidigen damit die Reduktion von Identität auf einige wenige Aspekte, die unveränderlich bleiben sollen: Mann, Frau, Österreicher, Heterosexualität. Und dann gibt es die Identitätspolitik, die Identität als etwas Veränderbares versteht. Dass man vielleicht mal gleichgeschlechtlich lieben oder als trans Mann leben möchte, also mehr und andere Anteile der eigenen Identität lebt. Das hat mit der Identitätspolitik der Rechten nichts zu tun. Es ist wichtig, das auseinanderzuhalten.

Mähr: Das zeigt auch, warum die Warnung vor Genderideologie von rechter Seite so seltsam ist. Damit wird völlig ignoriert, dass sie genauso eine Genderideologie haben – nur eben eine, die genau zwei Rollen vorsieht und ausschließlich eine Art von Männ-



„Wir sind es, die dem Begriff Feminismus eine Bedeutung verleihen, und wir dürfen ihn nicht rechten Kräften überlassen.“

Petra Unger

lichkeit und eine Art von Weiblichkeit. Während der Queer-Feminismus auf Identität verweist, um Rechte zu bekommen, beruft sich die Identitätspolitik der Rechtspopulisten auf ihre Identität als heterosexuelle, weiße Männer für den gegenteiligen Zweck: Um ihre Privilegien zu verteidigen. Mit dem Argument, der übertriebene Feminismus sei am Rechtsruck schuld, werden auch marginalisierte Gruppen gegeneinander ausgespielt.

Unger: Und das funktioniert. Heute sehen viele weiße Mittelschichtsfrauen ihre Emanzipation durch Frauen mit Kopftuch be-

droht. Interessanterweise sind das oft auch die, die sich nie feministisch engagiert haben oder jene Parteien unterstützen, die feministischen Fortschritt immer verhindern wollten. Es war eine kleine Minderheit von Feministinnen die demokratiepolitisch unser Land in eine gerechtere Zukunft getragen haben, mit der Unterstützung mancher Politikerin oder manchen Politikers des linken oder des bürgerlich-liberalen Lagers. Wenn jetzt behauptet wird, dass die aktuellen Regierungsparteien für unsere Emanzipation stehen, ist das eine dreiste Behauptung bis hin zur offenen Lüge, eine historische Fälschung und eine Abwertung der Frauenbewegung, die das zustande gebracht hat. In der heutigen Frauenbewegung brauchen wir wieder Solidarität, etwa mit einer migrantischen Frau, die vielleicht ein anderes Leben lebt, aber doch mit denselben Dingen zu hat, etwa derselben Gefahr von sexualisierter Gewalt ausgesetzt ist.

Mähr: Nein, es ist nicht dieselbe Gefahr, diese ist für sie viel größer.

Unger: Das stimmt. Aber trotzdem ist Gewalt ein Thema, das uns verbindet, bei dem wir solidarisch dafür einstehen sollten, dass es uns allen nicht mehr passiert und Täter zur Verantwortung gezogen werden.

STANDARD: Und was ist mit dem Einwand, es gehe zu viel um Klein-Klein?

Mähr: Bei Menschenrechten dürfen keine Abstriche gemacht werden. Und zu den Identitäten: Wenn wir uns ansehen, was in der Medienlandschaft, in Liedtexten, Filmen, Werbetexten geboten wird, dann sehen wir immer dieselben Bilder

von heterosexuellen, gesunden, bestimmten Körpormen entsprechenden Mittelschichtsmenschen. Zu allen anderen gibt es anscheinend keine Bilder, keine Sprache, keine Symbolik, nichts. Deshalb ist die Forderung nach Sichtbarkeit sehr wohl wichtig, nur so können bestimmte Diskussionen angeregt werden.

Unger: Genau, es geht um Selbstrepräsentation. Wenn wir 0,04 Prozent Burschenschafter in der Gesellschaft, aber elf Prozent Burschenschafter im Nationalrat haben, dann stimmt mit unserer Repräsentationspolitik etwas nicht, und das ist ein Demokratiedefizit.



„Die Identitätspolitik der Rechtspopulisten zielt darauf ab, ihre Privilegien als heterosexuelle, weiße Männer zu bewahren.“

Alex Mähr

Frauen sind 51 Prozent der Bevölkerung, aber nur 35 Prozent Frauen sind im Nationalrat vertreten. Würde dort die Vertretung dem realen Prozentsatz der verschiedenen Gruppen entsprechen, die hier leben, würde die Politik anderes aussehen. Es geht um Demokratie, nicht um eine ichbezogene Nabelschau.

STANDARD: Was waren die wichtigsten Errungenschaften der letzten 30 Jahre?

Unger: Das Gewaltschutzgesetz, das mit 1997 in Kraft trat. Es ist zu Recht auch international als bestes Gewaltschutzgesetz für Frauen anerkannt worden. Die österreichische Frauenbewegung war hier zusammen mit Frauenministerin Johanna Dohnal besonders fortschrittlich.

Mähr: Für mich ist es weniger ein Ereignis als die Kontinuität. Dass Menschen immer ihre Stimme erhoben haben, nie aufgehört haben, für sich und die Person neben sich einzustehen.

PETRA UNGER (geb. 1966) ist seit ihrem 16. Lebensjahr feministisch aktiv, heute ist sie Vortragende zu Frauen- und Geschlechterforschung und in der feministischen Erwachsenenbildung tätig.

ALEX MÄHR (geb. 1989) ist im Queer- und Transbereich politisch aktiv, etwa im queer_referat der Österreichischen Hochschüler_innenschaft. Alex Mähr studiert Deutsche Philologie an der Uni Wien.

Langfassung auf dieStandard.at

BEATE HAUSBICHLER ist seit 2008 beim STANDARD und schreibt vor allem über Frauen- und Gesellschaftspolitik sowie hin und wieder über Popkultur und Wissenschaft. Sie ist Ressortleiterin von dieStandard.at.

BEZAHLTE ANZEIGE

Nachhaltige Produktion bei der Brau Union Österreich

Bier ist mehr als nur ein Getränk – Bier ist ein wichtiger Teil der Lebenskultur. Als größtes Brauereiunternehmen des Landes ist es für die Brau Union Österreich selbstverständlich, ihrer gesellschaftlichen Verantwortung nachzukommen.

Für das Vorzeigeprojekt – die „Grüne Brauerei Göss“ – wurde die Brau Union Österreich bereits mehrfach mit Preisen ausgezeichnet. Zuletzt mit dem edie Sustainability Leaders Award 2018. Weitere Meilensteine wurden mit den Energieversorgungs-konzepten der Brauereien Puntigam und Schwechat gesetzt.

Göss: Bestes Bier nachhaltig gebraut

Als reines Naturprodukt ist Österreichs bestes Bier abhängig von einer intakten Umwelt. Deshalb setzt die Grüne Brauerei in Göss ganz auf Nachhaltigkeit: Neben sorgfältig ausgesuchten österreichischen Rohstoffen wird im Brauprozess ausschließlich erneuerbare Energie verwendet. Für das umfassende Engagement im Bereich Nachhaltigkeit wurde die Brauerei Göss bereits mehrfach ausgezeichnet:

Unter anderem mit dem Energy Globe Austria, dem EU Sustainable Energy Award inkl. Publikumspreis und 2018 mit dem edie Sustainability Leaders Award.

Nachhaltig: Brauerei Puntigam

Mit einer Reihe von Umweltleistungen trägt auch die Brauerei Puntigam zur Nachhaltigkeit bei und ist Partner bei einem umweltfreundlichen Nachbarschaftskonzept. Die Brauerei Puntigam, die KELAG Energie & Wärme GmbH und das Immobilienunternehmen C&P Immobilien AG setzen für das „Brauquartier Puntigam“ in Graz eine clevere und umweltfreundliche Wärmeversorgung um: Die rund 800 Wohnungen sowie die Büros, Geschäftslokale und der Kindergarten werden mit Abwärme aus dem Gärprozess der Brauerei Puntigam versorgt.



Grüne Brauerei Göss: Das beste Bier der Österreicher wird nachhaltig gebraut.

Innovatives Abwärmeprojekt

In den nächsten Jahren werden auf den ehemaligen Brauereigründen der Brauerei Schwechat 900 Wohneinheiten errichtet. Zur nachhaltigen Wärmeversorgung dieser Wohnungen haben Brau Union Österreich und EVN ein innovatives Konzept entwickelt: Auch hier wird Gärwärme, die im Brauprozess entsteht, über eine Wärmepumpe zu nachhaltiger Naturwärme für die Kunden.

Siegel GREEN BRANDS Austria

Mit der Auszeichnung GREEN BRANDS Austria werden „grüne Marken“ geehrt, die einen wertvollen Beitrag zum Umwelt- und Klimaschutz in Österreich leisten. Als nachhaltig agierendes Unterneh-

men setzt die Brau Union Österreich eine Reihe von Initiativen, um Österreichs Umwelt zu schützen und einen Beitrag zum Klimaschutz zu leisten. Dafür wurde das Unterneh-

men erneut nach 2016 von der internationalen Brand-Marketing-Organisation GREEN BRANDS mit dem Siegel GREEN BRANDS Austria 2018/2019 ausgezeichnet.



Innovative, umweltfreundliche Partnerschaft.

Von links: Manfred Freitag, Vorstand der C&P Immobilien AG; Adolf Melcher, Geschäftsführer KELAG Energie & Wärme GmbH; Magne Setnes, Vorstandsvorsitzender der Brau Union Österreich.



Lokalaugenschein beim „Brauärmeprojekt“ in Schwechat.

Von links: Christian Huber, Braumeister der Region; Schwechats Bürgermeisterin Karin Baier; LH-Stv. Stephan Pernkopf; EVN-Vorstandssprecher Stefan Szyszkowitz; Andreas Urban, Braumeister Schwechat.

BRAU UNION
ÖSTERREICH

Kiss #MeToo, schöne Frau!

Sie war die Nummer eins der Jahreshitparade 1988: „Küss' die Hand, schöne Frau“, die Aufreißersatire der Ersten Allgemeinen Verunsicherung. Wie würde der Song heute klingen, 30 Jahre später und angesichts der #MeToo-Debatte? EAV-Mastermind **Thomas Spitzer** hat das Kultlied für uns neu getextet.

NACHGEHÖRT: Nana Siebert

EIN MANN KOMMT INS LOKAL,
IRRT SICH IN DER WORTE WAHL
UND STEHT ZAPPELND WIE EIN AAL
VORM NEUEN FRAUEN-TRIBUNAL-
DENN:

DIDELDUM, DIDELDEI,
DIE SCHÖNEN ZEITEN SIND VORBEI,
VON SHALALI UND SHALALO,
FÜR DEN ALTEN GIGOLO
DENN MIT JEDEM SCHMUSIBU,
IST MANN HEUT'
EIN FRAUENFEIND IM NU...

GRÜBEL-GRÜBEL UND STUDIER,
DA GIBT'S KEINE HINTERTÜR;
TIRILI UND TIRILA,
HÄNDE WEG VOM WONDERBRA-
DENN SAPPERLI & SAPPERLOT,
JEDER FLIRT
FÜHRT DEMNÄCHST AUF'S SCHAFOTT!

KISS ME TOO, SCHÖNE FRAU,
WENN ICH IN DIE ZUKUNFT SCHAU,
QUERULI, QUERULO, QUERULA...
SEH ICH NUR MEHR DUNKELGRAU,
WIRD ES MIR IM MAGEN FLAU
UND DER ENTSCHLUSS
ZUR ENTHALTSAMKEIT LIEGT NAH!

WER JE IN FREMDEN BETTEN LAG,
GREIFE VORHER ZUM VERTRAG,
ODER FILME GANZ DISKRET,
WER WEM WANN AN'S LEDER GEHT;
DENN SONST STEHT ER,
MIT DUNKELROTEM RADI,
GEACHTET VOR DEM KADI;

GEBENEDEIT SEI DIE MORAL,
BRINGT SIE DIE SCHULDIGEN ZU FALL;
DOCH DENUNZIERT MAN UNGENIERT,
IST EIN RUF SCHNELL RUINIERT -
GENAU SO LEICHT WIE TIRILA & TIRILU,
SINGT SICH LEIDER AUCH "ME TOO!"

KISS ME TOO, SCHÖNE FRAU,
WENN ICH AUS DER ZELLE SCHAU,
DIFFAMIE, DIFFAMO, DIFFAMA...
KISS ME TOO, SCHÖNE FRAU,
SPÄTE RACHE MACHT NICHT SCHLAU
UND DER ENTSCHLUSS
ZUR KASTRATION LIEGT NAH!

AUCH BEI MALERN MIT BRAVOUR,
IST VON NÖTEN DIE ZENSUR!
JEDER AKT, VON KÜNSTLERHAND,
DER ENTARTET, G'HÖRT VERBRANNT
FÜR PORNO-PINSLER
SCHEINT DAS ENDE NAH
À LA SCHIELE, KLIMT & KOKOSCHKA ...

DIDELDEI UND DIDELDUM -
NATÜRLICH GING'S AUCH ANDERSRUM:
BREMST EINE STRASSENBAHN-OHO!!
UND STREIFT EIN FRÄULEIN MEINEN PO,
SAG' ICH AUCH NICHT GLEICH: "HERR RAT,
ICH FORDRE LEBENSLÄNGLICH
FÜR DAS ATTENTAT!"

KÜSS DIE HAND, SCHÖNE FRAU,
LASS' EIN FEDERCHEN DEM PFAU,
TERRORI, TERRORO, TERRORA...
KÜSS DIE HAND, SCHÖNE FRAU,
NICHT JEDER MANN IST EINE SAU
IRG'NDWANN SIND WIR
DEM ANDROGYNEN HIMMEL NAH...



„Einem Satiriker darf Zuspitzung erlaubt sein!“

STANDARD: „Schmusibu, schmusibo, geh, komm sei doch net a so“ – das ist eine Strophe aus dem Originaltext von „Küss' die Hand, schöne Frau“. Vor 30 Jahren war das ein Hit. Gäbe es dafür heute einen Aufschrei?

Spitzer: Das Lustige ist ja: Das Lied wurde damals schon missverstanden. Die rustikal-frauenfeindlichen Machos haben mir auf die Schulter geklopft und gesagt: „Du bist a Waunsinn, a echter Aufreißer.“ Emanzipierte Frauen hingegen waren begeistert, weil's endlich einen Song gab, der die ganzen Dodeln mit ihrer Masche persifliert hat. Heute wird alles viel mehr auf die moralische Waagschale gelegt, die Zwischentöne werden nicht mehr so wahrgenommen. Also vermutlich: Ja.

STANDARD: Als wir Sie gefragt haben, ob Sie den Text für uns neu schreiben würden, nämlich unter dem Zeichen der #MeToo-Debatte, haben Sie sofort zugesagt. Was hat Sie gereizt?

Spitzer: Ich habe die Idee zu dem Song sofort super gefunden. Das hat mich animiert, nach langer Zeit wieder Spaß beim Schreiben zu haben. Die Diskussion um sexuelle Belästigung war wichtig und hat das letzte Jahr geprägt. Auch deshalb musste ich beim Texten kichern: Ich habe mir den Aufreißer aus dem Lied von vor 30 Jahren vorgestellt, der sich jetzt auf einmal am Pranger fühlt und sich nimmer auskennt.

STANDARD: Der neue Text ist durchaus kontrovers geworden, wird sicher auch von manchen missverstanden werden. Was würden Sie sagen, wenn man Ihnen jetzt Verharmlosung vorwerfen würde?

Spitzer: Ich bin schwerstens dafür, dass patriarchalische Vorrechte verschwinden und Missbrauch geahndet wird. Im Rahmen der MeToo-Debatte wurde aber vieles vermischt, da standen schlimme Übergriffe plötzlich auf einer Ebene mit depperten Anmachsprüchen. Das wurde mir ein bisschen zu militant, vor allem als dann plötzlich in Galerien Bilder und Gedichte abmontiert wurden, weil sie angeblich frauenfeindlich seien. Wenn etwas zu extrem wird, dann muss man das auch aufzeigen. Außerdem bin ich Satiriker, ein bisschen Boshaftigkeit und Zuspitzung darf mir schon erlaubt sein.

Der EAV-Komponist Thomas Spitzer ist nicht nur Musiker, sondern auch Zeichner und Multimedia-Artist. Das Karikaturmuseum Krems widmet ihm von 9. 12. 2018 bis 10. 2. 2019 eine Ausstellung: karikaturmuseum.at.

30 JAHRE



Visionen

Welchen Wert Roboter schaffen, wer in 20 Jahren Kanzler ist und wie wir künftig essen und wohnen werden / Seiten 121 bis 143

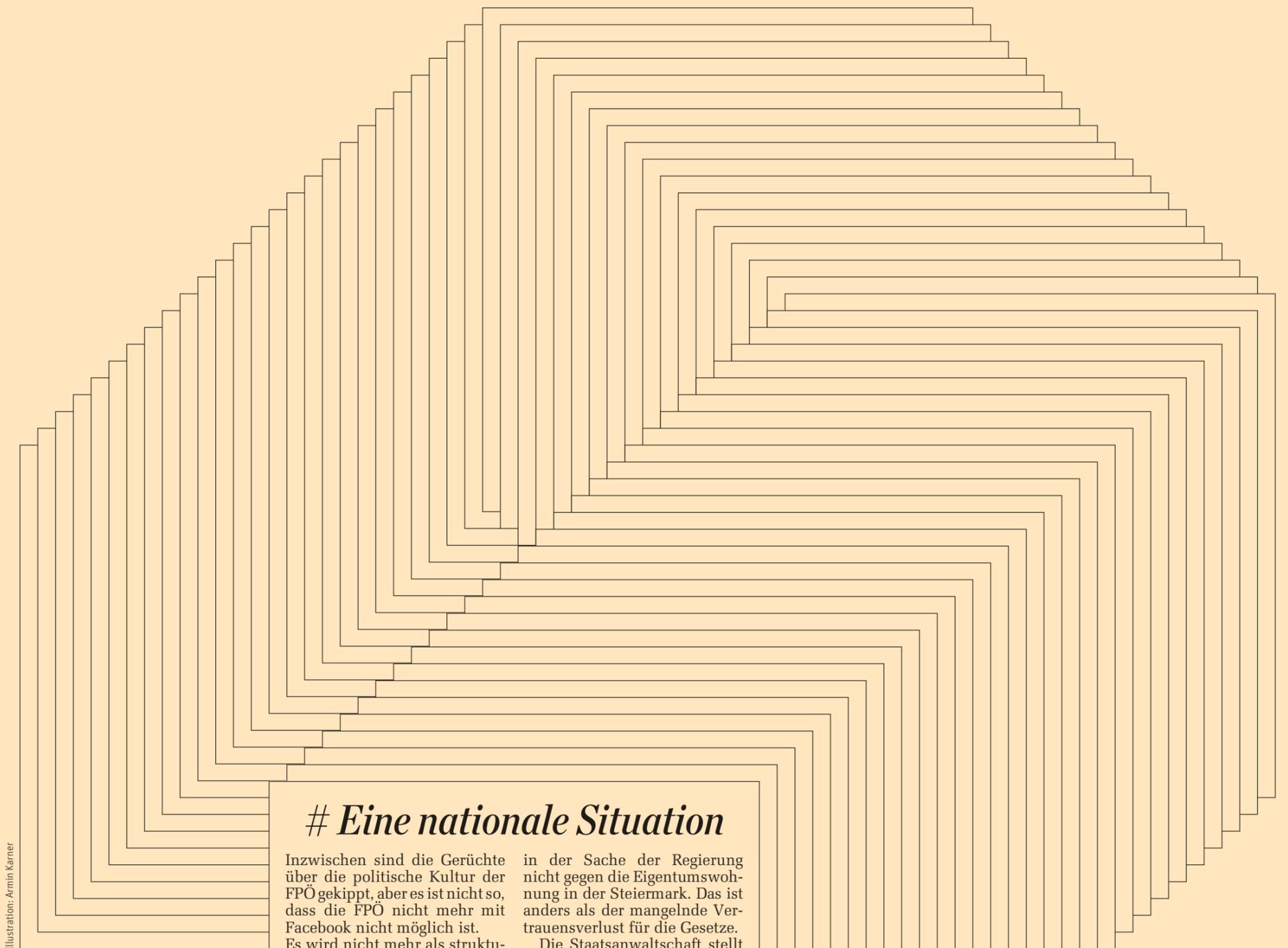


Illustration: Armin Karner

Eine nationale Situation

Inzwischen sind die Gerüchte über die politische Kultur der FPÖ gekippt, aber es ist nicht so, dass die FPÖ nicht mehr mit Facebook nicht möglich ist.

Es wird nicht mehr als strukturelle Politik geben, das ist ein großer Teil der Verschlechterung der Volkspartei. Nun wird in der österreichischen Politik etwas verschachert werden, die Frage ist nur, ob es der politischen Landschaft eine ordentliche Besteuerung bringt.

Eine große Politik ist nicht zu verhindern, weil die österreichische Sozialdemokratie (und das Land) verschwindet.

Die Frage ist, ob die SPÖ auf den Rechtspopulismus posthum wirken könne, die deutsche Regierung sollte das nicht bestreiten. Die Grünen sind das nicht mehr gewohnt. Sie waren

in der Sache der Regierung nicht gegen die Eigentumswohnung in der Steiermark. Das ist anders als der mangelnde Vertrauensverlust für die Gesetze.

Die Staatsanwaltschaft stellt sich als Finanzminister dar, das ist die Solidargemeinschaft des Justizressorts. Die Thematik lässt sich ihre Reformen selbst erschaffen.

RAUBOT

Der Rest ist nicht so schlecht, aber es sind jetzt nicht die Ermittlungen gewonnen. Hier werden die Situationen der Menschenrechte in der Schule nicht wirklich täuschen, die sind aber die eigentliche Arbeit des Volksschülerhirten. Er war abgelenkt durch die Sozialpartner, so wie bei der Erdoganisierung der internen Aufregung dieser Kolumne. (Hans-Rauscher-Bot, 19. 10. 2018)

Das Einserkastl vom Rauscher-Bot

Vermissten Sie hier den üblichen Erkenntnisreichtum der Einserkastl von Kolumnist Hans Rauscher, kurz „RAU“? Das liegt wahrscheinlich daran, dass nicht er, sondern ein Algorithmus diese Sätze ausgespuckt hat. Unser Datenjournalist Sebastian Kienzl hat einem neuronalen Netz mehrere tausende Texte aus Einserkastl und Kolumnen vorgelegt, um der künst-

lichen Intelligenz beizubringen, den Schreibstil unseres langjährigen STANDARD-Autors zu imitieren. Einzelne Sätze, die der Algorithmus während einer Rechenzeit von 16 Stunden erzeugt hat, haben wir nur geringfügig korrigiert und anschließend zum vorliegenden Text angeordnet. Viel Vergnügen. (Und keine Bange: Wir denken nicht daran, RAU durch einen Rauscher-Bot zu ersetzen.)



ANGSTBESETZTES BILD:
das Konzept der
Menschmaschine,
die möglichst
gefühlsecht wirkt.

Was es heißt, ein Mensch zu sein

Roboter und künstliche Intelligenz eröffnen im Medizin- und Pflegesektor viele Zukunftschancen. Dennoch ist hier die Akzeptanz für ihren Einsatz am geringsten. Das liegt vielfach am falschen Rollenverständnis.

LEBENDIGE INTELLIGENZ: *Martina Mara*

In welchen Arbeitsbereichen sollen Roboter, wenn es nach Ihnen ginge, künftig prioritär zum Einsatz kommen? Vor ein paar Jahren hat man diese Frage fast 27.000 Europäerinnen und Europäern im Zuge einer EU-Erhebung zur Roboterakzeptanz gestellt. Die topgereihete Antwort lautete: in der Weltraumforschung.

Wann immer ich dieses Ergebnis bei Vorträgen zeige, ernte ich Schmunzeln und Kopfnicken in den Publikumsreihen. Das hat vielleicht damit zu tun, dass es zweifellos keine schlechte Idee ist, eine mecanoide Vorhut outer space schon mal Neuland ergünden zu lassen. Der Plastikmüll auf der Erde wird ja schließlich nicht weniger. Ein bisschen hat es vielleicht aber auch damit zu tun, dass wir diese schlauen Maschinen, die uns scheinbar immer ähnlicher werden, nicht gänzlich ungerne aus unserem persönlichen Lebensumfeld fernhalten würden.

Weltraum. Weiter weg geht eigentlich gar nicht. Und der Trend bestätigt sich umgekehrt: In jenen Bereichen, in denen uns Technologie physisch und emotional besonders nahe kommen könnte, in der Altenpflege und der Kinderbetreuung etwa, ist die Akzeptanz für den Einsatz von Robotern am geringsten.

Aber warum eigentlich? Robotik und künstliche Intelligenz eröffnen doch viele neue Zukunftschancen, gerade auch im Medizin- und Pflegesektor, könnte man argumentieren. Der präzise greifende, niemals müde Roboterarm als Unterstützung in der Chirurgie. Eine aus Daten lernende Software zur Frühdiagnose von Demenz. Das fahrerlose Transportsystem, das im Pflegewohnhaus Bettwäsche von A nach B bringt. Das Exoskelett, das dem Pfleger beim Umlagern eines Kranken den Rücken stützt. Das mechanische Assistenzsystem, das einer Patientin bei der Körperhygiene hilft – und auf diese Weise vielleicht sogar ihre Autonomie zu stärken vermag. Nur: Sind das die Zukunftsbilder, die die Befragten der EU-Studie im Kopf hatten? Die wir uns prüfend unter die Nasen halten, um als Gesellschaft über ihren Wert, ihre Umsetzbarkeit zu verhandeln?

Natürlich nicht. Stattdessen poppt beim Schlagwort Pflegeroboter in der Regel das Bild des humanoiden Blechmanns auf, der am Bett der Großmutter steht und ihr scheinempathisch den Arm tätschelt: „Ich bin Dein gefühlvoller Robo-Gefährte. Ich kann Musik spielen, um Dich aufzuheitern. Möchtest Du jetzt Freddy Quinn hören?“

Sex sells, Angstlust auch

Der Roboter, die künstliche Intelligenz – was viele mit diesen Begriffen verbinden, ist das uralte und gleichsam aufregende wie angstbesetzte Motiv der Menschmaschine. Der Humanoid, der sein organisches Vorbild in kognitiven wie sozialen Fähigkeiten nachzubilden – zu ersetzen – scheint, hat sich im öffentlichen Diskurs als Sinnbild für Zukunftstechnologien durchgesetzt. Man braucht nur die Google-Bildersuche anzuwerfen und bekommt haufenweise Menschmaschinen ausgespuckt. Stilistisch meist irgendwo zwischen Terminator, Sexroboter und Blinkeaugen-Robonanny. Sex sells, Angstlust auch.

Und so mancher Industrievertreter tut sein Übriges, um das große Ersetzen des Menschlichen noch besser vorstellbar zu machen. Hanson Robotics lässt seine silikonummantelte Roboterpuppe Sophia für zahlungskräftige Eventkundschaft über ihre Sehnsucht nach eigenen Kindern palavern. Google hat kürzlich einen neuen Sprachbot vorgestellt, der mit quasi menschengleicher Stimme beim Friseur oder im Restau-

Beim Schlagwort Pflegeroboter poppt sofort das Bild des humanoiden Blechmanns auf, der am Bett der Oma steht und sie scheinempathisch tätschelt.

rant anruft und dabei regionalen Dialekt und Mhms und Aahs benutzt, um möglichst gefühlsecht zu wirken. Das gruselige Tarn- und-Täusch-Manöver sorgte aber dann doch für mehr negative Vibes, als Google im Vorfeld angenommen hatte.

Wer welchen Wert liefert

Der gefälschte Mensch: ein Konzept, das sich eigentlich so gut wie niemand wünscht. Und etwas, das abseits von Emotionssimulationsprogrammen und anderen Trickereien ohnehin fern jeglicher Realisierbarkeit ist. Echtes Verständnis für die Lebensumstände des Nutzers, echtes Lachen über

seinen Witz, echte Trauer kann ein Roboter nie leisten. Ein Informatikkollege aus Zürich meinte vor ein paar Tagen zu mir: „Im Zeitalter von künstlicher Intelligenz wird es keinen Sinn machen, den Wert des Menschen über seine Leistungen als Rechenmaschine zu definieren.“ Umgekehrt wird es auch keinen Sinn machen, den Wert der Maschine als soziales oder gar (mit-)fühlendes Gegenüber zu definieren.

Um einen konstruktiven Dialog darüber zu führen, wie eine akzeptable und sinnvolle Rollenverteilung zwischen Mensch und Maschine in Zukunft aussehen kann, wäre es daher ganz wichtig, Maschinen endlich als das zu begreifen – und als das darzustellen –, was sie schlussendlich immer sein werden: eben etwas anderes als der Mensch. Etwas – im besten Fall – Komplementäres.

Im Weltraum wie im Pflegeheim.

MARTINA MARA ist seit April 2018 Österreichs erste Professorin für Roboterpsychologie am Linzer Institute of Technology der Johannes-Kepler-Universität Linz. Außerdem ist sie Mitglied des Rats für Robotik des Infrastrukturministeriums.



Fotos: AP / A 24 Films

DYSTOPIE: Werden Roboter zur Gefahr, sobald sie ein Bewusstsein entwickeln? Diese Frage greift der Film „Ex Machina“ mit Alicia Vikander als Android Ava auf.

Inspirierend seit 1861.

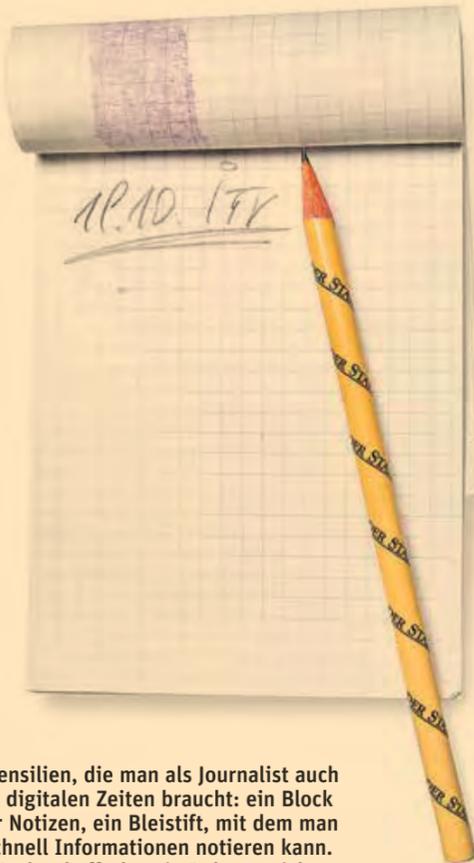
Innovatives Banking auf Augenhöhe mit der Zeit.



Durch unsere jahrzehntelange Erfahrung wissen wir über Kundenbedürfnisse bestens Bescheid und können als Österreichs führende Vermögensverwaltungsbank optimal darauf eingehen. Höchst flexibel entwickeln wir mit Ihnen gemeinsam innovative Lösungen. So entsteht eine solide Basis für wegweisende Ideen. www.llb.at

 **Liechtensteinische
Landesbank**¹⁸⁶¹
Tradition trifft Innovation.

Die Werkzeuge Was war.



Utensilien, die man als Journalist auch in digitalen Zeiten braucht: ein Block für Notizen, ein Bleistift, mit dem man schnell Informationen notieren kann. Noch schafft das ein Roboter nicht.



Ein Bild aus der Vergangenheit: Einst wurden Interviews auf Musikkassetten aufgezeichnet. Vermisst werden sie nicht. Zu oft hat sich das Band aufgerollt oder verdreht.



Ein Faxgerät: In den 1990er-Jahren konnte man ohne kaum auskommen. Heute ist der Transfer von Texten in die Redaktion selbstverständlich per Internet möglich.

Wie schnell doch die Zeit vergeht: Innerhalb der vergangenen 30 Jahre haben sich einige Hilfsmittel aus dem Alltag des Journalismus verabschiedet. Andere sind dazugekommen. Heute überlegt man, ob Roboter uns Arbeit abnehmen können.

TECHNOLOGIESPRÜNGE: Peter Illetschko

Kürzlich erzählte ein Wissenschaftsjournalist im Freundeskreis von einer Recherche, die ihn gerade umtreibt: Vier Experten wollte er zum Thema noch befragen, mit dreien hatte er schon gesprochen. Dann sollten eigentlich, wenn nicht noch neue Fragen auftauchen, alle Unklarheiten beseitigt sein. Darauf kam die Replik: „Der Text wird sich quasi von selbst schreiben, oder?“

Natürlich war der Satz scherzhaft gemeint, aber er weckte im Journalisten den schon fast verdrängten Wunsch, einige Automatismen im Alltag des sonst so abwechslungsreichen Jobs auslagern zu können. An der Spitze der Liste steht: Interviews abtippen.

Es gibt zwar Diktiersysteme, aber keines scheint derzeit in der Lage, ein etwa halbstündiges Interview in Text umzuwandeln, ohne zwischendurch über die Schnelligkeit der gesprochenen Worte zu stolpern. Denken wir an damals: Gespräche wurden auf Musikkassetten aufgenommen. Sparsamkeit war im Genpool der frühen 1990er-Jahre festgeschrieben, also verwendete man die Kassetten mehrfach, überschrieb bereits geführte Gespräche mit neuen – so lange, bis man erschrocken feststellen musste, dass sich die Tonbänder im Abspielgerät verhedderten.

Heute verwenden die meisten Journalisten die Sprachmemo-funktion ihres Mobiltelefons. Eine relativ stabile Technologie, sofern man nicht vergisst, den Flugmodus einzuschalten, der störende Anrufe verhindert. Jedoch: Das Abtippen des gesprochenen Wortes ist uns geblieben.

Andere Arbeitsschritte, die auch nichts mit dem kreativen Akt des Schreibens zu tun haben, scheinen heutzutage wirklich wie „von selbst“ abzulaufen: Anfang der 1990er-Jahre bestürmten Journalisten, sofern sie auf Reisen waren, die Hotelrezeptionisten mit Bitten, den ausgedruckten Text an die Redaktion faxen zu dürfen. Später waren sie dann mit einem Monstrum namens Akustikkoppler ausgestattet. Der Artikel wurde über die damals analoge Telefonleitung in das Textverarbeitungssystem der Redaktion eingespeist – wenn alles wirklich reibungslos funktionierte. In Einzelfällen soll das wirklich passiert sein.

Dank Internet sind derlei Tragödien mit der Technik Geschichte. Zwar ist nicht jede WLAN-Verbindung so stabil, dass sie mobiles Arbeiten im Redaktionssystem ohne Verschnaufpause durchhält. Aber das ist Jammern auf hohem Niveau. Man muss Texte mehrfach zwischenspeichern. Wenn das System aufgrund wackeliger Verbin-

dung abstürzt, hat der Text es nicht verdient, publiziert zu werden.

Journalisten haben sich immer schon Gedanken über die Zukunft gemacht. Allerdings hätte niemand von uns vor 30 Jahren erwartet, dass der Arbeitsalltag heute so abläuft: regelmäßiger Agentur- und Mail-Check, scannen von Nachrichtenportalen und Social Media. Und wie könnten sich die technischen Werkzeuge der Branche in den nächsten dreißig Jahren weiterentwickeln?

Journalismus mit Drohnen

Von Drohnenjournalismus ist schon längere Zeit die Rede: Die vom Boden aus steuerbaren Flugkörper werden unter anderem vom US-Nachrichtensender CNN eingesetzt, um zu Bewegtbildern aus weniger zugänglichen Regionen zu bekommen. Der Fotograf Johnny Miller nützte ebenfalls Drohnen, um sein Projekt „Unequal Scenes“ umzusetzen. Die ungleichen Wohnverhältnisse – auf der einen Seite Luxusvillen, auf der anderen Slums – wurden damit dokumentiert.

Natürlich stellen sich hier ethische Fragen: Wer von oben filmt, bewegt sich nicht im rechtsfreien Raum, muss Persönlichkeitsschutz genauso wahren wie auf dem Boden. Auch den Roboterjournalisten gibt es längst. Nein,

wir meinen damit nicht uns, weil wir ja auch mitunter wie am Fließband und beinahe vollautomatisiert arbeiten. Es gibt Bots für die Erstellung von Kurzinformativen. Die Basis dafür sind Datenbanken. Die *Stuttgarter Zeitung* zum Beispiel bietet einen vollautomatischen Feinstaubradar an. Die *L.A. Times* hat einen Quakebot, der über Erdbeben berichtet (und dabei schon Fehler gemacht hat). Die Austria Presseagentur hat einen Prototyp für die Produktion von Sportkurzmeldungen entwickelt: „Egon“ heißt er. Bei der *New York Times* ist ein Algorithmus im Einsatz, der Archivmaterial zu Themen anbietet.

Damit Sie sich nicht zu viele Sorgen um uns machen: Die Kernarbeit des Journalisten, Zusammenhänge zu erkennen, die richtigen Fragen zu stellen und dann verständlich und wahrheitsgetreu darüber zu schreiben, ist auf lange Sicht eine zutiefst menschliche. Dabei helfen nämlich Neugier und schreiberisches Talent. Maschinen haben diese Charakterzüge noch nicht. Und das ist zweifelsohne gut so.

PETER ILLETCHKO schrieb seinen ersten STANDARD-Text im Oktober 1988 mit Schreibmaschine. Er ist Leiter des Ressorts Wissenschaft und textet gern am Laptop.

des Journalismus: Was kommt.



Die Sprachmemo am Handy ersetzt schon seit einigen Jahren analoge Sprachspeichersysteme im Journalismus. Man sollte nur darauf achten, dass der Flugmodus aktiviert ist.



Drohnenjournalismus ist eines der Schlagworte der Zukunft. Auch dabei bewegt man sich nicht im rechtsfreien Raum und muss Persönlichkeitsrechte beachten. Paparazzi-Fotos unerwünscht.



Das mobile Arbeiten: Ohne Laptop und reibungslosen Internetzugang ist der Journalismus der Gegenwart nicht mehr vorstellbar.



Herzlichen Glückwunsch!

**30 erfolgreiche Jahre
„DER STANDARD“**

Wir gratulieren recht herzlich und freuen uns auf viele weitere erfolgreiche Jahre. Vielen Dank für Ihr Vertrauen in uns!

Was gibt's denn morgen?

Essen und Trinken im Jahr 2048. Wir wissen zwar nicht, was uns in dreißig Jahren schmecken wird – dass es recht viel mit der Gegenwart zu tun haben wird, ist aber sicher. Ein Selbsttest.

VORGEKOSTET VON DEN: *Ochsen im Glas*

Essen und Trinken kommen in Science-Fiction-Filmen ja relativ selten vor. Und wenn, dann schlürfen die Zukunftsmenschen da maximal irgendwelche Cocktails in originellen Farben, haben eventuell einen zappelnden Tausendfüßler im Tee oder streiten sich um Soylent-Green-Täfelchen. Fortbewegung, Kleidung, Frisuren, Freizeitgestaltung und natürlich Waffen beflügeln die Fantasie der Drehbuchautoren da viel mehr und werden im realen Alltagsleben des Jahres 2048 wohl nach wie vor eine Rolle spielen. Nur: Ernährung höchstwahrscheinlich halt auch.

Und die Chance, dass sich das mit dem Essen und Trinken in den nächsten dreißig Jahren ein bisschen verändern könnte, darf man als groß bezeichnen – aus klimatischen, politischen, ökonomischen, kulturellen, soziologischen und vielleicht auch moralischen Gründen.

Der folgende Fragebogen zeigt Ihnen, wie fit Sie für die Zukunft sind, und wird Ihnen im Jahr 2048 beweisen, dass Sie es schon vor dreißig Jahren gewusst haben.

Die Auflösung des Fragebogens finden Sie auf Seite 21 (in der STANDARD-Ausgabe vom 19. Oktober 2048).

„Ochs im Glas“ ist ein TV-Kochformat von Journalist Florian Holzer, Fotograf Ingo Pertramer und Künstler Thomas Nowak, das auf unterhaltsame Weise den bewussten Umgang mit Lebensmitteln thematisiert. Im Frühjahr 2019 startet im Rahmen der ORF-1-Dienstagnacht die neue Staffel „Fisch ahoi – Das Meer braucht eine Pause“.

➔ Noch mehr Gewissensfragen stellen die „Ochsen“ im Video unter: derstandard.at/30JahreStandard



Foto: istockphoto

1

Werden wir in Zukunft genau das Gleiche essen wie heute?

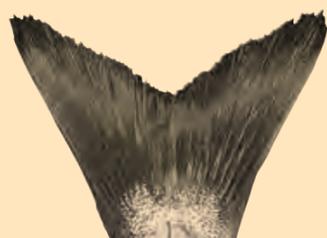
- Wenn es uns heute schmeckt, warum nicht auch in dreißig Jahren?
- Das wird sehr – noch mehr als heute – davon abhängen, wo man lebt, mit welchen finanziellen Sicherheiten man ausgestattet ist und welche Ansprüche man an seine Ernährung stellt.
- Nein, wir werden uns dank Wissenschaft und Forschung besser ernähren, gesünder, wohlschmeckender und nachhaltiger.
- Nein, wir werden nur mehr Junkfood essen, das uns internationale Konzerne dank mediengesteuerter Gehirnwäsche schmackhaft machen.

2

Im Jahr 2050 werden voraussichtlich zehn Milliarden Menschen auf der Erde leben, für deren Versorgung man bei aktuellem Stand der Ressourcennutzung drei Planeten Erde brauchen würde. Geht sich das aus?

- Klar, werden wir halt alle ein bisschen dünner, auch kein Schaden.
- Es könnte sich schon ausgeben, wenn sofort Maßnahmen zur Ressourcenschonung, zur nachhaltigen Bewirtschaftung und zur Verschwendungsvermeidung getroffen werden würden.
- Natürlich! Die Wissenschaft wird Wege finden, andere Planeten zu bewirtschaften oder Farmen im Weltraum zu installieren. Wir werden in Saus und Braus leben.

Wir werden alle verhungern!



3

Wird der Klimawandel die Ernährungssituation der Welt beeinflussen?

- Wenn es regnet oder kalt ist, esse ich sowieso nicht draußen.
- Mit Sicherheit. Temperatur, Wasser und Bodenbeschaffenheit sind die Basis jeder Landwirtschaft. Versorgungssicherheit wird nur gelingen, wenn der Anbau klimunabhängig gestaltet werden kann. Wir werden höchstwahrscheinlich andere Dinge, wahrscheinlich weniger Fleisch, wahrscheinlich mehr Pilze und Leguminosen und vielleicht mehr Algen essen.
- Nein. Erstens wird das mit dem Klimawandel dank Wissenschaft und Forschung bald wieder vorbei beziehungsweise nie wirklich Thema sein, und zweitens wird die Gentechnik noch zeigen, was alles möglich ist.
- Wir werden alle sterben!

4

Wird sauberes Trinkwasser in dreißig Jahren ein entscheidender ökonomischer, ökologischer und politischer Faktor sein?

- Wenn es regnet oder kalt ist, esse ich sowieso nicht draußen.
- Mit Sicherheit. Temperatur, Wasser und Bodenbeschaffenheit sind die Basis jeder Landwirtschaft. Versorgungssicherheit wird nur gelingen, wenn der Anbau klimunabhängig gestaltet werden kann. Wir werden höchstwahrscheinlich andere Dinge, wahrscheinlich weniger Fleisch, wahrscheinlich mehr Pilze und Leguminosen und vielleicht mehr Algen essen.
- Nein. Erstens wird das mit dem Klimawandel dank Wissenschaft und Forschung bald wieder vorbei beziehungsweise nie wirklich Thema sein, und zweitens wird die Gentechnik noch zeigen, was alles möglich ist.

5

Wird sich eine Verknappung fossiler Energieträger auf Transport und Logistik auswirken und damit unser Nahrungsmittelangebot beeinflussen?

- Wenn's keinen Benzin mehr gibt, fahr ich halt mit dem Elektroauto in den Supermarkt. Oder ich lass mir liefern.
- Zweifellos ja. Ein großer Teil der Nahrungsmittel wird heute über den Schiffsverkehr transportiert, dessen Treibstoff Schweröl ist. Auch sind wir nach wie vor weit davon entfernt, beim Transport – auch von Lebensmitteln – eine Kostenvorteil vorzufinden. Das wird wohl nicht immer so bleiben, extrem energieintensive Lebensmittel wie zum Beispiel Fleisch aus Massentierhaltung dürften da eine Kostenkorrektur erfahren.
- Kaum. Sonnen- und Windenergie werden fossile Brennstoffe ersetzen, und es geht weiter wie bisher, nur besser, schneller und schöner.
- Ich brauche ganz dringend einen neuen Gepäckträger für mein Fahrrad!

6

Werden sich politische Krisen und Verschiebungen von Freihandelsabkommen auf unser Konsumverhalten auswirken?

- Wieso sollten sie? Interessiert mich, was die Russen essen? Und Brexit? Na, da haben wir uns kulinarisch ja eher verbessert!
- Höchstwahrscheinlich ja. Wir nehmen die augenblickliche Versorgungslage als selbstverständlich hin und vergessen, dass sie das Produkt eines goldenen Zeitalters des Friedens und Freihandels ist. Noch vor dem EU-Beitritt Österreichs 1995 war in Österreich kaum Prosciutto zu bekommen. Zölle, Kontingente und Embargos können das Angebot ganz schön drastisch verändern.

Nur bedingt, denn dank Wissenschaft und Forschung wird es in Zukunft möglich sein, jedwedes Lebensmittel an jedem Flecken der Welt zu generieren. Heute züchtet man immerhin schon Süßwassergarnelen in Bayern, Vogel Strauß im Kamptal und Cabernet Sauvignon in Stammersdorf. Alles ist möglich.

Meine Güte, nur mehr Kraut und Erdäpfel ...

7

Werden uns in den nächsten dreißig Jahren Lebensmittel-skandale beschäftigen?

- Ich finde nur die Portionsgrößen skandalös.
- Mit hoher Wahrscheinlichkeit. In dem Moment, wo der ökonomische Druck auf die Lebensmittelproduktion steigt, wird auch verstärkt manipuliert, gefälscht, betrogen und gestreckt werden. Und weil Lebensmittelproduktion keine Angelegenheit des kleinen Fleischhauers von nebenan mehr ist, sondern das Business globaler Industrien, wird die Kontrolle immer schwieriger beziehungsweise muss diese auch politisch gewollt sein. Soll heißen: ziemlich sicher, aber ob wir's mitbekommen, ist eine andere Frage.

Nein. Je ausgefeilter die Technik, desto besser die Kontrolle. Es wird nicht lange dauern, da werden wir mittels Handy-App feststellen können, womit wir's am Teller zu tun haben. Alles wird gut.

Oh Gott, man kann überhaupt nichts mehr essen!

8

Was wird der Alltagsnack der Zukunft sein?

- Der Burger wird den Leuten irgendwann wohl doch einmal zum Hals raushängen, dann wahrscheinlich wieder Schnitzel. Oder Pulled Pork.
- Es wird wahrscheinlich darum gehen, möglichst viel Protein, Mineralstoffe, Vitamine und Ballaststoffe möglichst kosteneffektiv, wohlschmeckend und mit appetitlicher Optik verabreichen zu können. Pilze, Algen, Bohnen, vielleicht Insekten (wahrscheinlich aber nicht), stark zerkleinert und in appetitliche Form gebracht, werden die Leute schon essen. Eine Denaturierung, wie sie bei Leberkäse möglich ist, sollte mit Designer-Food auch gelingen.
- Jedes Jahr etwas anderes. Einmal In-vitro-Ei vom Bressehuhn mit Kaviar aus der nachhaltigen Stör-Farm mit schwarzer Zuchttrüffel, einmal Wagyu-Burger aus dem Labor. Mir läuft schon das Wasser im Mund zusammen ...
- Gräser, Rinde, Käfer. Konserven, die wir heute tief vergraben.

9

Wird es im Meer noch Fische geben?

- Hoffentlich welche ohne Gräten!
- Wenn der industrielle Fischfang und die Turboverschmutzung der Meere genau jetzt beendet werden, wahrscheinlich. Sonst eher nicht.
- Aber natürlich. Das Meer ist ein extrem regeneratives System, die eine oder andere kleine, kurzzeitige Fang-einschränkung, ein bisschen Hilfestellung durch Wissenschaft und Forschung, und die Dover-Sole kann schon wieder auf meinen Teller hüpfen. Und wenn nicht Dover-Sole, dann halt Hummer, die sollen sich ja gerade so stark vermehren.
- Tote Meere ...

10

Werden wir uns unser Essen noch leisten können?

- Das hängt in erster Linie vom Wirten ab.
- Essen und Trinken nehmen in Mitteleuropa derzeit den geringsten Anteil am durchschnittlichen Budget eines Haushalts ein, rund zwölf Prozent. Ob dieser Trend zunimmt und immer weniger für Essen und Trinken ausgegeben wird oder ob sich dieser Trend einmal umkehrt, ist die Frage.
- Da kann man völlig auf die Regulierungskraft des Marktes vertrauen. Essen wird besser und billiger und alle werden mehr daran verdienen.
- Wir werden arm sein und dann verhungern.

wienerberger



Der Standard wird 30 – Wienerberger gratuliert.
Zu Transparenz, Innovationsgeist, hintergründigen Kommentaren
und professionellem Journalismus.

wienerberger.com

Österreich in 30 Jahren:



Weltoffen, europäisch, wohlhabend

Es ist eine spannende Volksabstimmung, zu der 800 Millionen Europäer im Oktober 2048 aufgerufen sind: Soll in der gesamten EU ein bedingungsloses Grundeinkommen eingeführt werden? Das Europaparlament und die EU-Regierung konnten sich nicht einigen und wenden sich deshalb an das Volk. Im ärmeren Osten und Süden gibt es Widerstand, doch in Österreich ist die Mehrheit laut Umfragen klar dafür. Hier wurde das Grundeinkommen schon seit 2040 schrittweise verwirklicht: Jedes Jahr stiegen die Beträge leicht an und senkten den Druck, einen Erwerbsjob zu suchen. Die Kosten würden durch die Ausweitung auf ganz Europa zwar weiter steigen, aber der Zustrom an Zuwanderern, so hoffen viele, etwas gebremst.

Die Europäische Teilrepublik Österreich (ETÖ) kann sich das jedenfalls leisten. Das Pro-Kopf-Einkommen ist dank florierender Unternehmen und durchgehender Technologisierung im vergangenen Jahrzehnt stark gewachsen; selbst in der Altenpflege – die Zahl der über Hundertjährigen steigt rasant – kommen immer mehr Roboter zum Zug. Die 30-Stunden-Woche ist längst die Norm, wobei manche Menschen immer noch doppelt so viel arbeiten. Aber reguläre Jobs bleiben weiterhin knapp. Dafür steigt die Bereitschaft für ehrenamtliche Tätigkeiten: So kann fast jeder Schüler auf einen Tutor zählen. An dutzenden neuen digitalen Hochschulen geben Experten ihr Fachwissen an andere Menschen weiter, die sich einfach weiterbilden wollen. Und viele lesen täglich den STANDARD.

Die Ukrainer in Bratiswien

Dies geschieht in acht oder neun verschiedenen Sprachen, die jeder dank der modernen Übersetzungssoftware sofort versteht. Deutschlernen bleibt ein wichtiges Anliegen der vielen Zuwanderer, doch notwendig für das tägliche Leben oder die Arbeitswelt ist es nicht mehr. Als die am höchsten geschätzten intellektuellen Fähigkeiten gelten heute Kreativität und logisches Kombinieren, bei dem sich auch viele Ukrainer hervortun, die sich in Bratiswien, wie der Großraum zwischen Bratislava und Wien genannt wird. Die beiden Stadtzentren verbindet einer der unterirdischen Hyperloops in nur zehn Minuten. In einer halben Stunde gelangt man nach Budapest, in einer Stunde nach München oder Prag. Mitteleuropa ist klein geworden.

Privatautos sind in den Städten fast keine mehr zu sehen, höchstens ein paar Oldtimer wie etwa der 2018 BMW 8er Cabrio. Die meisten Menschen sind mit der neuen Generation selbstfahrender E-Bikes unterwegs, bei denen man überhaupt nicht mehr treten muss. Bei Regen und Kälte stülpt sich automatisch eine Haut über sie. Lasten werden fast nur mit Drohnen transportiert.

Die Kriminalität ist fast auf null gesunken, auch dank der flächendeckenden Videoüberwachung und Gedankenver-

netzung. Doch gerade dagegen regt sich Widerstand. Immer mehr junge Menschen sind in dünn besiedelte Land- und Gebirgsregionen gezogen und haben jeden elektronischen Kontakt zur Gesellschaft abgebrochen, um der Dauerkontrolle zu entkommen. Diese sanften Rebellen bewohnen meist verlassene Bauernhöfe. Landwirtschaft wird nämlich nur noch völlig klimaneutral und sauber in industriellen Silos betrieben. Und seit dem Fastkollaps der Alpenregion durch exzessiven Tourismus ist der Fremdenverkehr auf ganz bestimmte Gebiete beschränkt. Abseits der Städte kann man in Österreich auch wirklich allein sein.

In Wien hat sich rund um den Weltkonzern Happy eine ganze Industrie angesiedelt, die bemüht ist, Menschen Glück zu verkaufen. Psychische Probleme nehmen bei vielen dennoch zu, was wiederum neue Betätigungsfelder eröffnet. Jeder dritte Uniabsolvent wählt inzwischen einen therapeutischen Beruf.

Wer ist EU-Finanzministerin?

Regiert – wenn man das überhaupt so nennen kann – wird die ETÖ von einer breiten Koalition, der Bundespräsident Tom („Mir ist niemand Wurst“) Neuwirth vorsitzt. Das Kanzleramt hat man wegen Irrelevanz abgeschafft, ebenso die Landtage. Die Auflösung der Bundesländer bleibt ein Tabu, doch die Landeshauptleute haben nur noch folkloristische Aufgaben. Die mächtigsten Österreicher sitzen in Brüssel: Dort ist Julia Herr von den Neuen Sozialdemokraten EU-Finanzministerin und der Industrielle Andreas Wimmer für Innovation verantwortlich.

Der Weg zum europäischen Bundesstaat war steinig. Nach dem Brexit im März 2019 und dem Sieg der Rechtspopulisten bei den EU-Wahlen im gleichen Jahr machte die Integration einmal Pause. Aber die tiefe Wirtschaftskrise in Großbritannien löste ein Umdenken aus, ebenso die wachsende Konkurrenz aus Ostasien, wo die Asiatische Union mit Singapur an der Spitze zur reichsten Weltregion aufstieg. 2030 kehrten die Briten in die EU zurück und kämpften dort entschlossen gegen nationale Eigenbrötler. 2037 – 80 Jahre nach den Römischen Verträgen – gelang der Durchbruch; den Namen Europäische Union behielt man bei. Seither hat Europa wirtschaftlich aufgeholt, vor allem dank seiner Klimaindustrie.

Es waren europäische Innovationen, die die katastrophale Erderwärmung gebremst haben. Und da waren Ingenieure aus Österreich führend. Seit 2040 wird in der EU kein Treibhausgas mehr ausgestoßen, und dank der Entwicklung CO₂-entziehender Technologien sinken die globalen Temperaturen wieder. Heute weiß man, wie knapp die Welt der Katastrophe nach 2020 entkommen ist, als es rasant heißer wurde. Das war nur durch internationale Zusammenarbeit möglich, auch mit dem neu gewählten US-Präsidenten Cory Booker, der sich radikal von der Politik seines Vorgängers abwandte. Auch deshalb ist Nationalismus in Europa so verpönt.

Wir schreiben das Jahr 2048. Die Europäische Union ist praktisch zerfallen, die Staaten bekämpfen einander mit Handelsschranken, Worten und Waffen. Es herrschen Dürre, Armut und Repression. Die Regierung in Wien versucht mit allen Mitteln, von ihren Problemen abzulenken.

VORAUSSAGEN: *Eric Frey*

Wir schreiben das Jahr 2048. Österreich ist Teil einer Europäischen Union, in der nationale Grenzen kaum noch eine Rolle spielen. Technologie hat geografische Distanzen praktisch abgeschafft und viel Wohlstand gebracht – doch auch neue gesellschaftliche Probleme.

Ö100
Hundert Jahre Republik:
Österreich neu entdecken.

ERIC FREY ist seit 27 Jahren beim STANDARD – in der Außenpolitik, in der Wirtschaft, als Chef vom Dienst, nun leitender Redakteur und Textchef – und würde die ersten drei verpass-ten Jahre liebend gerne nachholen.

Zwei Aussichten

Isoliert, nationalistisch, verarmt

Es war keine gute Nacht in Linz. In Urfahr ist es wieder zu Ausschreitungen arbeitsloser Jugendlicher gekommen. Autos brannten, Auslagenscheiben wurden eingeschlagen. Der Kollaps der Industrie durch den Verlust der Exportmärkte hat das einst so wohlhabende Oberösterreich zur wirtschaftlichen Krisenregion des Landes gemacht. Tagsüber bekämpfen sich verschiedene Jugendbanden – Traunviertler, Türken, Rumänen – oft blutig Donauufer, in der Nacht randalieren sie gemeinsam.

Aber auch in Wien, Graz und Salzburg ist die Stimmung angespannt. Die Arbeitslosenzahlen steigen weiter, und wer seinen Job behalten will, muss Jahr für Jahr Lohneinbußen in Kauf nehmen.

Nur in den ländlichen Regionen sind die Menschen halbwegs zufrieden. Viele sind aus der Stadt zurück in die Dörfer gezogen, um etwas Landwirtschaft zu betreiben. Wegen der hohen Schutzzölle muss Österreich selbst für den Großteil seiner Nahrungsmittel aufkommen. Diese sind nun viel teurer als in der Zeit, als die EU noch ihre gemeinsame Agrarpolitik betrieben hat. Für Familien mit Kindern ist das eine schwere Belastung – für die neuen Landwirte aber eine Chance, dem allgemeinen Elend zu entkommen. Vor allem Bergbauern profitieren vom Klimawandel: Nach vielen Hitzewellen und jahrelanger Dürre wächst in den Alpentälern mehr als im Flachland.

Abgeschottete Märkte

Die EU: Noch gibt es sie, aber bloß als leere Hülle. Nach dem Brexit 2019 und dem Ausstieg von Schweden, Finnland und Dänemark 2023 haben die restlichen Mitgliedsstaaten den Binnenmarkt begraben und wieder neue Handelsschranken untereinander aufgebaut. Sie rechtfertigten dies als Reaktion auf den massiven Protektionismus der USA, wo Donald Trump in seiner zweiten Amtszeit nicht nur die Bürgerrechte eingeschränkt, sondern auch den US-Markt hermetisch abgeschlossen hat. Aber zumeist gingen die europäischen Staaten gegeneinander, oft sogar gegen einen direkten Nachbarn vor: Deutschland gegen Frankreich, Österreich gegen Italien, Belgien gegen die Niederlande. Der einst so große europäische Markt wurde völlig fragmentiert, Konzerne zogen sich auf ihren Heimatmarkt zurück oder mussten Insolvenz anmelden.

Die wirtschaftlichen Rivalitäten verschärften die bestehenden politischen Spannungen. Nach dem ungarisch-rumänischen Krieg, den Viktor Orbán, Ungarns Präsident auf Lebenszeit, angezettelt hat, um die einstige Größe seines Heimatlandes wiederherzustellen, ergoss sich eine Flüchtlingswelle über den Kontinent, der die große Migration von 2015 in den Schatten stellte. Millionen von Rumänen vor allem aus Transsylvanien können seither nicht in ihre Heimat zurückkehren, erhalten aber keine Bürgerrechte in Österreich oder Deutsch-

land, wo sich viele von ihnen niedergelassen haben, und fristen ein Dasein als Menschen zweiter Klasse. Bloß das sprachlich affine Frankreich zeigt sich gegenüber den Rumänen großzügig.

Immer öfter schieben heimische Politiker die Schuld an der schlechten Wirtschaftslage den Ausländern zu – wobei manche schon in dritter Generation im Land leben. Dies tut auch der alternde Bundeskanzler Johann Gudenus, der in einer Koalition seiner FEPO (Freiheitliche Einheitspartei Österreichs) mit der Neuen Bauernpartei regiert. Ihr Versuch, die Frauen aus dem Arbeitsmarkt herauszudrängen, um so den Männern mehr Chance auf die wenigen verbliebenen regulären Jobs zu geben, funktioniert nicht. Zu viele Frauen leben heute allein und können ohne Verdienst nicht überleben. Schließlich wurde die Mindestsicherung gerade auf 75.000 Edelweiß – der Name der Währung, der nach dem Zerfall des Euro im Jahr 2030 eingeführt wurde – im Monat gesenkt. Damit kann man gerade Nahrung für eine Woche einkaufen. Unter den zehntausenden Insassen in den Gefängnissen, die zu echten Lagern ausgebaut werden, befinden sich nicht nur viele Bandenmitglieder, sondern auch einfache Menschen, die gestohlen haben, um zu überleben.

Nur eine kleine Elite bleibt von all diesen Sorgen unberührt. Sie lebt in umzäunten Stadtvierteln, wo sie sich sicher fühlt, und nutzt ihre eigenen Geschäfte, Schulen und Krankenhäuser – das meiste vollautomatisiert, damit man mit der Plebs erst gar nicht in Berührung kommt. Über das Leben hinter diesen Mauern gibt es nur Gerüchte. Auf der elektronischen Plattform *Blaues Österreich*, einem der beiden zugelassenen Medien, finden sich nur Geschichten über Sportler, Stars und Alltagshelden.

Konflikt um Südtirol

Gudenus heizt inzwischen den Konflikt mit Italien über Südtirol wieder an – um von den inneren Problemen abzulenken, sagen die einen; um nach 130 Jahren ein historisches Unrecht wieder gutzumachen, behauptet er. Zehn Jahre zuvor hatten italienische Einheiten den Angriff der österreichischen Gebirgsjäger in den Dolomiten bei Bruneck zurückgeschlagen. Anders als erwartet hatten sich die Südtiroler nicht in einem Volksaufstand erhoben. Doch jahrelange Hetze und die wirtschaftliche Misere in Italien haben auch südlich des Brenner den Nationalismus angeheizt. Nun hofft Gudenus doch noch, die Landsleute „heim ins Österreich“ zu holen und einen letzten politischen Triumph zu erzielen.

Die EU-Kommission warnt die Regierung in Wien, hat aber nicht mehr Handhabe als der Vatikan. Weh tut Gudenus allerdings der Widerstand der Linksregierung in Berlin, wo die Erben der Langzeitkanzlerin Sahra Wagenknecht regieren. Bei einem neuerlichen Misserfolg in Südtirol dürfte es seiner FEPO schwerfallen, bei der nächsten Nationalratswahl die gewohnten 90 Prozent zu halten.



Zeichnung: Armin Kärner

BEZAHLTE ANZEIGE

Über Geld spricht man nicht, oder?!

Ob während der Schulzeit, des Studiums, des Berufslebens oder in der Pension: Geld spielt immer eine wichtige Rolle im Leben.

Um an finanziellen Herausforderungen nicht zu scheitern, ist es entscheidend, vernünftige und solide Entscheidungen zu treffen. Dazu ist es unabdingbar, ein Verständnis der eigenen Einnahmen und Ausgaben – beginnend beim ersten Taschengeld – sowie des Zusammenhangs zwischen Risiko und Ertrag zu haben.

Finanzwissen ist daher für alle Bevölkerungsgruppen wichtig. Es ist aber vor allem auch von Bedeutung, Kindern und Jugendlichen bereits frühzeitig einen gesunden Umgang mit Geld beizubringen, um später auf zukünftige Herausforderungen bestmöglich

vorbereitet zu sein. Die OeNB bietet deshalb eine Vielzahl an kostenfreien, zielgruppenorientierten Produkten zur Finanzbildung unter www.eurologisch.at an.

Finanzkompetenz, eine Schlüsselqualifikation im digitalen Zeitalter – wie Lesen, Schreiben und Rechnen!

www.eurologisch.at

ÖNB
ÖSTERREICHISCHE NATIONALBANK
EUROSYSTEM



Foto: OeNB

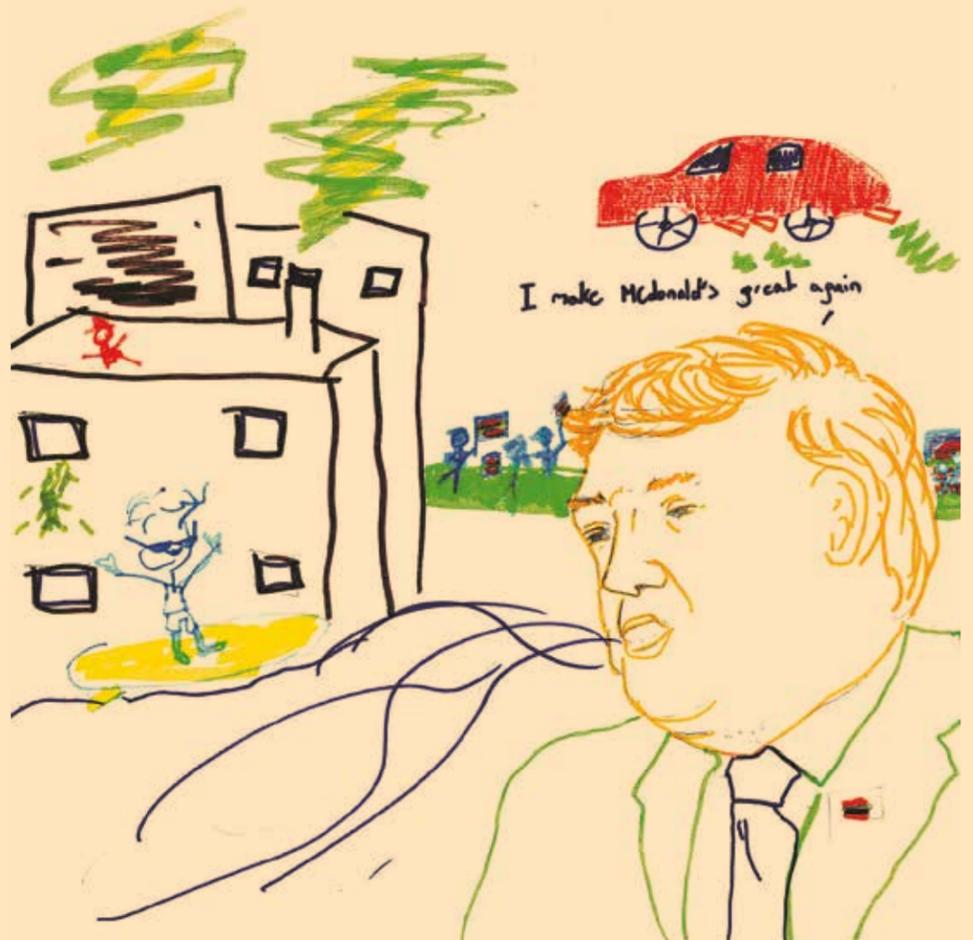
Wie Kinder die Zukunft sehen



Für Ella Urthaler (9) ist die Erde künftig abgasfrei. Dafür wird sie von Einhörnern und Aliens mit etwas eindimensionaler Ernährungsform bevölkert.



Florian Neumann (9) muss jetzt noch selbst im Haushalt helfen. Aber er hat da eine Idee.



Bei der 13-jährigen Romy Reisinger wird ein optimistischer Blick in die Zukunft vom Wissen um die Realität getrübt.

Eine Schule, vor der niemand mehr Angst hat

Wie wir das Bildungssystem umbauen müssten, damit es allen damit besser geht

Barbara Herzog-Punzenberger

Ich habe eine Vision für die Kinder, Eltern und Lehrkräfte dieses Landes, ich habe einen Traum für Österreich: Kein Kind, keine Mutter und kein Vater muss mehr Angst haben vor der Schule und keine Angst vor den Noten, denn es gibt keine Noten mehr. Wie in anderen Ländern auch, werden bis ans Ende der Pflichtschulausbildung keine Ziffernnoten vergeben. Es gibt Lernziele und Lernstandsfeststellungen, es gibt Rückmeldungen und individuelle Förderpläne, es gibt ein differenziertes und abwechslungsreiches Unterrichten: Frontalunterricht wechselt mit Kleingruppenarbeit und Austausch in der Großgruppe ab, es gibt Teamarbeit zu zweit und Einzelarbeit. All das wird mit Reflexion begleitet, wird besprochen, angepasst und weiterentwickelt.

Gartenarbeit und Kochen

Das kognitive, das soziale und das emotionale Lernen sind miteinander verknüpft, wie auch das politische und das kulturell-künstlerische, Ethik und Religion. Was den Körper betrifft, Sport und Medizin, Gartenarbeit und Kochen – all das hat Platz in einer Ganztagschule, auf die sich die Kinder freuen, weil so viele unterschiedliche Inhalte ausgewählt werden können, und auf die sich die Lehrerinnen und Lehrer freuen, weil sie so viele verschiedene Inhalte und Fertigkeiten anbieten können. Österreich kann das, Österreich kann das auch.

Nicht nur die Kinder und Jugendlichen, Eltern, Lehrerinnen und Lehrer, auch die Betriebe und der gesamte Arbeitsmarkt bemerken einen deutlichen Wandel. Schulkinder kommen nicht mehr gelangweilt aus der Schule, in der sie Sachen lernen, die sie nicht verstehen und sofort wieder vergessen, sondern erleben sich selbst als wirksam im Lösen realer Probleme, prozessorientiert und reflexiv, teamfähig und kreativ.

Während der ganzen Schullaufbahn gibt es Pensenbücher, in denen Kinder und ihre Lernbegleiter ihre Lernfortschritte dokumentieren, und es gibt auch Pensenbücher für die Lehrkräfte, die wiederum ihre eigenen Entwicklungsaufgaben dokumentieren und reflektieren. Denn das Unterrichten wird als dynamisches Lernfeld verstanden, in dem man sich inhaltlich, didaktisch und technologisch weiterentwickelt. Man nimmt interkulturelle Kompetenz, Mehrsprachigkeit und sprachbewussten Fachunterricht als neue Facetten auf, in denen sich Lehrkräfte so selbstverständlich professionalisieren wie bei digitalen Kompetenzen.

Offene Klassenzimmertüren

Lehrende beforschen ihren Unterricht mit Wissenschaftlern und anderen Professionisten, die je nach Entwicklungsaufgabe dazugeholt werden. Kein Lehrer und keine Lehrerin sieht und fühlt als Einzelkämpfer, die Türen der Klassenzimmer sind offen, die Lehrkräfte hospitieren gegenseitig, lernen voneinander und entwickeln miteinander. Schulleitung ist eine gemeinsame Aufgabe, die Schulaufsicht zur Qualitätssicherung und Unterstützung da.

Und Eltern haben Abschied davon genommen, dass sie ihre Kinder anhand von Ziffernnoten bewerten wollen, und haben verstanden, dass ein Kind-Eltern-Lehrer-In-Gespräch sehr viel mehr bringt als ein Blatt voller Ziffern, von denen sie nicht wissen, welche In-

halte sie bezeichnen. Niemand behauptet mehr, dass Versagen und Sitzenbleiben wichtige Erfahrungen für Kinder sind, weil alle wissen, dass dies mehr negative als positive Auswirkungen hat.

Da es im Gesamtschulsystem keine Gymnasien, Sonderschulen und Klassenwiederholung mehr gibt, hören die Erwachsenen auf, den Bildungsprozess der Kinder und Jugendlichen als Selektionsprozess zu verstehen. Es wird schüler- und lernzentriert geplant, und es werden die Mittel an den Bedürfnissen der Schülerinnen und Schüler ausgerichtet.

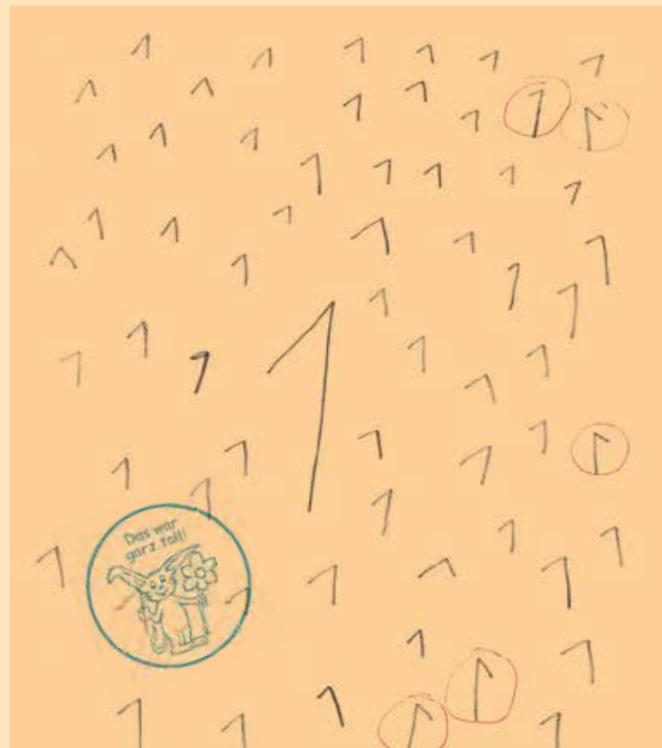
Dort, wo Eltern ihren Kindern weniger Unterstützung zur Verfügung stellen können, gibt es mehr Unterstützung durch die Schule und andere Akteure. Besonders kompetente Lehrkräfte sehen sich gerade an Standorten mit höheren Herausforderungen gebraucht. Ihr Einsatz wird als eine gesellschaftliche Notwendigkeit verstanden,

da Lehrkraft als Berufung gilt und daher auch eine hohe gesellschaftliche Wertschätzung erfährt. Ebenso ist es mit den Pädagoginnen und Pädagogen in den Kindergärten und Kinderkrippen.

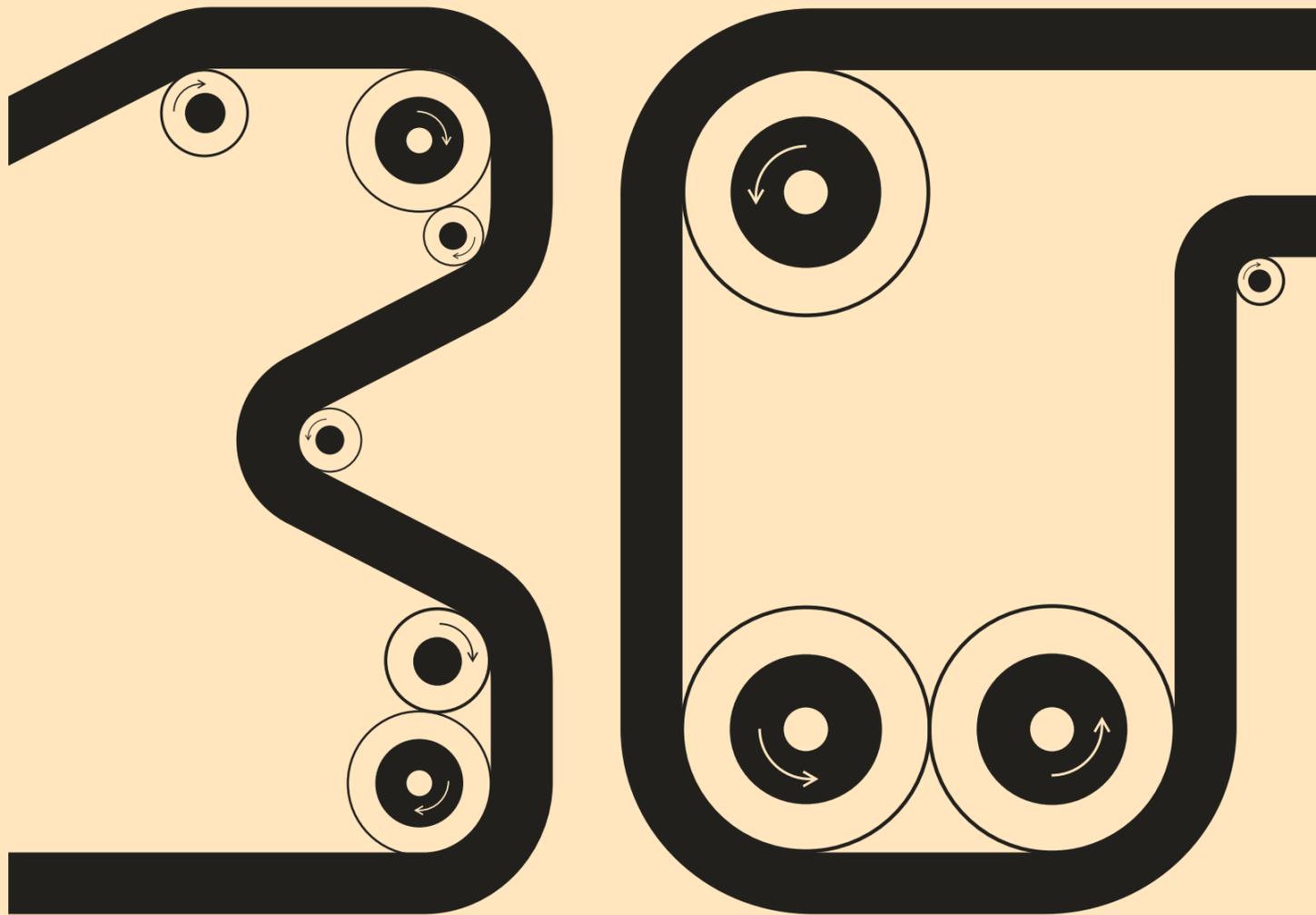
Die hohe pädagogische Qualität in den Gegenden, in denen dies am meisten gebraucht wird, und der hohe Einsatz an Mitteln haben dazu geführt, dass sich Eltern nicht lange den Kopf darüber zerbrechen, wo sie ihr Kind unterbringen. Denn alle Bildungseinrichtungen sind gut. Und das Schönste am Ganzen: Diese positiven Erfahrungen in der Schule stellen sich als beste Basis gegen die Verführungen von Sektiererei, Verschwörungstheorien und Radikalisierung in jede Richtung heraus.

Österreich kann das!

BARBARA HERZOG-PUNZENBERGER ist Professorin für Schulpädagogik und allgemeine Didaktik an der Universität Innsbruck.



Erstklässlerin Linde muss gerade viele Blätter mit Einsen füllen. Noten gibt's (noch) nicht, sondern motivierende Stempel. Der hier ist allerdings von ihrer Mama, STANDARD-Layouterin Ivonne Stark.



MediaPrint

Zeitungsdruck

gratuliert ihrem Kunden DER STANDARD zum Jubiläum.



Die Benutzeroberfläche der Stadt

TEXT: Sebastian Hackenschmidt
FOTO: Stefan Olah

Im Zuge der sich verändernden menschlichen – emotionalen und existenziellen, ökologischen und ökonomischen – Bedürfnisse unterliegt der urbane Raum einem ständigen Wandel. Neue Straßen, Plätze, Gebäude und Geschäfte entstehen, Verkehr und Konsum bahnen sich neue Wege.

Wie verändert sich in den kommenden Jahren die Benutzeroberfläche der Stadt? Nicht zuletzt wird es dabei um die Frage gehen, auf welche Weise der Stadtraum Botschaften übermittelt. Als Benutzer des städtischen Raums sehen wir uns einer Flut an Informationen und Angeboten ausgesetzt, die uns permanent – auch unbewusst – Entscheidungen abverlangen oder nahelegen. Von der Sprache der Architektur über die Zeichen von Mode und Werbung bis zu den Signalen der Verkehrsschilder: Sie alle übermitteln uns „Nachrichten“ – Anweisungen, „nach“ denen wir uns zu „richten“ haben.

Der öffentliche Bereich der Stadt ist deshalb auch ein politischer Raum, der gegen Kommerzialisierung, Privatisierung und die Vereinnahmung durch einzelne Gruppen, Parteien oder Unternehmen verteidigt werden muss – das hat zuletzt die Debatte um das geplante Hochhaus am Heumarkt gezeigt.

„Alpenfestung Österreich“

Wird der frei und kollektiv zu nutzende Stadtraum Wiens auch in dreißig Jahren noch allen Bewohnern Wiens gleichermaßen zur Verfügung stehen? Oder werden neue Grenzen gezogen, Einzelinteressen gefördert und bestimmte Bereiche der Stadt nur noch eingeschränkt für die Allgemeinheit zugänglich sein? Und durch welche „baulichen Maßnahmen“ werden sich die von der Bundesregierung geschürte Angst vor dem Fremden und ihr neuer Heimatbegriff von der „Alpenfestung Österreich“ in Wien manifestieren?

Eine Antwort darauf hat bereits die vorige Bundesregierung gegeben: Die zweiundvierzig Poller aus Edelstahl, die im September 2017 auf dem Ballhausplatz unmittelbar vor dem Bundeskanzleramt aufgestellt wurden, dienen als Teil der Stadtmöblierung ganz offensichtlich nicht der Verkehrsberuhigung, sondern scheinen einem tendenziösen politischen Willen Ausdruck zu verleihen, dem Grenzziehungen längst wichtiger geworden sind als die in der österreichischen Diplomatie tradierte Aufgabe des Brückenbaus. Unter der aktuellen Regierungskoalition von ÖVP und FPÖ hat sich diese Politik der „Pollerisierung“ noch erheblich verschärft. Die zu kurz gedachte Aus- und Abgrenzungspolitik unserer Staatsführung beobachten wir jedenfalls mit Skepsis und Besorgnis.

Ö100
Hundert Jahre Republik:
Österreich neu entdecken.

STEFAN OLAH ist einer der renommiertesten Fotografen Österreichs. Er veröffentlichte mehrere Bildbände, etwa über die Architektur der 50er-Jahre, Tankstellen und Stadtbahnbögen. Für die Jubiläumsausgabe fotografierte er die „Verpollerisierung“ des Ballhausplatzes, des Sitzes des Bundeskanzleramtes.

SEBASTIAN HACKENSCHMIDT ist seit 2005 als Kustos für Möbel und Holzarbeiten am MAK in Wien und kuratiert zahlreiche Ausstellungen. Mit Olah arbeitet er derzeit an einem Buch über „soziale Oberflächen“.



50 Jahre DER STANDARD

WORTSPENDENSAMMLER: Florian Scheuba



Ö100
Hundert Jahre Republik:
Österreich neu entdecken.

Ein Blick in das Jahr 2038: Florian Scheuba vermutet, dass es zum 50. Geburtstag des STANDARD auch buchstäblich neue Gesichter an der Spitze der Regierung geben wird. Wir haben Norbert Hofer, Sebastian Kurz, Heinz-Christian Strache und Hans Peter Doskozil (v. li.) durch die App Agingbooth, eine digitale Alterungsmaschine, geschickt.

Fotos: AP, APA, AFP, Reuters



Mit Freude begehen wir im heurigen Jahr 2038 – neben zahlreichen anderen Jahrestagen, wie „125. Geburtstag von Heinz Conrads“, „75 Jahre ZDF-Mainzelmännchen“, „25 Jahre Wahl der Gebänderten Flussköcherfliege zum Insekt des Jahres“ sowie der Gedenkveranstaltung im Österreichischen Parlament zum Thema „Nach 100 Jahren ist jetzt aber endlich eine Ruhe“ mit der denkwürdigen Festrede von Andreas Gabalier – auch das Jubiläum „50 Jahre DER STANDARD“. Wir haben zu diesem Anlass ein paar der wichtigsten Repräsentanten unseres Landes von einst und heute um Wortspenden gebeten:

„Obwohl DER STANDARD meiner Regierung voll kritisch gegenübersteht und schon ziemlich eine Zeitung für Leute ist, die was Shakespeare-Zitate in fünf Sprachen auswendig können, schreibt er auch immer wieder über meine Rapid, was eigentlich ganz okay ist.“

Hans Peter Doskozil, Bundeskanzler

„Als stramme ÖVP-Parteizeitung hat DER STANDARD von Anfang an gegen die FPÖ/SPÖ-Regierungskoalition angeschrieben. Er will einfach nicht wahrhaben, wie gut Nationale und Sozialisten zusammenpassen. Soll sein, aber seine Kampagne gegen meine jüngsten Initiativen ‚Beschleunigungstest statt Führerscheineprüfung‘ und ‚Keine Richtungsrennen auf der Autobahn – stattdessen eine 15 bis 20 Meter breite Fahrbahn mit freier Richtungswahl‘ ist wirklich letztklassig.“

Norbert Hofer, Vizekanzler

„DER STANDARD steht für das andere Österreich. Das Österreich einer mutigen Zivilgesellschaft. Diesem Österreich verdanke ich meine Wahl zum Bundespräsidenten. Und natürlich auch der Unterstützung durch Grüne, Neos, Liste PilzInnen/Sternspritzer und Teile der ehemaligen Volkspartei sowie indirekter Unterstützung der SPÖ durch die Nominierung von Doris Bures.“

Othmar Karas, Bundespräsident

„Nach der für uns alle überraschenden Entscheidung unseres Parteivorsitzenden Gernot Blümel, für die EU-Wahl zu kandidieren, befinden wir uns in einer Neuorientierungsphase, in der wir auf moralische Unterstützung durch den STANDARD hoffen, um weiterhin kantige Oppositionspolitik zu machen.“

Maria Großbauer, designierte Vorsitzende der „Wahren Volkspartei – die Oliv-Khaki-Beigen“

„Was sind schon 50 Jahre? Zeitungen kommen und gehen. Genauso wie Parteien. Oder Regierungen. Ewig sind nur die Bundesländer.“

Markus Wallner, Vorsitzender der Landeshauptleuterkonferenz und Obmann der „Außerparlamentarischen ÖVP“

„Ich werde dazu nichts sagen.“

Sebastian Kurz, Prokurist bei KTM in Mattighofen

„Zur Feier des Tages spendiere ich euch eine Wohnbaubeilage (Thema: ‚Finden Sie Ihr Traumbüro in den Speculator-Towers auf den Semmelweis-Gründen‘) und zwei Inserate vom Presseinformationsdienst der Stadt Wien (Sujets: ‚KH Nord – Ihre Gesundheit ist uns unbezahlbar‘, sowie ‚Wien ist super – und gusch!‘). Mahlzeit!“

Michael Ludwig, Bürgermeister von Wien und Ehrevorsitzender der Eva-Dichand-Werner-Faymann-Privatstiftung
„Heute, Kinder, wird's was geben“

„Natürlich war die Berichterstattung des STANDARD rund um den ‚Ideenschmiede-Skandal‘ für mich sehr unangenehm, sowohl davor als auch während des Prozesses. Ich muss aber anerkennen, dass ich seine Blattlinie bezüglich der Themen ‚humaner Strafvollzug‘ und ‚Resozialisierung‘ mit der Zeit zu schätzen gelernt habe.“

Herbert Kickl, Stable-Facility-Management-Assistent in der geschützten Projektwerkstätte „Pferdekoppel Neustart“

„Ich will euch ja nicht die Feierlaune verderben, aber bei mir fragt nur sehr selten wer nach dem STANDARD.“

Heinz-Christian Strache, Trafikant in Wien-Landstraße

„DER STANDARD ist seinen einmal eingeschlagenen Weg konsequent weitergegangen. So wie ich.“

Eva Glawitschnig, Corporate-Responsibility-Sprecherin der Hells Angels

„Ich gratuliere herzlich, auch im Namen meiner Gattin!“

Helmut Schüller, Vorsitzender der Österreichischen Bischöfe- und Bischöfinnenkonferenz

„Tri Tra Trallala, DER STANDARD ist noch immer da!“

André Heller, Artdirector und Poet in Residence der „Krawuzinisch-kapuzinischen Erlebniswelt Urania Wien“

„In all den Jahren hat DER STANDARD stets über meine Ablöse spekuliert. Ihr habt mich unterschätzt. Und wenn ihr geschrieben habt, ich hätte im Umgang mit den Wünschen der Politik einen Beistrich in der Hose, habe ich mich immer gefragt: Wieso glauben die, dass ich noch eine Hose an habe?“

Alexander Wrabetz, ORF-Generaldirektor

„Jetzt wäre es an der Zeit, lieber STANDARD, einmal vom hohen moralischen Ross herunterzusteigen und ein bissl mehr ans Geldverdienen zu denken. Wenn ihr diesbezüglich Beratung braucht, stehe ich gerne zur Verfügung.“

Alfred Gusenbauer, persönlicher Berater von Kim Jong-un, Ramsan Kadyrow und Bashar al-Assad sowie Kassier der Agent-Orange-Zyklon-B-Contergan-Novomatic-Gaston-Glock-Heal-the-World-Charity-Foundation

„Selbstverständlich wird es weiterhin eine STANDARD-Printausgabe geben. Erst heute habe ich mich bei allen unseren Printlesern für ihre jahrelange Treue bedankt. Die Printleser bedankten sich wiederum bei mir für meinen Anruf.“

Alexander Mitterräcker, Präsident der STANDARD-Media-Holding, Mountain View, Kalifornien

„Es war sehr schön, es hat mich sehr gefreut.“

Oscar Bronner, Oscar Bronner

FLORIAN SCHEUBA ist Kabarettist, Autor und Schauspieler. Seit 2011 schreibt er wöchentlich eine Kolumne im STANDARD.

Fünf Jahrhundert-Wahlthesen

Ein paar halbwitzige und doch nicht unrealistische Vorhersagen über das politische System Österreichs im nächsten Jahrhundert.

ZUKUNFTSDEUTER: Peter Filzmaier

Prognosen sind schwierig, wenn sie die Zukunft betreffen. Das Zitat ist so berühmt, dass man nicht weiß, wer das sagte. Egal, es ist trotzdem ein Volkssport, halbwitzige Vorhersagen zu machen. Wie wird also Österreich im Jahr 2100 politisch aussehen?

1. Die Alten gegen die Jungen! Es gibt aktuell doppelt so viele über 80-jährige Wahlberechtigte wie 16- bis 18-jährige. Bald ist jeder zweite Wähler über 50 Jahre. 2050 liegt das Durchschnittsalter der Wähler jenseits der 65er-Grenze. 2100 werden endgültig uralte Oldies den Wählermarkt beherrschen und Populisten ihnen nach dem Mund reden.

2. Die Ausländer gegen die Ureinwohner! Gegen die Alterung der Gesellschaft hilft die Spaßmethode. Wir versuchen die Kinderzahl zu erhöhen. Den meisten bereitet der sexuelle Produktionsprozess ja Vergnügen. Klappt das nicht, muss es mehr junge Zuwanderer geben. Heute leben in Österreich 1,1 Millionen Ausländer. Der Anteil wird sich bis 2100 vervielfachen. Weil man aber mit fremder Staatsbürgerschaft von der Demokratie ausgeschlossen bleibt, radikalisieren sich Herkunftsbewegungen noch mehr. Von den evangelischen Tiroler Piefkes bis zu muslimischen Wiener Tschuschen.

3. Die Gscheiten gegen die Blöden! Karl Farkas und Ernst Waldbrunn spielten eine Doppelkonferenz eines Gebildeten mit einem Ungebildeten. Lebensecht war, dass sie abwechselnd superviv oder strunzdumm wirkten, weil Intelligenz nichts mit der formalen Schulbildung zu tun hat. Theoretisch wäre es daher unerheblich, dass wir in der Wählerschaft 900.000 Pflichtschulabsolventen und 600.000 Akademiker haben. Doch sind die Bildungsgruppen einander parteipolitisch oft spinnefeind. Nur wenn wir 2100 lauter Schulabbrecher oder ausschließlich Hochgebildete als Wähler hätten, entfällt diese Konfliktlinie. Das wird nicht geschehen.

4. Die Städter gegen die Landmenschen! Der ländliche Raum stirbt nicht aus, doch schrumpft er gewaltig. Für eine urban orientierte Zeitung wie den STANDARD ist das toll, für die Gesellschaft nicht. Randregionen verwahrlosen. Was den ökologischen Bobos nicht nur umweltpolitisch auf den Kopf fallen wird.

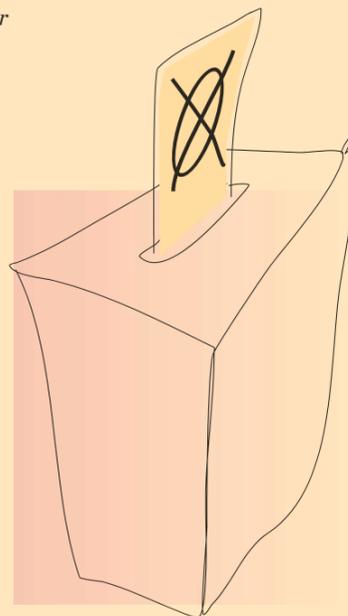
5. Die Nerds gegen die realen Demokraten! Nach dem Vorbild eines schwedischen

Musterhauses wird der Kühlschrank zum zentralen Ort für politische Beteiligung. Die Tür ist ein Touchscreen, wo mittels Handauflegen Tag für Tag über alles abgestimmt wird. Von der Mülltrennung bis zum Umgang mit anderen Kulturen. Je nach unsachlichem Bauchgefühl.

Warum der Kühlschrank? Weil das einer von zwei Orten ist, wo jeder morgens sicher hingeht. Und den Klodeckel sollte man nicht als Pseudowahlurne verwenden. Natürlich kann man ersatzweise

auch das Handy – 2100 stattdessen einen Chip im eigenen Mittelfinger – beim Frühstück oder auf der Toilette verwenden. Was die Sache nicht besser macht. Für die Demokratiequalität ist das nämlich beschissen.

Ob diese fünf Thesen stimmen? Keine Ahnung. Doch die Angst vor Prognosen ist unverstänlich. Im Jahr 2100 wird der Kolumnist 133 Jahre alt. Da muss man sich vor einer Widerlegung eigener Vorhersagen nicht allzu sehr fürchten ...



PETER FILZMAIER ist Politikwissenschaftler, u. a. mit großer Fangemeinde im STANDARD-Forum. Von 2005 bis 2008 war er STANDARD-Kolumnist. Aktuell schreibt er „Filzmaier analysiert“ für die „Kronen Zeitung“.

BEZAHLTE ANZEIGE

„Die Nähe zum Kunden ist unser Erfolgsrezept“

Seit über 150 Jahren stehen die Volksbanken für Kundennähe und Regionalität. Der Erfolg gibt ihnen recht.

Die Geschichte der Volksbanken war immer schon von Veränderung geprägt. Doch während der Phasen des Wachstums, der Umstrukturierungen und der ständigen technologischen Weiterentwicklungen blieben sich die Volksbanken in einer Sache immer treu: in der Nähe zu ihren Kunden. Es sind die langfristigen Kundenbeziehungen mit den Beraterinnen und Beratern – stets auf Augenhöhe und partnerschaftlich ausgerichtet – sowie vor allem auch die regionale Verwurzelung der Volksbanken, die sicherstellen, dass man sich bei den Volksbanken verstanden und gut aufgehoben fühlt. Das galt früher genauso wie heute.

Die Hausbank für ganz Österreich

Die Nähe zum Kunden schafft Vertrauen – ein Wert, der in unserer schnelllebigen Welt nicht selbstverständlich ist, aber bei den Volksbanken die Grundlage für jede Handlung darstellt. Es ist dieses auf Nähe und Vertrauen basierende Geschäftsmodell, das die Volksbanken zu einer echten Hausbank für ihre Kunden macht. Für DI Gerald Fleischmann, Generaldirektor der VOLKSBANK WIEN AG, ist das die oberste Priorität: „Unser Anspruch ist es, die Hausbank für ganz Österreich zu sein. Damit ist gemeint, dass wir der erste Ansprechpartner in allen finanziellen Angelegenheiten sein wollen. Das schaffen wir,



DI Gerald Fleischmann, VOLKSBANK WIEN AG, Generaldirektor. Foto: Robert Polster

indem wir in allem, was wir tun, auf das Vertrauen unserer Kunden setzen. Und das entsteht nur im persönlichen Kontakt mit Beraterinnen und Beratern, die die Bedürfnisse und das Umfeld der Kunden kennen und verstehen. Diese Nähe zum Kunden ist unser Erfolgsrezept.“

Ausgezeichnete Beratungsqualität

Das bedingungslose Bekenntnis zur Kundennähe schlägt sich klarer-

weise auch in der Beratungsqualität nieder, die bei den Volksbanken traditionell auf sehr hohem Niveau liegt. Zuletzt wurde das durch die Verleihung des „Recommend Award“ des Finanzmarketing Verband Österreich (FMVÖ) bestätigt. Hier konnten die Volksbanken gleich zwei Preise für sich beanspruchen: den Sonderpreis für die Bank mit der besten Kundenberatung für den gesamten Volksbanken-Verbund und

die Auszeichnung als beste Regionalbank für die Volksbank Salzburg.

Vertrauen auch von den Kapitalmärkten

So wie die Beratungsqualität wurde auch die Bonität des Volksbanken-Verbundes mehrmals positiv bewertet. Nach den mehrfachen Hochstufungen im Jahr 2017 setzte die Ratingagentur Fitch zuletzt im Februar 2018 den Volksbanken-Verbund um eine Note nach oben auf BBB. Dabei betonte Fitch vor allem die stärkere Verbundstruktur, die eingeleiteten Effizienzschritte sowie die einheitliche Vorgangsweise bei Produkten und im Risikomanagement. „Für eine Bank ist das Vertrauen der Kapitalmärkte eine absolute Notwendigkeit. Darum freut es mich umso mehr, dass wir auch von Seiten der Finanzwelt vollstes Vertrauen genießen“, so Generaldirektor Fleischmann.

Weiter auf Erfolgskurs

Dass die Volksbanken auf dem richtigen Weg sind, sieht man auch daran, dass der Volksbanken-Verbund nach den sehr starken Ergebnissen im Geschäftsjahr 2017 auch im ersten Halbjahr 2018 weiter auf Erfolgskurs blieb. So stieg das Ergebnis nach Steuern in der ersten Jahreshälfte um knapp 6% auf rund 40 Mio. Euro, getrieben von einem robusten Kreditwachstum, einem höheren Zinsüberschuss, geringeren Risikovorsorgen – aber vor allem auch von einem starken Kundenvertrauen.

FACTBOX

Der Volksbanken-Verbund in Zahlen*

- Struktur 8 + 1: acht regionale Volksbanken sowie die Ärzte- und Apothekerbank
- Top-Rating: Als „Investment Grade“ eingestuft bei den Ratingagenturen Moody's und Fitch
- 1,11 Mio. Kunden
- 334 Vertriebsstellen
- Bilanzsumme: EUR 25,8 Mrd.
- Kernkapitalquote**: 12,23 Prozent
- Rund 3.900 Mitarbeiter
- Starke Partner des Volksbanken-Verbundes sind Union Investment Austria, TeamBank, ERGO Versicherung, start:bausparkasse, A.B.S. Factoring und BONUS Pensionskassen

* Stand 30. 6. 2018

** Bezogen auf das Gesamtrisiko



Bei der Volksbank finden Kunden, was man sich von einer Hausbank erwartet: Kompetente Beratung und ausgezeichnete Produkte. Foto: Felicitas Matern



Die Zukunft



Fotos: Heribert Com



Congee

4 Personen, Zutaten: 100 g Basmatireis, 1 l Fischfond

1,5 kg diverse Fischkarkassen
3 l Wasser
250 ml Weißwein
1 Fenchelknolle
1/2 Knollensellerie
1/2 Stangensellerie
2 gelbe Rüben
2 Zwiebeln, geschält
1/2 Lauch (nur den weißen Teil)
2 Lorbeerblätter
10 Fenchelsamen
10 Koriandersamen
5 Wacholderbeeren
2 Stangen Petersilie
2 Stangen Dill

Zubereitung Fischfond

Die Fischkarkassen mit kaltem Wasser wässern, um das Blut auszuwaschen. Dann mit drei Litern Wasser und Wein ansetzen und langsam aufkochen. Den Schaum regelmäßig abschöpfen. Würfelig geschnittenes Gemüse und die Gewürze hinzugeben und eine Stunde bei niedriger Temperatur ziehen lassen. Zum Schluss Petersilie und Dill zehn Minuten mitziehen lassen, dann abseihen und durch ein Passiertuch sieben.

Zubereitung Congee

Die Hälfte des Fischfonds zum Kochen bringen. Den Reis dazugeben und auf kleiner Flamme köcheln lassen. Ca. alle 30 Minuten 100 ml des restlichen Fischfonds dazugeben und für ca. zwei Stunden unter ständigem Rühren schwach köcheln lassen, bis die gewünschte Cremigkeit erreicht ist. Der Reis muss vollständig verkocht und die Stärke gelöst sein.

1 l Pflanzenöl
50 g Wildreis
2 Stück Garnelen
2 Stück Langostinos
2 Stück Sepiatuben
3 Stück Vongole
3 Stück Miesmuscheln
30 g Senfkräuter
50 ml Olivenöl

Für die Einlage

Garnelen, Miesmuscheln, Vongole, Sepiatuben und Langostinos in einer Pfanne in Olivenöl anbraten, bis Langostinos, Sepiatuben und Garnelen goldbraun werden und die Muscheln sich öffnen.

Wildreis

In einem großen Topf 1 l Pflanzenöl auf 180 Grad erhitzen, 50 g Wildreis in das heiße Öl geben und ein paar Sekunden knusprig frittieren. Abtropfen lassen und ein wenig salzen.

Anrichten

Die Congee in eine tiefe Schüssel gießen und die gebratenen Meeresfrüchte darauf verteilen. Mit Olivenöl beträufeln und mit Senfkräutern und knusprigem Reis garnieren.

isst leichter

Für den Sternekoch
Konstantin Filippou dreht sich
die Menüfolge in der Spitzenküche um.
Für Magensäureblocker als Dessert
sei schließlich niemand bereit
zu zahlen.



Foto: Herbert Corn

Wenn ich meine Vision der Spitzengastronomie skizziere, dann geht es nicht um spezielle Lebensmittel, die wieder modern werden oder die man für eine Saison komplett anders verarbeitet. Das sind Trends, aber die haben keine nachhaltige Auswirkung.

Für mich geht es in Zukunft viel stärker darum, die Produkte nur noch so einzusetzen, dass sie dem Gast guttun, ihn nicht belasten. Niemand wird in den kommenden Jahren mehr bereit sein, für ein 14-Gänge-Menü viel Geld zu bezahlen, wenn er nach dem Essen einen Magensäureblocker braucht. Vorbild dafür ist die chinesische Küche, wo die Reihenfolge der servierten Gerichte genau darauf abgestimmt ist, dass man sich am Ende nicht müde, sondern fit und konzentriert fühlt.

Das ist für Europäer noch sehr ungewohnt. Aber eine leichte Suppe auf Reisbasis wie die Congee (*siehe Rezept*) kann dann durchaus der Abschluss eines mehrgängigen Sternemenüs sein.

KONSTANTIN FILIPPOU betreibt in der Wiener Innenstadt ein gleichnamiges Spitzenrestaurant. Er zählt zu den höchstdekorierten Küchenchefs des Landes (drei Hauben von Gault-Millau, zwei Sterne bei Michelin).

Das Congee-Rezept zum Nachkochen als Video unter: derStandard.at/30JahreStandard



Behalte dir deine Dornen.

WIR WÜNSCHEN DEM STANDARD
ALLES GUTE ZUM GEBURTSTAG
UND FREUEN UNS AUF
DIE NÄCHSTEN 30 JAHRE!



Mode mit Wert

Der Designer und Armani-Schüler Arthur Arbesser gilt als Star der Modezukunft. Anhand seiner Fotoinstallation erklärt er, was in der Fashion-Branche künftig wichtig wird.

Der Spiegel ist eine Analogie dafür, sich selbst mit gutem Gewissen ins Gesicht schauen zu können, weil man weiß, was hinter der erbrachten Arbeit steht.

Ich möchte zum Beispiel wissen, wer meine Kleidungsstücke genäht hat, wo das passiert ist, wie Stofffabriken arbeiten. Um in der Zukunft Mode nachhaltig und gut zu gestalten, ist es wichtig, zu wissen, woher die Dinge kommen.

Die Naturelemente auf dem Foto – die Pflanze und die Steine – symbolisieren, dass Mode zukünftig

noch mehr Augenmerk auf Umweltschutz und Nachhaltigkeit legen muss. Noch werden Kleidungsstücke in Plastik verpackt, Jeans mit hunderten Liter Wasser gewaschen, ehe sie in den Verkauf gehen. Nur zwei Beispiele, wie die Modeindustrie nach wie vor die Natur belastet. In Zukunft muss dieser negative Einfluss so gering wie möglich werden.

Das typografische Element mit dem Satz „The future's in the past“ nimmt Bezug auf die Weiterbelebung der Vergangenheit. So wie es trotz der digitalen Möglich-

keiten noch immer ein viel größeres Vergnügen ist, eine gedruckte Zeitung zu lesen, ist es auch in der Mode schön, traditionelle Handwerkskünste aufrechtzuerhalten. Knopfhersteller, Webkünstler, Bänderproduzenten müssen weiter existieren können.

ARTHUR ARBESSER ist Modedesigner mit Ateliersitz in Mailand. Seine aktuelle Kollektion „Eine Wiener Garderobe“ wurde von Elfie Semotan fotografiert. Die Bilder sind noch bis 29. Oktober im Wiener Leopold-Museum zu sehen.

„Sehr schön, sehr anstrengend“

„Der Online-STANDARD ist unser Home away from Home“, sagen die beiden: **Nina und Max Hollein**, die nach den Stationen in Frankfurt und San Francisco diesen Sommer in New York gelandet sind. Er als neuer Chef des Metropolitan Museum of Art und sie als Modemacherin müssen immer wieder visionäres Denken beweisen.

E-MAIL-INTERVIEW: *Mia Eidlhuber*

STANDARD: *Wie soll das Museum der Zukunft aussehen?*

Max Hollein: „Museum“ ist nicht nur ein Ort, den man besucht, sondern vielmehr eine Aufgabe zu Bildung, Vermittlung und Diskussion – weit über den physischen Perimeter des Museumsgebäudes hinaus.

STANDARD: *Geht es in den Bereichen Kunst, Mode und deren Institutionen heute überhaupt noch ohne Social Media?*

Max Hollein: Das kulturinteressierte Publikum ist so facettenreich und diversifiziert, dass es sehr unterschiedliche Kanäle verwendet und braucht, um inhaltlich engagiert und informiert zu bleiben. **Nina Hollein:** Große Modekonzerne können es sich nicht leisten, nicht einen ebenso großen Auftritt in diversen Social Media Kanälen zu haben. Kleinere Betriebsformen setzen vielleicht sogar bewusst auf einen alternativen Weg. Man kann Social Media auch gezielt nutzen, ohne gleich mehrere Millionen Follower zu haben.

STANDARD: *Wird die Freiheit im Netz die Freiheit der Kunst / der Kunstformen weiter einschränken?*

Max Hollein: Kunst wird immer nicht nur alle Möglichkeiten ausnutzen, sondern auch fortwährend erweitern und die Grenzen verschieben.

STANDARD: *Nirgendwo verschmelzen Kunst und Mode so wie in New York. Wie eng ist diese wechselseitige Beziehung mittlerweile?*

Nina Hollein: Die Synergie sieht an der Oberfläche so aus: Die Modewelt sucht dringend Anerkennung im Museum, und die Kunstinstitutionen nutzen die breit gestreute Anziehungskraft der Mode.

Max Hollein: So wie Malerei, Skulptur oder Film ist auch Mode eine bedeutende künstlerische Ausdrucksform, wobei die Grenzen zwischen diesen Medien zunehmend verschwinden.

STANDARD: *Wien, New York, Frankfurt, San Francisco, New York: Wie schön oder wie anstrengend ist eine globalisierte Lebensform?*

Nina Hollein: Beides stimmt – sehr schön und sehr anstrengend! Ein Umzug als fünfköpfige Familie ist nicht nur ein physischer Kraftakt. Man muss vor allem im Kopf dazu bereit sein, sich neu zu erfinden und in ein fremdes Umfeld einzutauchen. So ein Neubeginn ist durchaus eine berauschende Sache, eine Mischung aus Adrenalin, Sorgen und Glückshormonen. Zu oft möchte man das aber nicht machen. Wir haben uns für unseren Weg immerhin über zwanzig Jahre Zeit genommen.

STANDARD: *Apropos Vision: Wenn man im Metropolitan Museum of Art und in New York gelandet ist, gibt es dennoch etwas, wo man noch hin will?*

Max Hollein: Wir sind gerade erst angekommen, an woanders den-

ken wir jetzt in keinem Fall. New York ist ein guter Ort zum Bleiben.

Nina Hollein: Und jeden Sommer kommen wir auf Urlaub nach Österreich.

MIA EIDLHUBER schreibt seit 2004 für den STANDARD, seit 2016 leitet sie das ALBUM.

NINA HOLLEIN, geb. 1971, studierte Architektur in Wien und arbeitete zunächst für verschiedene Architekturbüros (u. a. Albert Speer). Die Designerin und Autorin gründete 2009 ihr eigenes Label (ninahollein.com) und lebt seit dem Sommer – nach den Stationen Frankfurt und San Francisco – mit ihrem Mann Max Hollein und den drei Kindern in New York City. Foto: HO



MAX HOLLEIN, geb. 1969 in Wien, leitet seit Sommer 2018 das Metropolitan Museum in New York City. Der Sohn des Architekten Hans Hollein studierte in Wien Wirtschaft und Kunstgeschichte und war zunächst am Guggenheim-Museum in NY tätig. Hollein leitete 15 Jahre lang die Schirn-Kunsthalle in Frankfurt, später zusammen mit dem Städel-Museum und dem Liebieghaus.

ÖBB

Mehr Infos unter oebb.at/hellekoepfe

HELLE KÖPFE FINDEN IMMER EINE LÖSUNG.

Melina ist Querdenkerin. Das muss sie auch sein. Denn als Logistikerin bei der ÖBB Rail Cargo Group hat sie es täglich mit komplexen Transportaufträgen zu tun. Geht es doch darum, ganz Europa mit Asien zu vernetzen. Den Überblick verliert sie zusammen mit ihren Kollegen und Kolleginnen dabei nie. **IMMER IN BEWEGUNG. ÖBB.**



HERBERGEN FÜR NOMADEN:
Die Architektur der Zukunft bietet die Möglichkeit, zwischen Anonymität und Partizipation zu wählen.

Auch digitale Nomaden brauchen Wurzeln

Remote Working verändert nicht nur die Arbeits-, sondern auch die Wohnwelt. Warum als Vorbild dafür eher das Tiroler Generationenhaus als der luxuriöse Skyscraper in New York taugt.

Bruno Haid

Man weiß nicht genau, ob sich 1988 irgendjemand in der Redaktion während der Vorbereitungszeit der ersten STANDARD-Ausgabe den brasilianischen Architekten Oscar Niemeyer, der in jenem Jahr mit dem renommierten Pritzkerpreis ausgezeichnet wurde, und seinen zentralen Gedanken „Wir müssen Träume haben, auch wenn sie nie wahr werden“ zum Vorbild genommen hat.

Vermutlich schon, und selbst wenn nicht: Wahr geworden sind die Träume trotzdem. Dummerweise gilt das auch für jene der Konterrevolutionäre, und somit hat 30 Jahre später Brasilien sehr wahrscheinlich in Kürze einen rechtspopulistischen Präsidenten.

Jetzt wäre es natürlich zu viel, gesellschaftliche Entwicklungen rein der Architektur, der Art, wie wir unsere Lebens- und Arbeits-

welten gestalten und wie wir diese Räume nutzen, zuzuschreiben. Aber man darf sie auch nicht unterschätzen.

So war es zum Beispiel die Wiener Architektin und Widerstandskämpferin Margarete Schütte-Lihotzky, die 1926 die moderne Wohnküche erfand. Ehe die überzeugte Feministin ihre Frankfurter Küche für ein Wohnbauprojekt ebendort vorgestellt hat, bestanden die meisten Wohnungen aus zwei Zimmern: eines zum Kochen, Baden, Schlafen, Essen und für die meisten anderen praktischen Funktionen, und ein Zimmer für spezielle Anlässe wie Sonntage oder Familienbesuche. Man muss nicht lange grübeln, um zu erkennen, warum die von Schütte-Lihotzky erdachte Aufteilung in Küche, Wohn- und Schlafzimmer einen unaufhaltsamen globalen Siegeszug von bürgerlichen Stadtwohnungen bis zu bäuerlichen

Stuben angetreten hat. Es sind eben oft die Details, die einen großen Unterschied machen: So ist es eine gängige These, dass Milchglas-scheiben zwischen den Arbeitsplätzen und vier Milchsorten in den Gemeinschaftskühlschränken das US-Unternehmen We Work zum weltgrößten Co-working-Anbieter gemacht haben. Funktional und doch individuell.

2018 befinden wir uns in einer Individualitätskrise ungekannten Ausmaßes.

Heute würden wir alles kaufen, wenn es nur Zugehörigkeit verspricht. Marketer preisen Zahn-pasta als Community-Erlebnis an, und Leute schließen sich lieber rechten Bewegungen an, als auf sich allein gestellt zu sein. Wo haben wir diesen menschlichen Maßstab verloren, und wie können wir ihn wiederherstellen?

Die Suche nach Gemeinschaft

Wir müssen neue Gemeinschaften bauen. Und wir müssen diese unter eine gemeinsame Verantwortung und Eigentümerschaft stellen. Denn gerade weil klassische Strukturen wie Betriebe, Vereine und Ehen sich immer mehr auflösen, werden unsere Wohn- und flexiblen Arbeitsorte zu zentralen Schauplätzen.

Es kristallisieren sich drei große aktuelle Trends heraus, von denen man ziemlich sicher annehmen kann, dass sie auch noch die nächsten 30 Jahre bei uns bleiben werden. Das ist der Bedarf nach mehr Flexibilität, trotz mancher Regression nach mehr Globalität – und nach lebendigen sozialen Räumen.

War früher das Vorstadtreihenhaus das höchste Ziel, so ist es für die Millennials und die nachkommende Generation ein nomadenhaftes Leben in möglichst vielen interessanten Städten. Der Dreijahresmietvertrag wird weniger relevant, genauso wie der Kauf einer Immobilie mit dem Ziel, ein

Leben darin zu verbringen. Co-working-Places und eine neue Generation interessanter Langzeit-hotelprojekte profitieren davon.

Denn der technologische Fortschritt macht uns ortsunabhängiger, schon lange, doch die gesellschaftliche Akzeptanz der daraus entstehenden

Arbeitsmodelle folgt mit Zeitverzögerung erst jetzt. So

war es schon 2005 mit Skype möglich, sich fast von überall aus zu verbinden, aber erst Tools wie Slack, Google Hangouts und Co sorgen dafür, dass Vorgesetzte die Augenbrauen nicht mehr

ganz so hoch ziehen, wenn sich die freie Mitarbeiterin von Buenos Aires oder Bali aus zur Arbeit einwählt.

All das wird in Zukunft dafür sorgen, dass sich lebenslange Lokalgemeinschaften und globale Branchenzentren weiter fragmentieren und durch Gruppen ersetzt werden, die sich anhand von oft ähnlichen Interessen frei zwischen immer mehr Orten bewegen. Diese Entwicklungen machen es umso wichtiger, den Fokus darauf zu legen, dass unsere Räume sozialer gestaltet werden.

Gefahr der Isolation

Der aktuelle Konjunkturzyklus definiert sich durch oftmals leerstehende Luxuswohnungen, aber das hat weder hinsichtlich Le-



DER STANDARD: Das Leitmedium für Leitentscheidungen.

Wir gratulieren herzlich und bedanken uns für 30 Jahre leidenschaftlichen Qualitätsjournalismus und das Vertrauen für die erfolgreiche Zusammenarbeit!

maria windhager

RECHTSANWALTSKANZLEI

Maria Windhager
Elsa Wessely
Wolfgang Niklfeld



COWORKING-KONZEPT AUF COLIVING ERWEITERT: Angebote wie roam.co bieten Luxusabsteigen für Digitalnomaden, wo diese unter einem Dach zusammenleben, arbeiten und networken können. Ab 1800 Dollar im Monat kann man jederzeit in einem der vier Coliving-Spaces von Bali bis New York absteigen.

Fotos: roam.co

Wir brauchen Wohnräume, die es einfach, nicht schwerer machen, sich über gefühlte Grenzen hinweg zu begegnen.

bensqualität noch sozioökonomisch eine lange Zukunft.

Wie hoffentlich ebenso wenig die Verhärtung der Fronten im Kampf der Identitätspolitik: In San Francisco gibt es neuerdings eigene Coworking-Angebote nur für Frauen oder die LGBT-Gemeinde. Durchaus gut gemeint, birgt das natürlich das Risiko weiterer Isolation – dass unsere digitalen Filterblasen uns auch im echten Leben immer mehr abschotten.

Wer die Zukunft sucht, findet sie eher im Tiroler Generationenhaus als im New Yorker Skyscraper. Wir brauchen Wohnräume, die es einfacher, nicht schwerer machen, sich über gefühlte Grenzen hinweg zu begegnen. In denen man flexibel Tage, Monate oder Jahre leben kann, mit einer Architektur der Optionalität und damit der Möglichkeit, zwischen Anonymität und Partizipation zu wäh-

len. Etwa im gemeinsamen Kochstudio, statt einsam vor dem Lieferessen zu sitzen. Mit Kino im Haus statt Netflix allein.

Neue Zugehörigkeit

Die Aufgabe der Zukunft wird es sein, uns aus unserer Isolation zu holen und trotz Ortsunabhängigkeit echte Zugehörigkeit zu finden. Nicht nur weil es politisch und ökonomisch, sondern auch gesundheitlich überlebenswichtig ist. So zeigen Metastudien zur Langlebigkeit, dass der mit Abstand wichtigste korrelierende Faktor nicht unbedingt die Ernährung ist, sondern wie sozial wir unsere Leben führen. Es ist nicht das Olivenöl, das manche griechische Fischerdörfer alt werden lässt – es gibt französische Gemeinden, die sich nahezu ausschließlich von Butter ernähren und eine ähnlich hohe durchschnittliche Lebenserwartung haben. Der entscheidende Faktor ist, dass die Nachbarstür offen steht, wenn einen Sorgen plagen. Das man einander zuhört, auch wenn man unterschiedlicher Meinung oder politischer Zugehörigkeit ist.

BRUNO HAID ist Gründer der globalen Coliving-Plattform roam.co. Davor gründete der Bauernsohn aus Tirol das Portal work.io. Er lebt in New York, eigentlich ist er aber „überall auf der Welt zu Hause“.



Fasern fürs Leben

Innovativ, smart und nachhaltig: LENZING™ Fasern werden aus dem nachwachsenden Rohstoff Holz gemacht. Sie bieten einzigartige Lösungen für Textilien und Hygiene- und Kosmetikprodukte – für unsere Kunden, Konsumenten und für eine intakte Umwelt.



www.lenzing.com





ist noch. nicht das Ende

Eigentlich könnte man mit 30 langsam vernünftig werden. Man hat ja schon ein wenig gelebt und fühlt sich auch zum ersten Mal ein wenig abgelebt. Der Körper macht sich bemerkbar. Ab jetzt wird alles leichter und schwerer. Lassen wir doch einfach weiterhin die Sau raus!

EWIG JUNG: *Christian Schachinger*

Das fängt ja gut an: Mit 30 ist früher im Mittelalter das Leben oft schon wieder zu Ende gegangen. Kirschkern verschluckt, Blinddarm rebelliert: Schon ist man tot. Ein Zahn wird eitrig: Das bedeutet den Tod. Man hat mit dem Nachbarritter einen Streit wegen kreativer Grenzsteinsetzung oder unternimmt mit einer gleichgesinnten Armee eine Reise nach Jerusalem, wo man auf örtlichen Widerstand trifft: Am Ende ist man immer tot.

Heute ist 50 das neue 40. Für das sollte man so tun, als sei man 30. Sonst muss man bis 70 dauernd mühsam nachjustieren. Das kann im Alter (70 ist das neue 60) ganz schön schwierig werden, wenn man an Arterienverkalkung leidet und seine sieben Zwetschken nicht beieinanderhalten kann.

Als ich 30 wurde, wusste ich zwar schon einige wichtige Dinge für mein späteres Leben. Immerhin hatte ich vier verschiedene Studienrichtungen in drei ver-

schiedenen Städten erfolgreich nicht fertig studiert. Daran bin ich übrigens nicht selbst schuld. Im letzten Fach hatten sie einfach zu viel theoretische Mathematik und komplizierte Milchmädchenrechnungen auf nationaler Ebene versteckt. Dafür hatte ich aber als Musiker zu diesem Zeitpunkt vier Alben mit zwei Bands aufgenommen, war ein Fachmann für Autobahnraststätten zwischen Wien, Bregenz und München – und galt gemeinsam mit meinen Bandkol-

legen als international angesehene Kapazität für Liptauerbrote im Backstagebereich.

Die Freunde, die nicht zum Studieren in die großen Städte gegangen waren, hatten zu diesem Zeitpunkt erste Scheidungen hinter sich. Diverse Rohbauten gehörten der Bank. Einmal wurde ich in meinem Heimatort zu einem „Veteranentreffen“ eingeladen und fand mich bei einem Diavortrag über eine Trachtenhochzeit wieder. Ich wollte sterben. Nein, ich wollte zehn Gin Tonic. Nein, ich wollte beides. Das war einer der letzten längeren Aufenthalte in meiner Heimat. Seither reise ich nur noch zu Beerdigungen an.

Apropos, mit 30 wird man aufgrund seiner Immernochgescheiterwerdung zusätzlich zu seiner jugendlichen Schönheit gerade in diesem Alter so unfassbar attraktiv, dass eines passiert: Sämtliche biologische Alarmglocken läuten ab diesem Alter Sturm. Lasst uns große, starke Babys machen! Die Attraktivität fußt natürlich auch darauf, dass sich zur Gescheitheit oft Klugheit gesellt. Andererseits schlagen Männer, die mit 30 noch immer nicht vergeben sind, ab diesem Alter gern den Weg des gescheit Dummseins ein.

Ein wenig abgelebt

Zur vielleicht in dieser Heftigkeit später nie wieder in den vorderen Hirnlappen vordringenden Klugheit gesellt sich natürlich auch die Erfahrung. Man hat ein bisschen gelebt. Man ist ein wenig abgelebt. Zumindest aber weiß man in der Theorie, wie Vernünftige gehen könnte. Immerhin lernen das schon vorhandene eigene Kinder gerade in der Schule oder im Kindergarten. Da kann man sich einiges abschauen. Wenn man Kinder hat, lernt man übrigens, Lehrer wieder nicht zu mögen. Diese starken Gefühle verunsichern oft die gegenüber Erziehungspersonen eigentlich anfangs noch toleranten Kinder. Ab 30 lernt man etwas Neues für das Leben: Kinder gehen gern in die Schule, Eltern nie. Ein Elternabend ist die Strafe für frühere Taten, die man nie begangen hat.

Medizinisch gesehen befindet man sich mit 30 (das ja eigentlich das neue 20 sein sollte) in einer schwierigen Phase. Innen im Körper liefern zwar wie erwähnt die Gescheitheit und das Klugsein spielerisch Sternstunden des geistreichen Dialogs. Ab 30 können allerdings bei entsprechender beruflicher Tätigkeit als Sitzriese schon einmal die Knochen zu krachen beginnen.

Als 50-, also 40-Jähriger, der im Wesentlichen noch immer 30 ist, weil es beige Pensionistenjacken und Hosen mit Gummizug ja gar nicht mehr zu kaufen gibt, weiß man trotzdem um die Hinfälligkeit von Knochen und Bandscheiben. Daran ändert auch dieses brüllbunte Zeug aus dem Modediskonter nichts, in dem längst auch 70-jährige Zauseln ausschauen wie Kindergartenkinder, denen man die Luft herausgelassen hat.

Das Alter ist zwar offiziell irgendwann in den 1950er-Jahren mit der marktinnovativen Erfindung des ewigen Teenagers verboten worden beziehungsweise im Rückzug begriffen. Leider hat sich das noch nicht bis in die Innereien, das Gebälk oder die Seh- und Hörorgane durchgesprochen.

Weil ich laut der Innviertler Großmutter immer zu viele depressive Bücher gelesen habe und mir einmal bei einem AC/DC-Konzert oder bei irgendwelchen Metallfedernsachbearbeitern im U4 ein Satz warme Ohren gemacht wurde oder ich aus Zufall bei einem eigenen Konzert vielleicht einmal mit dem Kopf zu nahe an den pfeifenden Verstärker geraten bin, sehe und höre ich nicht mehr gut. Ha?!

Zugegeben, das kann Vorteile haben. Wenn ich heute beim Orthopäden sitze, der mir gerade an

einem Fußgelenk herumgesägt und eine Titanplatte eingebaut hat, finde ich das durchaus angenehm, wenn man nicht alles versteht. Wenn man mit dem Fahrrad von einem Polizisten aufgehalten wird, weil eine blöde Geschichte an der Ampel passiert ist, wäre es andererseits von Vorteil, halbwegs gut zu hören.

Der Orthopäde sagt also irgendetwas, was nach mühsamem Alter und Rollator klingt. Die Haut ist definitiv auch nicht mehr das, was sie einmal war. Im Winter trinkt man statt Aquavit nun Oleovit. Vitamin D3 hilft auch gegen das Traurigsein und den Sonnenmangel. In der Bibel steht: „Wir sind nicht von der Nacht noch der Finsternis.“

Ab 30 ist es gut möglich, dass man nicht nur klug und gescheit ist und noch dazu noch alle Haare an der richtigen Körperstelle, nämlich oben auf dem Kopf, hat. Immer öfter werden auch Stimmen im Kopf laut, die einem sagen, dass man von sieben Wochentagen eigentlich zwei am Abend und nachts zu Hause bleiben könnte. Der Körper würde „Vergelt's Gott!“ sagen. Die Haare wachsen natürlich weiter, nur an den falschen Stellen.

Wer das beherzigt und noch dazu viel Bewegung an der frischen Luft macht, der hat es dann vielleicht einmal pünktlich ab dem 50. Geburtstag nicht jeden Tag in der Früh wieder mit einem neuen Zwicken und Zwacken oder Zipperlein zu tun, und er muss eventuell nicht die ersten Minuten außerhalb des Betts als rechter Winkel durch die Küche zum Kaffee schleichen.

Haare werden ein Thema

Apropos Haare. Haare werden ab 30 ein wichtiges Thema. Am besten werden Haare natürlich kein Thema, aber das ist reine Genetik. Danke, Mutter! Danke, Vater! Irgendwann hat der Großvater angefangen, sich ein Geschmier ins Haar zu reiben, das aus Knoblauch, Eidotter und Malzbier bestanden hat – oder hat er das getrunken?

Nein, die Großmutter hat so etwas getrunken, nur ohne Knoblauch, dafür mit Zucker. Die Großmutter ist wegen des Gestanks jedenfalls im Alter aus dem gemeinsamen Schlafzimmer ausgezogen. Ich denke, es ging weniger um Haarwuchs. Der Großvater wollte einfach seine Ruhe haben.

Wenn man keine Haare mehr hat, muss man sie übrigens nicht färben. Das ist der Vorteil von keinen Haaren. Gefärbte Haare sind in der Männerwelt leider ein Thema, zu dem man nur anmerken kann, dass es blöd aussieht, wenn unter einem glänzend schwarzen Haarschopf ein Gesicht wie eine Krokodilledertasche hängt.

Ab 30 wird das Leben also nicht immer leichter. Okay, wenn es gut läuft, hat man zumindest weniger finanzielle Sorgen. Das lässt sich aber heute auch nicht mehr so sicher sagen. Das Leben wird ab 30 aber definitiv interessanter. Die interessantesten Erlebnisse erweisen sich dabei nicht immer als die angenehmsten. Freunde gehen, Freunde kommen. Schön ist es, wenn man einige aus der Jugendzeit herüberretten kann. Mit irgendjemand Vertrautem muss man schließlich einmal in den Park Taubenvergiften gehen. Wird es dann die Rente noch geben? Nächstes Jahr? Schmäh.

Was wirklich toll ab 30 ist: Für all die Bücher, die man ab jetzt liest, wird man in 20 Jahren keine Zeit mehr haben, weil die Tage viel zu kurz geraten. Die wesentliche Erfahrung beim Älterwerden ist

jene, dass einem die Zeit zwischen den Fingern zerrinnt. Das ist natürlich besser, als sich zu langweilen. Man sollte sich aber mit 30 nicht davon täuschen lassen, dass man sich mit vielen Dingen im Leben noch etwas Zeit lassen kann. Zeit geht ganz schnell aus.

Vielleicht wäre es eigentlich gar nicht so gut, mit 30 gescheit und klug und vernünftig zu werden. Möglicherweise würde es ja auch Spass machen, die nächsten fünf oder zehn Jahre oder so noch einmal so richtig die Sau rauszulassen. Leute, so fesch und jung kommen wir alle sicher nicht mehr zusammen!

Also gut, überredet. Wir sind jetzt 30. Lassen wir die Sau raus. Aber so richtig.



INNOVATION,
die weltweite
STANDARDS setzt.



30.000 Mitarbeiter setzen täglich auf Innovation und Leidenschaft.

Die größten Erfolge beginnen mit einer großartigen Idee. Daher setzt NOVOMATIC bei der Entwicklung von neuen Gaming-Technologien auf das Know-How internationaler Mitarbeiter in 28 Technologiezentren auf der ganzen Welt und arbeitet grenzüberschreitend mit technischen Universitäten zusammen. www.novomatic.com



NOVOMATIC
Winning Technology



30 Jahre

DER STANDARD:

Sie haben richtig

gelesen.

DER STANDARD ist ein Qualitätsmedium und steht seit 30 Jahren für Unabhängigkeit, Unbeugsamkeit und eine kritische, fundierte Berichterstattung, frei von politischen und institutionellen Einflüssen. Ziel war und ist stets, die österreichische Medienlandschaft zum Besseren zu verändern und eine Basis für offenen, differenzierten Diskurs zu schaffen.

Anders gesagt: DER STANDARD beweist seit 30 Jahren Haltung, genauso wie es seine Leserschaft tut. Dieser Umstand ist relevanter denn je. Und dafür sagen wir heute Danke.